Princeton University Library
32101 068985678

78

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Gesammelte Romane

von

Theodor Hermann Pantenius.

IV. Band:

Im Gottesländchen.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1898.

Im Gottesländchen.

Zwei Erzählungen aus dem Kurländiſchen Leben

von

Theodor Hermann Pantenius.

Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klaſing.
1898.

Um ein Ei.

OCT 2 1921

(RECAP)
469356

Erſtes Kapitel.

Die Frühlingsſonne ſchien warm und voll, aber aus dem Boden, auf dem unſere Erzählung beginnt, hätten ihre belebenden Strahlen kein Grün hervorzaubern können, auch wenn die eiſigen Nordwinde, die nun ſchon ſeit vierzehn Tagen vom Meer her wehten und noch vor einigen Tagen einen Spätwinter mit Schneetreiben gebracht hatten, nicht geweſen wären. Dieſer an der kuriſchen Küſte gelegene Landſtrich, den man „die Limpik“ nennt, bietet mit Ausnahme des Winters, in dem auch ihn eine ſchöne, weiße Schneedecke verhüllt, in jeder Jahreszeit immer dasſelbe Bild einer gelbbraunen Sandwüſte, die ſich von ihren bekannteren Schweſtern nur dadurch unterſcheidet, daß ſie nur gegen eine Meile lang und eine halbe Meile breit iſt, und überdies eine ſo abgelegene Lage hat, daß ſie gewiß nur höchſt ſelten von einem des Schreibens kundigen Manne betreten wurde.

Die Limpik iſt nicht immer eine Wüſte geweſen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bildete ſie eine ſchmale, mäßig fruchtbare Nehrung zwiſchen dem öden Meeresſtrande und den unter dem Niveau des

Meeres liegenden und dadurch zu ewiger Unfruchtbarkeit verurteilten Sümpfen, den ſogenannten Grihnen, die mit alten aber kaum mannshohen Krüppelfichten beſetzt, in einer Breite von faſt einer Meile die Limpik von den eigentlichen Waldungen trennen. Früher ſtanden hier, durch hohe Dünen geſchützt, einige Fiſcherdörfer, deren Bewohner ſich mit Hilfe der Fiſche im Meer und des ihre Kartoffel- und Haferfelder trefflich düngenden Seetangs nicht kümmerlicher nährten als die übrigen Strandbauern an der kuriſchen Küſte. Das wurde aber anders, als ein unverſtändiger Beſitzer des Gutes, zu dem ſie gehörten, die alten Kiefern, die auf den Dünen ſtanden, ſamt und ſonders zu gleicher Zeit abholzen ließ. Der Wind hob allmählich die nun ſchutz- und haltloſen Dünen auf und ſchüttete den Sand, aus dem ſie beſtanden, über die Dörfer und die zu ihnen gehörenden Felder aus, ſo daß nach einigen Jahren dieſe aufgegeben und jene verlaſſen werden mußten. Der Sand begnügte ſich aber nicht mit dieſer Eroberung, er ſah ſie vielmehr nur wie eine Breſche in der Mauer an, und dehnte ſich nach rechts und links immer weiter aus. Landeinwärts erwies ſich bald jeder Widerſtand als vergeblich, und man mußte ihn gewähren laſſen bis an den Sumpf, der ihm Halt gebot; von Süden und Norden her aber bekämpfte und bekämpft man ihn noch energiſch, wenn auch nicht eben ſehr erfolgreich, denn die Einöde dehnt ſich von Jahr zu Jahr weiter aus.

In die Limpik nun lenkte um die zehnte Stunde eines Aprilſonntags ein bäuerliches Gefährt ein, das

auf einem ſchmalen Damm, der hier durch den Sumpf führt, gekommen war. Auf der Limpik ſelbſt gibt es weder Weg noch Steg; man fährt, wenn man nach Süden will, gerade auf eine hohe Kiefer zu, an deren Fuß das fruchtbare Land und damit auch der Weg wieder beginnt. Der Wezwagarbauer — ſo wurde der Mann im Wagen nach ſeinem Bauernhofe genannt — legte daher, nachdem er ſeinem Pferde die Richtung angegeben hatte, die Leine unter ſein rechtes Bein und wandte ſich zu ſeiner neben ihm ſitzenden Frau, die ſich, im rauhen Nordwinde fröſtelnd, tief in ihren Pelz gehüllt hatte.

„Es iſt mir unbegreiflich," ſagte der Bauer, während er mit der Peitſche von Zeit zu Zeit in den Sand ſchlug, „wie die Leute hier ſo träge und faul ſein konnten, daß ſie dem Sande ruhig das Feld räumten. Da hätte ich dabei ſein ſollen!"

„Das muß doch ſo Gottes Wille geweſen ſein," meinte die Bäuerin.

„Wie kannſt du ſo thöricht reden," brauſte ihr Mann auf. „Wie ſoll es Gottes Wille ſein, daß wir träge die Hände in den Schoß legen, wenn uns ein Unglück droht. War es etwa auch Gottes Wille, daß man ſo unſinnig war, alle Bäume auf den Dünen gleichzeitig zu fällen?"

„Nun, wenn Gott es nicht gewollt hätte, ſo wären ſie nicht gefällt worden."

„Recht ſo!" rief der Bauer höhniſch. „Natürlich! Als die Anna in Wedge mit offenem Licht in die Flachskammer ging und darüber das ganze Geſinde

aufbrannte, so daß der Bauer um alle seine Habe kam, geschah das wohl auch nach Gottes Willen?"

„Warum nicht?" fragte die Bäuerin, wandte sich um und sah ihren Mann aus ihren blauen Augen so tief ernst an wie immer, wenn sie über solche Dinge in Streit gerieten — was oft geschah. „Hast du den Leuten in Wedge so tief in die Seelen gesehen, daß du wissen kannst, ob sie es nicht reichlich verdienten, daß ihnen Habe und Gut vom Feuer verzehrt wurde? Wie können wir wissen, ob sie sich nicht so schwer versündigt hatten, daß es allerdings nach Gottes Willen geschah, daß Anna mit offenem Licht in die Flachskammer ging und so die Feuersbrunst hervorrief? Müssen wir nicht annehmen, daß es wenigstens zu ihrem Besten geschah?"

„Dann meinst du wohl auch, daß die Bewohner der Dörfer, die einst hier standen, so arge Sünder waren, daß Gott ihnen um ihrer Sündhaftigkeit willen die Felder versanden ließ?"

„Das weiß ich nicht. Ich will den Leuten nicht unrecht thun, allein es liegt nahe anzunehmen, daß sie Gottes Zorn auf sich geladen hatten. Wenn Gott die Städte Sodom und Gomorrha um ihrer Sünden willen im Feuer untergehen ließ, warum sollte er da nicht auch diese Dörfer um der Sündhaftigkeit ihrer Bewohner willen verderbt haben?"

Der Bauer griff unwillig wieder zu den Zügeln und ließ den Fuchs rascher traben.

„Du hättest den Pastor heiraten sollen," sagte er mit kurzem Auflachen. „Ich will dir aber sagen, wie

dein Mann, der freilich nur ein einfacher lettiſcher Bauer iſt, die Sache anſieht. Wie das mit Sodom und Gomorrha zuging, weiß ich nicht — das iſt lange her, geht mich auch nichts an — wie aber dieſe Dörfer verſandeten, weiß ich ganz genau. In dieſer Geſchichte kommt der liebe Gott gar nicht, wohl aber kommen darin viele dumme Menſchen vor. Dumm war einmal der Baron, der die Dünen abholzen ließ; dumm waren zweitens die Bauern in den Dörfern, die ſie nicht gleich mit Raſen bedeckten und mit jungen Bäumchen bepflanzten; dumm war endlich die Gemeinde, die, ſtatt ſich zuſammenzuſcharen wie ein Mann und dem Übel zu wehren, ruhig zuſah, wie ein Geſinde nach dem anderen vom Sande verſchlungen wurde. Ich will dir noch etwas ſagen, was dir, die du jung und unerfahren biſt, ſchrecklich klingen wird, was aber darum nicht weniger wahr iſt: in Bezug auf menſchliche Dinge gibt es gar keinen Willen Gottes. Gott will gewiß mancherlei, aber um menſchliche Angelegenheiten bekümmert er ſich nicht. Auf die haben nur zwei Dinge Einfluß: die Natur und der menſchliche Wille. In Bezug auf erſtere kann niemand etwas ändern, weder Gott noch Menſchen; wenn es nicht regnet, ſo verdorrt alles, trotz Gott und Menſchen. Was aber den letzteren anbetrifft, ſo iſt er eben dumm oder klug, je nachdem der Menſch, der ihn hat, dumm oder klug iſt. Iſt der Menſch klug, ſo kommt er überall vorwärts und ſchafft etwas; iſt er aber dumm, ſo bleibt er in allen Dingen zurück und bringt nichts zu ſtande."

„Du haſt unrecht," erwiderte die Bäuerin feſt. „Nicht darauf kommt es an, ob unſer Wille klug oder dumm, ſondern darauf, ob er gut oder böſe iſt. Übrigens," fügte ſie ſeufzend hinzu, „können wir uns ja hierüber leider doch nicht verſtändigen."

„Leider," rief der Bauer und lachte nach ſeiner Art kurz auf. „Das thut aber nichts. Halte du es nur immer mit deinem ‚gut', ich will ſchon dafür ſorgen, daß du es auch mit meinem ‚klug' hältſt. Du wirſt ſehen, dann wird es Gottes Wille ſein, daß es uns gut ergehen wird, nach wie vor. Wie die Saat, ſo die Ernte. Es iſt noch nie vorgekommen, daß jemand Hafer ſäete und Diſteln erntete."

„Rede nicht ſo läſterlich," ſchluchzte die Bäuerin. „Dein Reden muß und wird Unglück herabziehen auf uns und unſere Kinder."

Der Bauer umfaßte nun ſeine Frau, drückte ſie an ſich und ſagte ihr die zärtlichſten Liebesworte. Er hörte damit nicht eher auf, als bis ſie ſich die Thränen aus den Augen gewiſcht hatte und ihn wieder ſo freundlich anlächelte wie gewöhnlich. Dann ſetzten ſie ihren Weg ſchweigend fort, bis ſie ihr Ziel, das Geſinde nämlich, das der Bruder der Bäuerin in Pacht hatte, erreicht hatten.

Das Breedegeſinde, ſo hieß der Bauerhof, ſtieß von Süden her hart an die Limpik, ein Umſtand, der ſich nur zu ſehr bemerkbar machte. Die verwahrloſten und verfallenden Baulichkeiten lagen hart am Fuße eines hohen Sandberges, der dadurch entſtanden war, daß man hier zum Schutz gegen den Sand mehrere

haushohe, miteinander gleichlaufende Zäune aus Flechtwerk aufgerichtet hatte.

An diesen Zäunen hatte sich der vom Nordwest herangepeitschte lockere Flugsand zu einem hohen Hügel aufgetürmt und hier für eine Weile Ruhe gefunden. Auf die Dauer erwies sich aber auch dieses Mittel als unzureichend, denn seit der Sand den Rücken des Zaunes erreicht hatte, trieb jeder anhaltende Wind die oberste Sandschicht über die Zäune und Häuser weg auf die Felder, die in den sie einfassenden, aus Feldsteinen roh aufgerichteten niedrigen Mauern nur zu wenig Schutz fanden.

Die langgezogenen schaumgekrönten Wogen des Meeres brandeten kaum hundert Schritte von den Gebäuden des Gesindes an den Sand der Küste.

Kommt, ihr Mädchen, laßt uns schauen
Linnen, auf dem Meer gewebt!
Schilf ist Aufschlag, Schaum ist Einschlag,
Aber Weber ist der Sturmwind

sang die Bäuerin leise vor sich hin.

Als der Wagen vor dem Wohnhause hielt, erhoben einige nur dürftig bekleidete Kinder, die bis dahin damit beschäftigt gewesen waren, ein graues, hochbeiniges Kalb durch einen kleinen gelben Köter unter lautem Zuruf: He, Hatz, Citron! auf dem Hofe umherhetzen zu lassen, ein lautes Jubelgeschrei, und riefen dadurch ihre Eltern vor die Thür. Die junge Hausfrau, deren Haar trotz des Sonntags arg zerzaust aussah, sprang, obgleich sie ihr jüngstes Kind auf dem Arm hatte, der Schwägerin leichtfüßig ent-

gegen, küßte ſie und drückte dem Schwager herzlich die Hand. Auch ihr Mann hieß in ſeiner linkiſchen Weiſe die Gäſte willkommen und ſah dann halb neugierig, halb ſcheu zu, wie die Schweſter allerlei Gutes aus dem Wagen hervorholte, das ſie, die Wohlhabende, den armen Verwandten mitgebracht hatte. Da waren zwei Packen Wand (ein ſelbſtgewebter Kleiderſtoff), ein paar Schinken, zwei große Stücke Schweinefleiſch für die Erwachſenen, Sohlen (Pfefferkuchen) und ſüß duftende friſche Schmantkuchen für die Kinder.

Während die Wezwagarwirtin ſo ihre Schätze auskramte und ſich in ihrer beſcheidenen Weiſe noch bei jeder einzelnen Gabe entſchuldigte, daß ſie aus dieſem oder jenem Grunde nicht ſo geraten wäre, wie ſie wohl hätte geraten ſollen und hätte geraten können, und während andererſeits die Schwägerin ſich in Dankſagungen erſchöpfte, ſtand der Wezwagarwirt oder, wie wir ihn nach Landesſitte kurzweg nennen wollen, Wezwagar, mit tief in die Hoſentaſchen verſenkten Händen dabei und ſchmunzelte behaglich. Er war ſehr glücklich und zwar aus doppeltem Grunde: einmal, weil er an der liebevollen und beſcheidenen Art, in der ſein herziges Weib ihre Gaben darbrachte, ſeine helle Freude hatte; dann aber auch, weil er ſtolz darauf war, daß ſein Wohlſtand ihr erlaubte, nach Herzensluſt zu ſchenken. Aus dieſen Gründen war er denn auch mit dem Schenken ganz einverſtanden, obgleich er der Überzeugung lebte, daß durch dasſelbe ebenſo viel erreicht wurde, als wenn man Wand, Schinken und Schweinefleiſch gleich ins Meer geworfen hätte.

Die Frauen begaben ſich nun in die Wohnſtube, in der es ſchmutzig und verwahrloſt ausſah, ſo daß die Neuangekommene erſt den ihr angebotenen Stuhl mit einem auf dem Tiſch liegenden Lappen reinigen mußte, ehe ſie Platz nehmen konnte. Die Hausfrau ſchien das nicht zu bemerken; ſie holte ſich aus der Nähe des Ofens einen hohen Schemel herbei, auf dem bisher eine große ſchwarze Henne Mittagsruhe gehalten hatte, und ſetzte ſich neben die Schwägerin, die ſie zärtlich umfaßte.

„Du glaubſt nicht, Schweſterchen," ſagte ſie dann, „wie ſehr ich mich nach dir geſehnt habe und wie ſehr ich mich freue, dich wieder hier zu haben. Seit wir euch zu Weihnachten beſuchten, habe ich die Tage bis zum Wiederſehen gezählt."

Sie erzählte nun in ihrer geſchwätzigen Art von allerlei Vorkommniſſen in der Nachbarſchaft und ging dann unter vielen Entſchuldigungen in die Küche, um für das Mittagseſſen zu ſorgen.

Frau Wezwagar ſaß ſtill da, lauſchte dem eintönigen Brauſen des Meeres und blickte thränenfeuchten Auges in der Wohnſtube ihres väterlichen Hauſes umher. Da hatte es ja auch, als ihr Vater noch lebte, ſehr viel ärmlicher ausgeſehen als in den Zimmern der wohlhabenden Bauern drüben, jenſeits der Grihnen, aber ſie war ſauber geweſen wie ein Puppenſchächtelchen und wohl im ſtande. Damals hatte auch noch allerlei ſeltſames, fremdartiges Gerät, wie es von den geſtrandeten Schiffen her gelegentlich in die Hütten der Strandbauern kommt, ſie geſchmückt. Da

waren blau und weiß gewürfelte Schüſſeln und Teller geweſen, eine Mahagonikommode mit blanken Meſſingbeſchlägen, ein großes kunſtvoll aus Holz geſchnitztes Tintenfaß. Alle dieſe Herrlichkeiten, die von dem kleinen Mädchen ſo oft angeſtaunt worden waren, hatte ſpäter, als der Vater tot war, und der Sand immer weiter vorrückte, der Bruder für wenig Geld an einen jüdiſchen Hauſierer verkauft. Was würde, dachte die junge Frau, der Vater dazu ſagen, wenn er jetzt hier einträte und fände alles ſo ſchmutzig und verkommen. Sie ſah im Geiſt ſein ſtrenges, von zahlreichen Falten durchfurchtes Geſicht ſich plötzlich gleichſam zuſammenfaſſen, während die Zornesader an ſeiner Stirn anſchwoll. Wie hatte er ſelbſt ſie, ſeinen Liebling, rauh anfahren können, wenn ſie es ihm nicht ſauber genug gemacht hatte! Es ſchien ihr, als ob draußen das Meer zorniger rauſchte als bisher.

Jetzt kam die Schwägerin wieder herein, auf einen Augenblick, wie ſie ſagte, und erzählte in aller Eile von Heinrich Dalus, der vor einigen Wochen, während er bei nächtlicher Weile den Elentieren nachſtellte, vom Buſchwächter überraſcht, und als er ſich zur Wehre ſetzte, erſchoſſen worden war. Das würde übrigens dem Buſchwächter ſchlecht bekommen, denn Hans Dalus und Peter Wilks hätten geſchworen, daß ſie es dem deutſchen Schurken ſchon bezahlen wollten, und ſie ſeien die Männer dazu, ihre Drohung wahr zu machen. Man könne ſich alſo auf intereſſante Ereigniſſe gefaßt machen, zumal Michel Sidorow, der

neue Grenzreiter in Lapskaln, auch mit dem Fremden ein Hühnchen zu pflücken habe, weil er ihn bei der Marie-Lihse vom Meschinggesinde ganz und völlig aus dem Sattel gehoben habe.

Damit war die Schwägerin wieder zur Thür heraus. Die junge Frau fragte sich, während die redselige Schwägerin neben ihr schwatzte, ob der selige Vater wohl zufrieden wäre, wenn er auf ihre Wohnung und ihren Haushalt herabsehen könnte, und sie war glücklich, die Frage bejahen zu können.

Als sie so im Geiste ihr Haus mit dem der Schwägerin verglich, entschuldigte sie diese sogleich mit ihrer Armut. Ja, ja, es ist nicht schwer, Haus und Kinder ordentlich und reinlich zu erhalten, wenn man es vollauf hat; erst die Armut würde daraus ein Verdienst machen. Ach ja, die Armut!

Die Schwägerin kam wieder herein und deckte den Tisch. Frau Wezwagar seufzte schwer und fragte dann plötzlich: „Werdet ihr morgen die Pacht bezahlen können?“ Die Schwägerin stutzte und errötete tief, lachte aber dann gezwungen auf und erwiderte: „O, gewiß!“

Frau Wezwagar war aber nicht so leicht abzufertigen. „Du weißt doch,“ sagte sie, „daß morgen der Georgitag ist, an dem die Pacht gezahlt werden muß. Habt ihr wirklich alles nötige Geld zusammen?“

„O! das ist ja nicht so viel. Du weißt doch, daß wir, seit uns der Sand auf den Hals kam, nur noch ein Dritteil der früheren Pachtsumme zu entrichten haben. Die Pacht ist jetzt nicht hoch.“

„Einerlei, aber habt ihr dieſes Dritteil beiſammen?“

„Warum ſollte Jakob es nicht beiſammen haben?“

Die junge Frau ſeufzte abermals ſchwer. „Jakob hat es bisher noch nie rechtzeitig gehabt,“ erwiderte ſie. „Hat er dir geſagt, daß er es jetzt beſitzt?“

„Nein, das nicht. Wir haben noch nicht darüber geſprochen. Aber nun komm, ich muß dir doch mein Kalb zeigen.“

Die junge Frau ſeufzte wieder. „Herzensſchweſter,“ ſagte ſie, „das Kalb können wir auch nachher beſehen. Jetzt wollen wir die Geldfrage erledigen. Du weißt doch, daß der Baron am vorigen Georgi drohte, daß Jakob, wenn er noch einmal die Pachtſumme nicht voll und rechtzeitig entrichtete, von Haus und Hof müßte. Du weißt doch auch, daß der Baron immer ſo handelt, wie er ſpricht, wie kannſt du da ſo leicht über die wichtige Frage hinweggehen? Hat Jakob das Geld?“

„Ob er das Geld hat? Aufrichtig geſagt: ich glaube nicht. Wie ſollte er es auch haben? Denke doch nur an den Sand, Schweſterchen. Es wächſt ja faſt nichts mehr auf den Feldern. Dann weißt du ja auch, wie uns der liebe Gott in dieſem Winter heimgeſucht hat. O Gott, o Gott, wie hat er uns heimgeſucht! Im Herbſt fiel uns der Braune, zu Weihnachten wurden uns zwei Schweine ſo krank, daß wir ſie ſchlachten mußten, und zu Oſtern ſtürzte auch die ſchwarze Kuh. Jakob hatte nur gerade noch Zeit, ſie zu töten und ſo das Fleiſch zu retten. Ich

bitte dich, Schweſterchen, wie ſollen wir da das Pachtgeld haben? Ich ſage dir, die Leute ſingen Spottlieder auf unſere Armut. Heinrich Dalus ſang mir noch am Tage, ehe er erſchoſſen wurde, zu:

Ach, du lieber See von Durben,
Gönn mir einen einz'gen Gründling!
Davon kocht ſich mein Geſinde
Für drei Tage Veſperkoſt.

Wie ſollen wir da das Pachtgeld haben?"

„Was werdet ihr denn aber morgen thun?"

„Ich weiß noch nicht, was Jakob thun wird, aber er wird ſich ſchon zu helfen wiſſen. Er wird ſich das Geld morgen leihen."

„Daraus wird nichts werden, Schweſterchen. Habt ihr denn gar nichts?"

„O, wir haben den größten Teil. Wie werden wir denn am Vorabend von Georgi gar nichts haben? Es fehlen uns eben nur noch einige Rubel."

„Wieviel habt ihr denn?"

Die Schwägerin wollte mit der Zahl nicht recht heraus, aber ihr Gaſt ließ ihr keine Ruhe, bis ſie zugab, daß ſie bisher nur über einige wenige Rubel, den ſechſten Teil des Pachtgeldes, verfügten.

„Herzensſchweſterchen," ſagte Frau Wezwagar nun, indem ſie ihr Taſchentuch hervorholte und aus einem Knoten in demſelben die noch fehlende Summe entnahm, „ich kann es nicht anſehen, daß Jakob aus dem Geſinde unſerer Väter vertrieben wird. Da habt ihr für diesmal das Geld, aber werdet doch um Gottes willen ſparſamer und umſichtiger. Ich kann euch das Geld

nicht alljährlich ſchaffen, und der Baron verſteht keinen Spaß. Es wäre doch entſetzlich, wenn ihr einmal das Geſinde verlieren ſolltet!“

Der jungen Frau ſtrömten, während ſie ſo ſprach, die Thränen über die Wangen. Auch die Schwägerin ſchluchzte laut und verſprach unter nicht endenwollenden Dankſagungen, künftig mit mehr Umſicht zu handeln.

Während die Frauen ſo miteinander Rückſprache hielten, waren die Männer draußen damit beſchäftigt, daß ſie das Pferd ausſpannten, bedeckten und in den Stall führten. Da das als Stall dienende Gebäude ſich arg geſenkt hatte, ſo ließ ſich Wezwagars Fuchs nur mit Mühe durch die niedrige Thür bringen. Das Tier ſchien übrigens auch ſonſt keine Luſt zu haben, das unreinliche Gelaß, aus dem ihm ein paar ſtruppige Klepper entgegen wieherten, für einen Stall anzuſehen, und es bedurfte energiſchen Zugreifens von ſeiten ſeines Herrn, um ihn hineinzubringen.

„Schwager,“ ſagte Wezwagar, als das Unternehmen geglückt war, „du könnteſt deinen Stall auch reinlicher halten. Das ſieht hier eher wie eine Behauſung von Schweinen als wie ein Pferdeſtall aus.“

„Ach, du lieber Gott,“ rief der Angeredete und zog die Schultern ſo hoch in die Höhe, daß es ausſah, als ſäße ſein Kopf unmittelbar auf dem Rumpfe, „ach, du lieber Gott, du haſt gut reden. Du haſt Stroh vollauf und kannſt deine Pferde, wenn du willſt, auf Erbſenſtroh ſtellen; aber wo ſoll ich Armer die Streu hernehmen? Ich bin froh, wenn mir der

Sand ſoviel Stroh zu ernten erlaubt, daß ich meine Pferdchen damit füttern kann.“

„Nun,“ meinte Wezwagar, „du könnteſt dir mit getrocknetem Seetang helfen.“

„Ach, du lieber Gott, wie ſoll ich mir mit getrocknetem Seetang helfen! Was kann alle Streu nützen, wenn der Regen freien Zutritt hat?“

Breede wies bei dieſen Worten nach oben, wo allerdings der blaue Himmel durch eine breite Breſche im Dache hineinblickte.

„Du müßteſt eben mit der Reparatur des Daches anfangen,“ rief Wezwagar zornig. „Wie kann man ein ſolches Dach auf ſeinem Hof dulden.“

„Ach, du lieber Gott, du haſt gut reden! Ihr, die ihr drüben im fetten Lande ſitzt, könnt natürlich eure Dächer in Ordnung erhalten; aber wie ſoll ich Armſeliger damit fertig werden? Der Sand bringt mich um mein letztes bißchen Habe und Gut, und ich ſehe die Zeit kommen, wo ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen müſſen.“

Wezwagar ſtieß unmutig die Stallthür auf und trat hinaus, Breede folgte ihm. Dann wies er mit der Rechten auf den Sandberg, der, von der Stallthür aus geſehen, unmittelbar über dem Wohnhauſe zu hängen ſchien, und ſagte kläglich: „Du ſiehſt ſelbſt, daß es Gottes Wille iſt, daß wir hier zu Grunde gehen.“

„Ich ſehe das durchaus nicht," brach nun Wezwagar los, „ich ſehe nur, daß du zu träge biſt, um dir zu helfen."

Der Schwager ſtarrte ihn in ſprachloſem Erſtaunen an. „Erbarme dich, was ſoll ich denn aber gegen Gottes Willen thun?" rief er.

„Mißbrauche nicht Gottes Namen," zürnte Wezwagar. „Du ſollſt nicht Gottes Willen bekämpfen, ſondern deine eigne Trägheit. Setze in der Gemeinde durch, daß alle dir mit vereinten Kräften beiſtehen, und thut dann nicht halbes Werk, ſondern ganzes, haltet den Sand nicht nur feſt, ſondern deckt ihn auch zu und macht ihn unſchädlich."

„Ach, wie ſollte es mir Unglücklichem gelingen, die ganze Gemeinde meinetwegen auf die Beine zu bringen?"

„Verſuche es wenigſtens. Wenn es dir nicht gelingen ſollte, ſo ſprich mit dem Baron."

„Ach, du mein lieber Gott! Wie ſoll ich Bettler mit dem Baron ſprechen? Wie kann ich ihn bitten, um meinetwillen ſo große Arbeiten zu unternehmen."

„Er wird die Arbeiten natürlich nicht um deinetwillen unternehmen, ſondern um ſich ſelbſt dein Geſinde und alle anderen hinter ihm liegenden Strandgeſinde zu erhalten."

„Ach, du mein lieber Gott! Wie ſoll ich es wagen, mich nur vor dem Baron zu zeigen! Er hat mir gedroht, daß er mich, wenn ich künftig noch einmal die Pacht ſchuldig bleibe, von Haus und Hof

jagen würde. Die Pachtſumme iſt unerſchwinglich hoch; wie lange wird es währen, ſo kann ich ſie nicht aufbringen, und dann müſſen ich und die Meinigen mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen. Der Baron iſt unbarmherzig."

„Das Pachtgeld iſt durchaus nicht hoch und du würdeſt es mit Leichtigkeit beſchaffen können, wenn du nur recht wollteſt und thätiger wäreſt. Der Baron thut ganz recht, wenn er darauf dringt, daß du das Pachtgeld vollzählig und rechtzeitig entrichteſt."

Sie waren unterdeſſen an das Meer gegangen, deſſen Wogen ſich rauſchend an der ſandigen Küſte brachen. Eine große Schar Möwen hielt ein paar hundert Schritte von ihnen, auf den Wogen ſchaukelnd, Mittagsruhe, während viele andere kreiſchend hin und her flogen und ſich um die erbeuteten Fiſche balgten. Ein paar Krähen, die mit vom Winde geſträubtem Gefieder in einer Waſſerpfütze einigen vom Meer an das Land geworfenen Fiſchen den Garaus machten, betrieben ihr Geſchäft weit ſtiller. Am Strande lag ein tief in den feuchten Uferſand vergrabenes Fiſcherboot. Sonſt war kein Nachen ſichtbar. Rechts dehnte ſich die Einöde der Limpik aus, links begannen wieder die bewaldeten Dünen. Die Gefahr nahte nicht vom Meer, ſondern von der Limpik aus.

„Du fiſcheſt gar nicht mehr?"

„Ach, du mein lieber Gott! Nein. Es lohnt ſich nicht mehr der Mühe, Brüderchen. Früher, als mein ſeliger Vater noch lebte, da fingen wir hier Butten und Strömlinge und Brätlinge, daß die Netze ſie

nicht faſſen konnten, aber jetzt ſind die Fiſche alle in den Meerbuſen gezogen. Der liebe Gott hat uns die Fiſche genommen und die Felder; es iſt ſein Wille, daß ich und die Meinigen mit dem weißen Stabe durch das Land gehen."

Wezwagar zuckte die Achſeln. Er war am Meere aufgewachſen, und der Anblick der See, den er jetzt oft lange entbehren mußte, machte ihm die Seele weit. Er trat hart an das Meer heran, ſo daß ihm die Wellen den Fuß umſpülten, und blickte ſcharf hinaus in die Ferne, in der hier und da ein Segel im Sonnenſchein weiß erglänzte oder ein Rauchwölkchen einen Dampfer verkündete.

Der Schwager betrachtete ihn unterdeſſen mit jener ehrfurchtsvollen Bewunderung, mit der der Schwache auf den Starken zu blicken pflegt. Wezwagar war ein hünenhafter Mann. Breede dachte darüber nach, ob er wohl je einen größeren Mann geſehen habe oder einen Mann mit breiteren Schultern und reicherer Muskulatur. Wie er jetzt ſo da ſtand und, gegen den Wind gekehrt, mit ſcharfem Blick in die Ferne ſpähte, hätte ihm niemand angeſehen, daß er wohl dreißig Jahre älter war als ſeine Frau, daß er mehr als fünfzig Jahre gelebt und viel Schweres erlebt hatte.

So ſtanden ſie eine Weile. Um ſie war nichts ſichtbar als das grüne Meer mit ſeinen weißen Wellenkämmen, über denen ebenſo weiße Möwen flatterten, der gelbbraune Sand der Limpik und der blaue Himmel über ihnen.

Nach einiger Zeit riß ſich Wezwagar von ſeinen Erinnerungen los und wandte ſich wieder zu ſeinem Schwager.

„Haſt du das Pachtgeld für morgen zuſammen?“ fragte er.

„Ach, du mein lieber Gott! Wie ſoll ich das Pachtgeld zuſammen haben? Wie ſoll ich eine ſolche Summe zuſammen bringen?“

„Wie hoffteſt du dir denn morgen das Geld zu verſchaffen? Glaubſt du, es dir borgen zu können?“

„Erbarme dich! Wer wird der Kirchenmaus ein Stof Hafer leihen!“

Wezwagar ſtampfte ungeduldig mit dem Fuße auf den Boden. „Wo willſt du denn aber das Geld hernehmen?“

„Wo ſoll ich das Geld hernehmen? Ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land wandern müſſen.“

Wezwagar wandte ſich unwillig ab, und beide kehrten in das Geſinde zurück.

Gegen Abend fuhren die Gäſte fort. Als Frau Wezwagar ſich nach einer Weile umwandte und nach dem Hauſe ihrer Väter zurückblickte, ſah ſie den Bruder und die Schwägerin noch vor dem Hauſe ſtehen und ihnen nachſehen. Der Wind ſpielte mit den Zipfeln des roten Tuches, das die Schwägerin ſich loſe um den Kopf gebunden hatte, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten hell die verwahrloſten Gebäude, den künſtlichen Sandberg

im Hintergrunde, und die Menſchen davor. Die verfallenden Werke der Menſchenhand paßten nur zu gut zu der Einöde, an der ſie lagen, und die ſie zu verſchlingen im Begriff war.

Die junge Frau hatte den Tag über oft geſeufzt, ſie ſeufzte auch jetzt wieder ſchwer, ſchwer.

Zweites Kapitel.

„Du haſt deinem Bruder das Pachtgeld gebracht," ſagte Wezwagar nach einer Weile.

Die junge Frau ſah erſchreckt zu ihm auf. „Warum glaubſt du das?" fragte ſie betreten.

Der Bauer lächelte. „Ich müßte mein Weiblein ſchlecht kennen," erwiderte er, „wenn ich glauben ſollte, es ſei im ſtande, die Not der Geſchwiſter anzuſehen, ohne ihnen zu helfen. Es geſchah nicht ohne Abſicht, daß du gerade heute zu ihnen wollteſt."

Die Bäuerin ergriff ihres Mannes Hand und drückte einen Kuß auf den wollenen Handſchuh, der ſie bedeckte. „Ich danke dir," ſagte ſie innig und nickte ihm dankbar zu.

Wezwagar ſchlang ſeinen rechten Arm um ihren Leib, drückte ſie herzlich an ſich und ſprach: „Mein liebes Weiblein, du biſt mein ein und alles. Ich habe nicht nur nie geglaubt, daß mir je ſo reiches Glück auf Erden geſchenkt werden würde, als mir durch dich zu teil geworden iſt; ich glaubte überhaupt nicht, daß es ſo viel Glück auf Erden geben könne. Wie ſollte ich es da nicht gern ſehen, wenn

du die Deinigen unterſtützeſt. Macht es dir doch Freude.“

„Lieber Mann,“ begann die Bäuerin eifrig, „ich habe —“

„Du haſt dir das Geld natürlich rechtſchaffen erſpart,“ fiel ihr der Mann ins Wort. „Ich bin über das, was in meiner Abweſenheit in meinem Geſinde vorgeht, nicht ſo wenig unterrichtet, daß ich nicht wüßte, daß mein Weiblein dann bis tief in die Nacht am Webſtuhl ſaß. Ich habe dich nur gewähren laſſen.“

„Wie biſt du gut,“ flüſterte die Frau und ſchmiegte ſich zärtlich an ihn.

„Ich will dir nicht abraten, die Geſchwiſter zu unterſtützen,“ fuhr der Bauer fort. „Es macht dir Freude, und wir können es ja. Du biſt nicht leichtſinnig, ich bin nicht faul und verzagt, da geht natürlich alles gut und wir kommen vorwärts. Trotzdem thut es mir leid um das ſchöne, ſchwer verdiente Geld. Die dort“ — er wies mit der Peitſche nach rückwärts — „werden ſich doch nicht lange halten, und ich fürchte, wir werden ihnen nur zu bald die Badeſtube als Wohnung einräumen müſſen. Jakob iſt jetzt träge und faul, ich hoffe aber, daß er, wenn man ihn kurz hält, einen brauchbaren Knecht abgeben wird.“

„O, wie ſchwer muß es ſein, ſein Geſinde verlaſſen und bei anderen in den Dienſt treten zu müſſen!“

„Ach ja! Ich überlebte das nicht. Ich habe

lange genug anderer Leute Brot gegeſſen, um zu wiſſen, wie bitter es ſchmeckt.“

Sie verließen bald die Limpik und fuhren ſchweigend weiter. Der Weg führte anfangs durch die Sümpfe, dann durch einen prachtvollen Hochwald von Nadelholz, lief ſpäter durch Wieſen und Felder und mündete endlich in die große Landſtraße, die in einiger Entfernung von der Küſte von Norden nach Süden läuft. Dort ſtand ein großer, aus Feldſteinen erbauter Krug, und in ihm ſchien heute abend frohes Leben zu herrſchen. Durch die halbgeöffnete Thüre des Stalles ſah man beim Schein einer vom Querbalken herabhängenden Lampe eine Anzahl Wagen und Pferde, die Flur des Hauſes war hell erleuchtet, und aus den Fenſtern ertönten Tanzmuſik, luſtiges Gelächter und frohe Lieder.

Als Wezwagars Gefährt auf die Landſtraße eingebogen war und an dem Kruge vorüber wollte, wurden ſeine Inſaſſen von einer Anzahl Männer, die in lebhafter Unterhaltung vor dem Kruge ſtanden, erkannt und ſofort angehalten. Es waren lauter Wirte aus derſelben Gemeinde und zwar meiſt ältere, denn die jüngeren tanzten in der großen Krugsſtube.

Wezwagar hatte eigentlich nach Hauſe fahren wollen, er ließ ſich aber bereden, noch auf ein Stündchen in den Krug zu treten, und ſeine Frau hatte nichts dagegen.

Nach einiger Zeit hatte ſich alles wieder gruppiert. Wezwagar und die übrigen Wirte hatten ſich zu einem Glaſe Bier in das hinter der Tanzſtube gelegene

kleinere Zimmer zurückgezogen, Frau Wezwagar bei bekannten Frauen in der Tanzſtube Platz genommen, um dem Tanze zuzuſehen.

„Wezwagar, habt Ihr ſchon von dem neueſten Stückchen gehört, das der Baron hat ausgehen laſſen?“ fragte der Namikwirt, ein langer hagerer Mann mit blondem Haupthaar und ſtechenden ſchwarzbraunen Augen.

„Nein. Was hat es denn gegeben?“

„Er hat geſtern Gulbe das Fiſchen in deſſen eignem Teiche unterſagt.“

„Aber warum denn? Gulbe hat doch von jeher in dem Teiche gefiſcht?“

„Und Gulbes Frau iſt überdies des Barons Amme geweſen,“ fügte ein alter weißhaariger Wirt hinzu.

„Nun, dann hat er ja nur fortgeſetzt, was er bereits anfing,“ rief einer der wenigen jungen Wirte. „Erſt hat er ſie ausgeſogen, jetzt ſaugt er auch ihre Familie aus.“

Schallendes Gelächter belohnte den frechen Witz. Es war aber ein ingrimmiges, unheilverkündendes Lachen.

„Warum hat der Baron ihm das Fiſchen im Teich unterſagt?“ forſchte Wezwagar, als es wieder ſtill geworden war, weiter. „Welchen Grund hat er angegeben?“

„O, an Gründen fehlt es dem Wolf nicht, wenn er das Lamm zerreißen will,“ meinte Namik.

„Laßt doch Pilskaln erzählen!“ hieß es jetzt von mehreren Seiten.

„Was ist da viel zu erzählen," begann jetzt Pilskaln, der Eidam Gulbes. „Gestern nachmittag kommt der Baron auf seinem hochbeinigen Braunen nach Gulbe geritten und fragt nach meinem Schwiegervater. Als der herauseilt, sagt er: ‚Gulbe, du darfst von Georgi an nicht mehr im großen Teich fischen.' ‚Warum nicht?' stammelt mein Schwiegervater, ‚ich habe das doch bisher immer thun dürfen?'

„‚Allerdings,' versetzt der Baron und sitzt so kalt und steif auf seinem Pferde wie ein Götze, ‚du hast allerdings bisher im Teiche fischen dürfen, aber ich habe aus alten Papieren ersehen, daß früher in dem Teiche vom Gut aus gefischt wurde und wünsche, daß es in Zukunft wieder so gehalten wird.'

„‚Herr,' versetzt mein Schwiegervater darauf, ‚nicht ich allein, nein, auch mein Vater und mein Großvater haben in dem Teich gefischt.' Da lächelt der Baron und sagt: ‚Es gibt noch ein Mittel, durch das du dir die Berechtigung in dem Teiche zu fischen, wenigstens für einige Zeit bewahren kannst.' ‚Welches?' fragt mein Schwiegervater eifrig. Da erwidert der Baron: ‚Kündige mir übermorgen das Gesinde, dann kannst du noch bis zum nächsten Georgi, also ein rundes Jahr hindurch deine paar Fische fangen.' — Damit wendet der Baron sein Pferd um und reitet langsam, im Schritt, aus dem Hofe des Gesindes."

Die Bauern hatten, obgleich ihnen der Vorgang schon bekannt war, der Erzählung doch wieder mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt brach von

allen Seiten ein Strom von Verwünschungen gegen den Baron los. „Er hat gut spotten," hieß es. „Er gibt uns nur jährliche Kontrakte, und wenn wir uns seiner Willkür widersetzen, so heißt es einfach: „Du kannst ja kündigen und fortgehen." Wilks aber sang:

O, du Deutscher, Teufelskind,
Wärst du doch nicht groß geworden!
Machst nun Jagd auf meine Brüder,
Wie der Kater auf die Mäuse!

Wezwagar saß mit gerunzelter Stirn nachdenklich da. Dann fragte er: „Hat der Baron wirklich ohne jede Entschädigung Gulbe seine Fischereiberechtigung genommen?"

Die Bauern blickten alle auf Pilskaln.

„Nun, nicht gerade ohne jede Entschädigung," erwiderte dieser mürrisch. „Er hat ihm dafür fünfzehn Rubel von dem Pachtgelde erlassen; aber was will das sagen?"

„Ja, was will das sagen?" hieß es wieder von allen Seiten.

„Das will soviel sagen," rief Wezwagar eifrig, „daß der Baron damit Gulbe die paar Fische, die überhaupt in dem Teiche gefangen werden können, reichlich bezahlt hat."

Die Bauern schwiegen und sahen einander an.

„Es handelt sich nicht um die paar Fische," rief Wilks, „sondern um unser Recht. Die Fische wollen wir ihm gern gönnen und aufrichtig wünschen, daß er an ihnen ersticken möge."

„Wie soll das Herrchen nicht übermütig werden," meinte Namik, „wenn wir uns alles von ihm gefallen lassen? Wir wollen diese Angelegenheit benutzen und alle zusammen klagen."

„Was, klagen?" rief Pilskaln. „Sollen die Mäuse beim Fuchs über die Krähe Klage führen? In allen Gerichten sitzen lauter Edelleute, und die thun einander nichts. Bei uns gibt es weder Recht noch Gerechtigkeit, wohl aber Flinten, Pulver und Schrot."

„Nun, bei den Gerichten dringen wir natürlich nicht durch," erwiderte Namik, „aber wir können ja nach Riga zum Generalgouverneur. Das ist ein russischer Herr, der an der Kaisers Statt Recht spricht, der wird auch uns zu unserem Recht verhelfen."

„Das führt zu nichts," wandte Wilks ein, „das kennt man. Der Generalgouverneur meint es gut und verspricht mehr als wir verlangen. Er kann aber doch nicht nach Waldburg kommen und sich selbst überzeugen, wie die Dinge stehen. Er fragt also beim Hauptmann an, und dieser, der, wie ihr alle wißt, des Barons Vetter ist, antwortet, wir hätten alle gelogen, an der Geschichte sei kein wahres Wort. Ist er so mit dem Generalgouverneur fertig, dann kommt die Reihe an uns. Er läßt die, die in Riga waren, vorladen und als Verleumder auspeitschen. Damit ist die Sache dann zu Ende. Ich schlage vor, daß wir uns mit dem Baron selbst auseinandersetzen. Nachher möge dann der Hauptmann kommen und sich noch ein Dutzend Kosaken aus der

Stadt holen laſſen. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und wir haben Ruhe."

„Hört, Leute," begann Wezwagar jetzt, „ich kann und will den Baron nicht in allen Dingen entſchuldigen, denn er iſt oft unnütz hart und eigenſinnig wie ein ruſſiſches Pferd, aber er iſt ein gerechter Mann. Er gibt uns zwar nur einjährige Pachtkontrakte, aber wir ſtehen uns mit ihnen doch nicht ſchlechter als unſere Nachbarn, deren Pachtverträge auf zwölf Jahre lauten. Seit die Fron aufhörte und die Geſinde verpachtet wurden — und das mag doch ſchon fünfundzwanzig Jahre her ſein — iſt uns das Pachtgeld nicht erhöht worden, und es iſt auch nicht vorgekommen, daß jemand, der ſein Geſinde in Ordnung erhielt und ſein Pachtgeld pünktlich entrichtete, aus dem Geſinde geſetzt worden wäre. Wenn der Baron kleine Veränderungen vorgenommen hat, wie in dem Fall mit Gulbe, ſo hat er die Wirte immer reichlich entſchädigt."

„Ja, ja," erwiderte Wilks, „daß du es mit dem Baron hältſt, wiſſen wir alle ſeit lange."

„Ja, ich halte es mit dem Baron," erwiderte Wezwagar gereizt. „Ich halte ihn für einen Narren, aber für einen guten gerechten Menſchen."

„Du ſtehſt dich dabei nicht ſchlecht."

„Was willſt du damit ſagen?" fragte Wezwagar errötend.

„Ich will damit ſagen, daß er dich wohl deshalb aus einem armen Fiſcherknecht in Warpeln zu einem reichen Wirt in Waldburg gemacht hat."

Wezwagar wollte heftig antworten, aber Namik ſchnitt ihm das Wort ab.

„Das iſt nicht wahr," rief er. „Wezwagar hat ſich die Gunſt des Barons ſchwerer erworben als dadurch, daß er Gutes von ihm redete. Er hat ihm mit eigner Lebensgefahr das Leben gerettet."

„Andere ſagen, der Baron habe ihm das Leben gerettet."

„Wie verhält es ſich eigentlich damit?" fragte man jetzt von verſchiedenen Seiten.

Wezwagar ſah eine Weile vor ſich nieder auf den Tiſch; dann ſagte er: „Ich will euch die Geſchichte erzählen, damit das alberne Gerede darüber aufhört. Ihr wißt alle, daß der Baron, ſo lange ſein Vater lebte, nicht in Waldburg, ſondern in Warpeln wohnte. Ich hatte, als das Laiwe-Geſinde des Sandes wegen aufgegeben werden mußte, Laiwe, der nach Warpeln überſiedelte, in ſein neues Geſinde begleitet und ſtand bei ihm im Dienſt, allerdings als Fiſcherknecht. In einem Jahr hatten wir einen unerhört frühen und kalten Winter. Der Froſt kam ſozuſagen ſtoßweiſe, das heißt, das Meer ging dazwiſchen auf und fror dann unglaublich raſch wieder zu. Eines Tages hatte ein Südweſt alles Eis zerbrochen und fortgetrieben, gegen Nachmittag aber wurde es windſtill, und zugleich trat ſtarker Froſt ein. Über Nacht war das Meer ruhig und unbewegt wie ein Landſee und fror auch wie ein ſolcher zu. Als ich am folgenden Morgen hinaustrat, um Holz in das Haus zu bringen und meiner Gewohnheit nach einen

Blick auf das Meer warf, erblickte ich trotz des trüben Morgenlichts ein paar Werst von der Küste ein Boot. Ich lief ins Haus, holte den Wirt und die Wirtin heraus, und wir blickten alle drei nach dem Boot, denn ein solches hatten wir zweifellos vor uns. Als es heller wurde, gewahrten wir auch Menschen darin, die uns mit einem Frauentuch zuwinkten. Nun riefen wir das ganze Dorf herbei; aber da war guter Rat teuer. Wir thaten uns zwar fünf beherzte Burschе zusammen, versahen uns mit Stricken und Leitern und versuchten das Boot zu erreichen; aber wir mußten schon auf halbem Wege umkehren, denn das Eis hielt uns, zumal weiter von der Küste ab, nicht. Die Verzweiflung, die die Leute im Boote packte, als sie uns umkehren sahen, war unbeschreiblich. Wir sahen sie wie unsinnig im Boote hin und her laufen und sich vor Jammer und Verzweiflung das Haar raufen."

Wezwagar hielt einen Augenblick inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn und that einen tiefen Trunk. Die Tanzmusik im Nebenzimmer hatte aufgehört, die Frauen und die Jugend waren leise hereingekommen und hörten nun, Kopf an Kopf gedrängt, in atemloser Spannung zu.

„Die Lage war schrecklich," fuhr Wezwagar fort. „Die Sonne schien so hell vom blauen Himmel, und wir sollten ruhig zusehen, wie die Leute im Boot dem Frost erlagen. Mittlerweile waren auch der Baron und die Baronin herbeigeholt worden. Die Baronin, die damals erst seit vier Wochen

verheiratet war, weinte bitterlich und flehte uns an zu helfen, der Baron bot für die Rettung der Unglücklichen hundert Rubel. Er hatte gut bieten, es fand sich niemand, der für hundert Rubel sein Leben aufs Spiel setzen wollte. Da trat ich vor und sprach: ‚Gnädiger Herr, Ihr Geld will ich nicht, aber mich dauern die armen Leute. Finden sich noch zwei Männer, die mich begleiten, so will ich es versuchen.‘ Es fand sich aber keiner. Da spricht der Baron und wird so bleich wie der Sand unter seinen Füßen: ‚Nun denn, Georg‘ — so heiße ich nämlich — ‚bin ich dir genug, so nimm mich mit.‘ Wie der Baron das sagt, fällt ihm die Baronin um den Hals, weint und schluchzt: ‚Thu mir das nicht an! Ich kann es nicht ertragen!‘ ‚Herr,‘ sage ich, ‚das geht über Ihre Kräfte. Hier geht es ums Leben.‘ Und er: ‚Her mit einer Leiter und einem Strick! Zurück, Frau! Soll ich feige zusehen, wie die Menschen dort erfrieren?‘ Als die Leute sahen, daß es dem Baron Ernst war, traten zwei Strandreiter von der Zollstation am Warpelnschen Leuchtturm vor und sagten, sie wollten uns begleiten. Wir nahmen je zwei eine Leiter und machten uns auf den Weg. Die Leute im Boot waren nicht mehr sichtbar, wir wußten nicht, ob sie erfroren waren oder sich nur warm zugedeckt auf den Boden des Bootes gelegt hatten. Da es stark fror, war die Eisdecke jetzt fester als am Morgen, so daß wir die erste Werst ohne Unfall zurücklegten. Dann aber brach bald der eine bald der andere ein. Wir zogen uns zwar an der Leine immer wieder

glücklich heraus; aber das Eis wurde, je weiter wir vordrangen, um ſo dünner. Ich verſtehe heute noch nicht, wie wir endlich bis an das Boot gelangten. In dem lagen, wie ſich jetzt erwies, drei Leute, ein Mann, eine Frau und, warm zugedeckt, ein kleines Mädchen. Der Mann und die Frau lagen wie tot da, aber das Kind hatte nur geſchlafen und war friſch und geſund. Wir drei, die beiden Strandreiter nämlich und ich, nahmen nun jeder eines der Fremden auf den Rücken und der Baron ging voran. Er war aber von Näſſe und Kälte ſo erſchöpft, daß er hin und her ſchwankte und ſeine Hand, als er wieder einmal einbrach, die Leiter fahren ließ. Ich hatte dieſen Fall vorhergeſehen und nur das Kind genommen. So gelang es mir denn, ihn glücklich wieder herauszuziehen. Schließlich gelangten wir alle ſieben unverſehrt an den Strand, auf dem die Baronin und die übrigen auf den Knieen lagen und für uns beteten."

Wezwagar ſchwieg, ſichtlich ergriffen. Es war im Zimmer ſo ſtill, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören.

„Und wer waren die Leute, die ihr gerettet hattet?" fragte endlich ein junger Mann.

„Es waren die alten Breedes, meine ſpäteren Schwiegereltern, und das kleine Mädchen war meine Frau. Die beiden Alten hatten mit Kartoffeln zu Boot zur Stadt gewollt und das Kind mitgenommen, weil ſie ſeine Pate, die in der Stadt diente, beſuchen wollten. Als ſie ſchon dicht am Ziel waren, hatte

der Südweſt ſich zum Sturm geſteigert und ſie über den Hafen hinausgetrieben. Am anderen Morgen waren ſie der Küſte von Öſel ſo nahe geweſen, daß ſie die einzelnen Häuſer unterſcheiden konnten; da war der Wind umgeſchlagen und hatte ſie wieder aufs hohe Meer zurückgetrieben. Über Nacht führte ſie dann eine Strömung an die Küſte von Warpeln."

„Nun, und dafür bekamſt du das Geſinde?"

„Ja. Als ich dabei blieb, eine Geldbelohnung auszuſchlagen, fragte der Baron: ‚Gut, aber würdeſt du ein Geſinde annehmen, ein ſchönes, großes Geſinde, nicht hier in Warpeln, ſondern da unten in Waldburg? Mein Vater hat eins frei.'"

„Nun, ihr wißt alle, daß man ein Geſinde nicht auf der Straße findet. ‚Wenn Sie mir ein Geſinde geben wollen,' erwiderte ich, ‚ſo nehme ich es gern an, gnädiger Herr. Sie wiſſen aber, daß ich mir das Inventar nicht beſchaffen kann.' — Da fragt er: ‚Haſt du denn keine Verwandten, die dir helfen können?' — ‚Herr,' erwidere ich, ‚meine Mutter begruben ſie, als ich eben geboren war, und mein Vater ertrank im Meer, lange ehe ich ein Ruder führen lernte. Ich habe mir nun zwar etwas erſpart, aber es reicht nicht aus.' — Da ruft die Baronin: ‚Sei nur unbeſorgt, ich ſchenke dir das Inventar und noch dazu ein ſo vollſtändiges, wie es nur irgend ein Wirt hat.' — Und ich: ‚Schenken dürfen Sie es mir nicht, gnädige Frau, aber wenn ſie es mir leihen wollen, ſo nehme ich es dankend an.' — So geſchah es," ſchloß Wezwagar ſeine Erzählung,

„daß ich wieder nach Waldburg kam und zwar als Wirt in das Wezwagar-Geſinde.“

„Und das war gut ſo!“ hieß es von mehreren Seiten.

Frau Wezwagar mahnte jetzt zum Aufbruch, und die Eheleute fuhren davon, obgleich man von allen Seiten in ſie drang, noch zu bleiben.

Der Wind hatte aufgehört, die Nacht war ſtill und klar.

„Es iſt merkwürdig,“ ſagte Wezwagar, als ſie im Wagen ſaßen und ihrem Geſinde zurollten, „wie verhaßt der Baron iſt. Ich fürchte, daß ſein wunderliches und eigenſinniges Verfahren noch Unheil anrichten wird, obgleich er es ſo gut meint und gewiß nie jemand wiſſentlich zu nahe trat.“

Als Wezwagar vor dem Schlafengehen nach ſeiner Gewohnheit noch einmal einen Gang durch Hof und Gebäude machte, wurde er ſich ſeines Wohlſtandes ſo recht bewußt. Ja, bei ihm ſah es anders aus als beim Schwager in Breede!

Als er wieder ins Wohnzimmer trat, fand er ſeine Frau damit beſchäftigt, ihm ſeine beſten Kleider für den folgenden Tag zurechtzulegen.

„Du vergißt doch das Ei nicht?“ fragte er. „Daß es nur ja nicht wieder zurückbleibt!“

„Sei ohne Sorge. Es liegt mir ſchwer genug auf dem Herzen.“

Dann gingen ſie zu Bett. Die Bäuerin war bald eingeſchlafen, der Bauer aber lag noch lange wach und dachte, durch ſeine Erzählung im Kruge

dazu angeregt, an die alten Zeiten. Er ſah ſich wieder als von jedermann mißhandelten Waiſenknaben, wie er in der Gemeinde von einem Wirt zum anderen wanderte, um den Leuten das Vieh zu hüten. Hatte ihm ein Wolf — damals gab es in den Grihnen noch hin und wieder Wölfe — ein Schaf geraubt, ſo wurde er unbarmherzig geſchlagen, als ob er, der ſich doch ſelbſt ſo ſehr vor den Wölfen fürchtete, das Raubtier hätte verſcheuchen können. Damals hatte er keinen anderen Freund gehabt als den jungen Hund, den ihm der benachbarte Buſchwächter in jedem Frühling mitgab. Der Buſchwächter erzog und dreſſierte Hühnerhunde für den Verkauf. Da er der Meinung war, daß die Hunde am beſten gerieten, wenn ſie den erſten Sommer halbwild auf der Hütung zubrachten, ſo gab er das betreffende Tier immer dem Hirtenknaben mit.

Als der Knabe älter geworden war und man ihn auf den Fiſchfang mitnahm, hatte er es anfangs kaum weniger ſchwer gehabt; denn ſein erſter Herr war ein harter und ungeduldiger Lehrmeiſter geweſen. Erſt als er zum Jüngling herangewachſen war, hatten ihn ſein Mut, ſeine Kraft und ſeine Geſchicklichkeit ſo beliebt gemacht, daß er ſich den beſten Wirt in der Gemeinde hatte ausſuchen können. Und doch war er nicht glücklich geweſen. An den Wochentagen, an denen es vollauf zu thun gab, vermißte er nichts; wenn er aber am Sonntagnachmittag auf dem Schnabel ſeines ans Land gezogenen Bootes ſaß, und die leiſe heranrauſchenden Wogen ihm den

Fuß umſpülten, dann hatte ihn die Sehnſucht gepackt nach einer Mutter, einem Weibe, nach irgend jemand, der ihn ſo recht von ganzem Herzen liebte, den er ſo recht mit ganzer Seele lieben konnte, daß er geglaubt hatte, das Herz müſſe ihm brechen vor Kummer. Und doch hatte ihm keines der jungen Mädchen gefallen, ſo daß er lange Junggeſell geweſen war und ſchon faſt auf jedes Eheglück verzichtet hatte. Und nun war doch alles ſo ſchön geworden, wenn auch erſt ſpät.

Der Bauer lag bewegungslos da und lauſchte den leiſen Atemzügen ſeines jungen Weibes. Es war ihm, als ob die Laima, die alte Glücksgöttin ſeines Volkes, neben ihm atme. So ſchlief er ein.

Drittes Kapitel.

Um dieſelbe Stunde, in der Wezwagar und ſein Weib in Breede eintrafen, fielen die Strahlen der Sonne, die ihnen Meer und Limpik beleuchteten, auch in den weiten Garten von Waldburg. Während aber auf der Limpik der kalte Wind ihre Wirkungen zu nichte machte, verbreiteten ſie hier, wo erſt die uralten Bäume des Parks, dann die Shrups und Bosketts des Gartens den argen Geſellen fern hielten, die behaglichſte Wärme. Der Baronin Thorhaken, die im Garten luſtwandelte, während die Gouvernante und die Kinder damit beſchäftigt waren, an dem der Sonne zugewandten Abhang eines künſtlichen Erdhügels nach den erſten Veilchen zu ſuchen, thaten dieſe warmen Strahlen unſäglich wohl. „Wie köſtlich!“ rief ſie ein über das andere Mal. „Fräulein Armbach, ſo machen Sie doch auch Ihrem Entzücken Luft!“

Die Angeredete, ein kleines zierliches Fräulein, das ſich eben tief auf den Raſen herabgebeugt hatte, wandte ſich der Baronin zu und lachte luſtig auf.

„Laſſen Sie mich doch auf meine Weiſe entzückt ſein,“ erwiderte ſie.

„Ihre Weise ist gar keine Weise," versetzte die Baronin. „Sie halten sich immer mit dem Kleinkram der Natur auf, mit der einzelnen Blume, dem einzelnen Vogel. Sie sollen das Ganze bewundern: Himmel und Erde und was zwischen ihnen ist."

„Wenn ich mich auch nur auf das Ganze einlassen wollte, wie sollte dann wohl unser Veilchenstrauß zu stande kommen?"

„Den Veilchenstrauß müssen wir aber zusammen haben, ehe Papa und Tante nach Hause kommen," erklärte die dreizehnjährige älteste Tochter der Baronin entschieden.

„Ja," stimmte die jüngere Schwester bei, „ehe wir den Strauß haben, können wir unmöglich nach Hause gehen."

Die Baronin lächelte und ging langsam auf dem großen Gang, der sich vor dem Hügel an einer natürlichen Hecke entlang zog, weiter. Die Baronin war sehr glücklich. Die warmen Sonnenstrahlen, der Chor der Lerchen vom Himmel, das Lied der Finken vom Park her — das alles vereinigte sich in ihr mit dem halbunbewußten Gefühl, daß sie einen trefflichen Mann habe, liebe Kinder, gute Nachbarn, treue Leute und was sonst alles zum Menschenglück gehört.

Da erklang aus dem Park, durch den der Weg zur Landstraße führte, lustiges Peitschenknallen. Der Baron und seine Schwester, die am Tage vorher in das benachbarte Städtchen gefahren waren, um nach den ältesten Söhnen, die dort das Gymnasium

beſuchten, zu ſehen und allerlei Einkäufe zu machen, kehrten nach Hauſe zurück. Die Baronin eilte jetzt den Gang wieder hinauf, rief die Kinder herbei und begab ſich mit ihnen nach dem Ausgange des Gartens.

Sie trafen auch noch rechtzeitig ein, um den Baron und ſeine Schweſter aus dem Wagen ſteigen zu ſehen. Dieſe machten damit nur den beiden jüngſten Söhnen des Hauſes Platz, die mit ihrer Bonne ebenfalls herbeigeeilt waren und nun nach flüchtiger Begrüßung mit Vater und Tante eilig in den Wagen kletterten, um ſich von dem gefälligen Kutſcher noch ein wenig im Hof umherfahren zu laſſen.

Der Baron küßte ſeiner Frau erſt die Hand, gab ihr dann einen Kuß auf den Mund und küßte ihr wieder die Hand. Fräulein Alexandra küßte die Schwägerin auf beide Wangen, ſo daß es laut ſchallte.

„Wir werden zu Tiſch Gäſte haben," ſagte der Baron. „Der Herr von Thorhaken auf Nörgeln wird uns das Vergnügen machen, mit uns zu ſpeiſen, und auch der Herr Paſtor und der Herr Doktor waren ſo freundlich, uns für heute mittag ihren Beſuch zuzuſagen."

„Ja, Fannychen," wiederholte die Schwägerin, „ſie kommen alle drei: der Paſtor, der Doktor und der Nörgelnſche."

„Nun, der letztere hätte auch wegbleiben können," erwiderte die Baronin.

Der Baron blickte ſeine Frau ernſt an. „Liebe Frau," ſagte er dann, „vergiß nicht, daß du von

einem Herrn redeſt, der noch heute unſer Gaſt ſein wird."

„Pardon, mein Lieber," erwiderte die Baronin und drückte ihrem Mann begütigend die Hand.

„Nun, das thut nichts zur Sache," meinte Fräulein Alexandra. „Ich kann ihn auch in den Tod nicht leiden. Er macht ſich über uns alle luſtig."

Herr von Thorhaken wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Reprimanden bei ſeiner Schweſter nicht verfingen; er ſchwieg daher zu dieſem Ausfall und wandte ſich wieder zu ſeiner Frau.

„Ich bringe ſchlechte Nachrichten mit," ſagte er. „Ich ſprach bei Otto einen Baron Schmidt, einen angenehmen jungen Livländer, der vor vierzehn Tagen in Petersburg geweſen war. Es ſoll dort ein uns höchſt ungünſtiger Wind wehen."

„Es liegt doch aber nichts Beſtimmtes vor?"

„Nein, das nicht, aber es ſoll dort, wie geſagt, zur Zeit ein höchſt ungünſtiger Wind wehen. Wir werden gut thun, wenn wir jetzt zäher denn je an unſerem Recht feſthalten, und wir werden zumal darauf hinwirken müſſen, daß über unſere Gerechtſame auch nicht der geringſte Zweifel entſtehen kann. Wir können uns jetzt, wo alles um uns ſchwankt, nicht ſtreng genug an den Buchſtaben unſerer Privilegien und das gute alte Gewohnheitsrecht halten."

Die Baronin fragte nun nach den Söhnen, und alle begaben ſich in das Haus.

Gegen vier Uhr trafen der Paſtor und der Doktor, die zuſammen kamen, vor der Hausthür von Wald-

burg mit dem Nörgelnſchen Baron Thorhaken zuſammen.

„Guten Morgen," rief dieſer den Herren zu und ſprang aus dem Wagen, „guten Tag, Herr Paſtor, guten Tag, Doktor! Alſo Sie auch! Dachte ich es mir doch, daß ich Leidensgefährten haben würde."

„Wie meinen Sie das, Herr von Thorhaken?" fragte der Paſtor.

„Ich meine, daß — daß dieſer und jener die verdammten Diners bei meinem Vetter holen ſoll. Pardon, Herr Paſtor, daß ich fluche, aber es ſitzt im Herzen und will heraus. Ich kann die Engländer nicht leiden und Libauſche am allerwenigſten. Hätte ich nur einen einzigen Auerhahn in meinem Walde, nur ein einziges Elen — nicht mit Zangen brächte man mich nach Waldburg; wenigſtens nicht um dieſe Zeit. Es iſt doch der Wahnwitz in Perſon, ſich um eine Stunde, in der jeder vernünftige Kurländer Kaffee trinkt, den Magen mit halbrohem Gemüſe und blutigem Fleiſch zu überladen."

Jetzt kamen zwei Diener, die zum äußerſten Unwillen ihres Herrn gerade in dem Augenblick das Vorzimmer verlaſſen und ſich in die Küche begeben hatten, in dem die erwarteten Gäſte eintrafen, auf die Freitreppe und machten dadurch dem Geſpräch ein Ende. Sie führten die Gäſte in das Vorzimmer und zerrten ihnen, da ſie ihr Verſäumnis von vorhin durch verdoppelten Eifer wieder gut machen wollten, faſt die Kleider zugleich mit den Paletots vom Leibe.

Dann ſtieß der eine die Flügelthüre auf, und der andere rief mit Stentorſtimme:

„Herr Baron von Thorhaken auf Nörgeln! Herr Paſtor Petri! Herr Doktor Pauli!“

„Das nenne ich doch mit Ehren ein Haus betreten,“ flüſterte Herr von Thorhaken noch raſch dem Doktor zu, ehe er ſich mit der Hausfrau und dem Hausherrn begrüßte.

Letzterer war, gegen alle Gewohnheit des Landes, im Frack, und ihm zuliebe war auch der Doktor im Frack erſchienen. Der Paſtor, der über ein ſolches Kleidungsſtück nicht verfügte und ſich als alter Mann und als Geiſtlicher von dieſer Förmlichkeit entbunden glaubte, hatte ſich auf einen ſchwarzen Rock beſchränkt; ebenſo der Nörgelnſche, der, wie er ſich unter Freunden ausdrückte, ein Kurländer war und kein Libauſcher Engländer und daher in der Komödie nicht mitſpielte.

Man unterhielt ſich nun eine Weile von dem Wetter, dem Stande der Saaten und dem Kirchenbeſuch und ging dann, nachdem ein Diener gemeldet hatte, daß die Tafel angerichtet ſei, zu Tiſch. Der Waldburgſche führte ſeine Schweſter, die Baronin nahm den Arm des Paſtors, der Nörgelnſche und der Doktor bewarben ſich gleichzeitig um Fräulein Armbach. Der Doktor wollte zurücktreten, der Baron fing aber die Sache ſo geſchickt an, daß er ohne Dame blieb, ein Umſtand, der ihm höchſt willkommen war. Er konnte es nicht leiden, eine Dame zu Tiſch zu führen. „Man gebe mir die Dame apart und

das Essen apart," pflegte er zu sagen. „Beides zugleich ergibt eine Kollision der Pflichten, bei der weder unser Herz und unser Gemüt noch unser Gaumen und unser Magen zu ihrem Recht kommen." In diesem Fall mochte ihm sein Alleinstehen besonders lieb sein, denn wenn er auch dem nur in Wasser gekochten Gemüse und dem Charles X keinen Geschmack abgewinnen konnte, und sich dem „trockenen" Champagner gegenüber ablehnend verhielt, so ließen doch die übrigen Gänge nebst Madeira, Markobrunner und Léoville nichts zu wünschen übrig. Er lehnte übrigens die zuerst genannten Speisen zum stillen Ärger des Hausherrn einfach ab und bemerkte es gar nicht, daß der Waldburgsche eben deshalb sich eine doppelte Portion nahm.

Als die Damen sich nach beendeter Mahlzeit zurückgezogen hatten, und die Cigarren herumgereicht waren, wurde das Thema berührt, das damals — am Anfang der sechziger Jahre — alle Gemüter in Atem hielt, die Agrarfrage.

„Haben Sie, meine Herren," fragte der Pastor, „schon das jüngste Heft der baltischen Monatsschrift gesehen? Eine mit einem kleinen w gezeichnete Zuschrift aus Kurland macht darin in Bezug auf die Agrarfrage sehr weitgehende Vorschläge."

„Nein, ich habe das Heft noch nicht erhalten," erwiderte der Hausherr. „Was will man denn?"

„O, der Mann macht sehr weitgehende Vorschläge. Er will einmal, daß gesetzlich festgestellt werden soll, daß alle Gesinde nur durch schriftliche

Kontrakte und nur auf mindeſtens zwölf Jahre verpachtet werden dürfen. Er will zweitens —"

„Das iſt aber doch zu toll!" unterbrach ihn der Waldburgſche. „Warum wird denn nicht lieber gleich verlangt, daß wir die Geſinde ihren Inhabern erb- und eigentümlich abtreten?"

„Nun, Herr Baron, bis dahin iſt denn doch noch ein weiter Weg."

„Erlauben Sie, mein Herr Paſtor, erlauben Sie," rief der Baron eifrig, „der Weg iſt gar nicht ſo weit, wie Sie zu glauben ſcheinen. Es handelt ſich hier um ein Prinzip, um das Prinzip des Eigentums. Gehören die Geſinde uns oder unſeren Bauern? Gehören ſie den Bauern, ſo darf der Staat nicht dulden, daß wir von ihnen ein Pachtgeld erheben; gehören ſie aber, wie das jedermann weiß, uns, dann hat uns auch niemand darein zu reden, und es iſt unſere Sache, ob wir es für vorteilhafter halten, unſere, wohlverſtanden, Herr Paſtor, unſere Geſinde auf zwölf Jahre zu verpachten oder auf eins, ob wir uns zu dieſem Zweck ſchriftlicher Kontrakte bedienen oder mündlicher."

„Nun," meinte der Nörgelnſche, „darüber läßt ſich denn doch noch ſtreiten."

„In allen Ländern Europas," fügte der Paſtor hinzu, „hat ſich die Regierung früher oder ſpäter der Bauern angenommen."

Der Waldburgſche legte ſeine Cigarre weg und blickte voll Verwunderung von einem der Herren zum anderen.

„Ich verstehe Sie nicht, meine Herren," sagte er. „Wenn Sie einem solchen Gesetz das Wort reden, so predigen Sie, natürlich ohne sich dessen bewußt zu werden, den reinen Socialismus oder richtiger Kommunismus."

„Sollte das nicht zu viel gesagt sein, Herr Baron?" fragte der Pastor und fuhr sich mit der Rechten über Stirn und Haar.

„Ich denke doch nicht," war die Antwort. „Es liegt in der Natur des Eigentums, daß der Eigentümer darüber nach seinem Ermessen verfügen kann."

„Nun, das fragt sich denn doch noch," warf der Nörgelnsche hin.

„Mit welchem Rechte sollte das in Frage gestellt werden dürfen? Aussprüche wie: darüber läßt sich denn doch noch streiten, oder: das fragt sich denn doch noch, beweisen nichts."

„Na ja, aber darüber kann man denn doch wieder verschiedener Meinung sein," erwiderte der Nörgelnsche mit unzerstörbarem Ernst und stieß eine Wolke von Rauchkugeln aus, die sich zu größeren Rauchringen entfalteten, immer weiter und weiter wurden und sich endlich ganz auflösten.

Der Waldburgsche wandte sich ärgerlich von seinem Vetter ab und dem Pastor wieder zu.

„Erlauben Sie, Herr von Thorhaken," begann dieser, daß ich den Beweis zu führen suche, daß Ihre Behauptung doch nur mit großen Einschränkungen zugegeben werden kann. Sie besitzen in der Stadt ein Haus. Glauben Sie nun, daß Sie berechtigt

wären, dieſes Haus, das doch unzweifelhaft Ihr Eigentum iſt, niederzureißen, die Trümmer zu einem wüſten Haufen übereinanderzuwerfen und dann den Platz ruhig ſeinem Schickſal zu überlaſſen?"

Der Baron ſann eine Weile nach. Dann ſagte er: „Nein, das dürfte ich allerdings nicht. Die Sachen liegen eben in der Stadt anders als auf dem Lande. Ich gebe zu, daß der Städter, der dicht zwiſchen ſeinen Nachbarn ſitzt, ſich gewiſſe Beſchränkungen ſeines Eigentums gefallen laſſen muß. Auf dem Lande aber würde ſich niemand um ein ſo unſinniges Unternehmen zu kümmern haben."

„Aus dem, was ich angeführt habe," fuhr der Paſtor fort, „ergibt ſich, wie mir ſcheint, das Prinzip, daß das Privateigentum immer nur ſo weit vom Staate geſchützt werden kann, als es dem öffentlichen Intereſſe nicht widerſtreitet. Iſt eine Regierung davon überzeugt, daß das Staatswohl die Erhaltung oder die Begründung einer Klaſſe von ökonomiſch ſicher geſtellten bäuerlichen Pächtern oder, ich ſage ſogar Beſitzern, fordert, ſo iſt ſie verpflichtet, ihre Lage geſetzlich ſo zu ordnen, wie es ihr wünſchenswert erſcheint. Die Grundherren aber, denen doch ohnehin nur der Staat ihr Eigentum ſichert, haben ſich zu fügen."

„Meine Herren," rief der Baron eifrig, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß es der Staat iſt, der das Eigentum verleiht. Das Eigentum iſt nicht von Menſchen, ſondern von Gott verordnet, und er weiß, wem er es gibt. Sie irren auch, wenn Sie glauben,

daß das Staatswohl je eine Ungerechtigkeit erfordern kann. Ich weiß sehr wohl, daß nach den Ansichten, die Sie, Herr Pastor, soeben aussprachen, fast in allen Ländern Europas verfahren worden ist; aber, meine Herren, ich glaube nicht, daß der Freiheit, der wahren Freiheit damit ein Dienst erwiesen worden ist. Die wahre Freiheit besteht eben zum größten Teil in der absoluten Sicherheit des Privateigentums. Blicken Sie auf das freieste Land der Welt, blicken Sie auf England. In England hat es nie eine Agrarfrage gegeben und wird es nie eine solche geben. Dort fällt es niemand ein, die starken Säulen der Ordnung und Freiheit, die mit großem Grundbesitz ausgerüsteten Edelleute dadurch zu schwächen, ja zu vernichten, daß man ihnen im angeblichen Interesse des Staatswohles das Eigentumsrecht über ihre Güter beschränkt. In diesem großen und wunderbaren Lande ist das Haus des Mannes, ist sein Eigentum eine feste Burg, an deren starken Mauern die Wogen der Willkür machtlos zerschellen. Keine Behörde, kein Gesetz hat dort die Beziehungen zwischen Gutsherren und Bauern zu regeln versucht, und doch sind sie die normalsten von der Welt. Nicht auf solche Gesetze kommt es an, sondern darauf, daß Gerechtigkeit in den Herzen der Menschen wohnt. Die peinlichste Gerechtigkeit muß von beiden Seiten beobachtet werden, nicht aus äußerem Zwang, sondern aus innerem Pflichtgefühl. Die Gerechtigkeit hat aber als ihr Fundament das Recht. Gerade in unseren Tagen, in denen alles schwankt, alles will-

kürlich verrückt wird, gibt es nur einen Felsen von Bronze — das Recht."

„Na, dagegen dürfte doch manches eingewendet werden können," warf der Nörgelnsche hin.

„Summum jus — summa injuria" citierte der Pastor.

„Das ist ein alter Spruch," eiferte der Baron „aber er ist trotzdem unwahr. Es gibt nur ein jus, und das ist niemals eine injuria. Das jus kann ebenso wenig je eine injuria werden, wie die injuria je ein jus. Darin besteht ja die ganze Misere auf dem Kontinent, daß man sich daran gewöhnt hat, die Bedeutung des Rechts zu unterschätzen. Dieses Waldburg hier ist mein Eigentum, und ich habe das Recht, mit ihm zu schalten und zu walten wie ich will, vorausgesetzt natürlich, daß ich nichts Unsittliches oder Verbrecherisches will. Ich ziehe es vor, meine Bauernhöfe zu verpachten, statt sie selbst zu bewirtschaften. Mit dem Eingehen eines Pachtvertrages — derselbe sei nun mündlich oder schriftlich abgefaßt, das thut für einen Ehrenmann nichts zur Sache — begebe ich mich teilweise und für eine gewisse Zeit meines unbedingten Verfügungsrechts. Sobald aber die Pachtperiode abgelaufen ist, oder aber die Vertragsbedingungen nicht pünktlich eingehalten werden, tritt mein Eigentumsrecht wieder voll in Kraft. Ich will das an einem Beispiel erläutern. Ich habe das Gulbegesinde auf ein Jahr an seinen jetzigen Inhaber verpachtet. Es hatten bisher er und seine Vorgänger in dem Teiche neben dem

Geſinde gefiſcht, und ich hatte ihnen dieſes Recht ohne weiteres eingeräumt. Nun erſah ich aber in der vorigen Woche aus alten Papieren, in denen ich jetzt fleißig umherſtöbere, um alle Gerechtſame des Gutsbeſitzers feſtzuſtellen, ſo lange das noch möglich iſt, daß in dem fraglichen Teich früher vom Hof aus gefiſcht worden iſt. Ich reite alſo zu Gulbe hinüber und ſage: ‚Entweder hörſt du von Georgi ab mit dem Fiſchen auf, oder aber du fiſcheſt dieſes Jahr über noch — dieſes Recht ihm zu nehmen, hielt ich mich nicht für berechtigt — mußt dann aber übers Jahr aus dem Geſinde.‘ Ich denke, das war korrekt gehandelt, meine Herren?“

„Ob das korrekt war?“ warf der Nörgelnſche hin und zündete ſich eine neue Cigarre an.

„Warum nahmen Sie dem Manne überhaupt ſeine Fiſchereiberechtigung?“ fragte der Paſtor mild. „Ihnen konnte an den paar Fiſchen nichts gelegen ſein, ihn aber werden Sie dadurch tief verletzt haben; denn ihm, der, ſeit er denken kann, in dem Teiche gefiſcht hat, muß es doch erſcheinen, als ob Sie einen Eingriff in ſein Eigentumsrecht begingen.“

„Eben deshalb that ich es,“ rief der Baron. „Ich glaube nicht, daß ein engliſcher Lord geſtatten würde, daß ſich bei ſeinen Pächtern die Anſicht ausbildet, ſie hätten ein Recht auf ſein Eigentum. Es müſſen ſich auch bei uns in Bezug auf das Eigentum gediegene Grundſätze bilden.“

Das Geſpräch wurde hier durch die Baronin

unterbrochen, die die Herren aufforderte, ſich doch wieder der Damen anzunehmen.

Jetzt taute auch der Doktor, der den Geſprächen der Herren ziemlich gelangweilt zugehört hatte, auf. Er war ein Poet und veröffentlichte ein um das andere Jahr einen Band Gedichte im Kommiſſionsverlage. Als er jetzt aufgefordert wurde, ein Erzeugnis ſeiner Muſe vorzutragen, ließ er ſich erſt eine Weile nötigen, deklamierte dann aber nicht ohne Pathos eine Ballade, deren Held Walter von Plettenberg war, und eine Ode auf Patkul. Beide Dichtungen waren voll Schwung und ernteten den verdienten Beifall.

„Es iſt mir unbegreiflich, Herr Doktor," ſagte Fräulein Alexandra in ihrer derben Weiſe, „wie Ihre Gedichte ſo wenig Beifall finden können. Man ſieht ſie in keinem Hauſe, und doch ſollten ſie auf jedem Tiſche liegen."

„Mein Fräulein," erwiderte der Doktor mit einem wehmütigen Aufſchlagen ſeiner großen braunen Augen, während er ſich mit der Rechten über den glänzend ſchwarzen Bart fuhr, „die Welt will heute von wahrer Poeſie nichts wiſſen. Sie wendet ſich dem Roman zu, und je mehr der das tägliche Leben in ſeiner ganzen traurigen Nacktheit darſtellt, je realiſtiſcher er iſt, wie man ſagt, um ſo wärmer heißt man ihn willkommen. Was ſollen auch die zarten Blüten der wahren Poeſie in unſerer grob-ſinnlichen Zeit! Wir leben in einer demokratiſchen Periode, und wann gedieh in einer ſolchen je die Poeſie?"

„Sie haben recht," rief Fräulein Alexandra eifrig, „das ist es, was Ihre Poesien so unpopulär macht. Sie sind ein Freund ständischer Gliederung, Sie verstehen die Bedeutung des Adels, und Sie haben den Mut, das offen auszusprechen. Das ist es, was man Ihnen nicht verzeiht."

„Das dürfte denn doch noch zu beweisen sein," meinte der Nörgelnsche. Er kam aber bei Fräulein Alexandra schlimmer an als bei ihrem Bruder.

„Ja, ja, Herr Vetter," rief das Fräulein, „ich weiß sehr wohl, daß auch Sie des Doktors Gedichte nicht mögen. Sie sind eben auch ein halber Demokrat."

Der Angeredete lachte. „Wenn Ihre Vermutung richtig wäre, Cousine," erwiderte er, „so müßten die Gedichte des Doktors, den ich, offen gestanden — Sie nehmen es mir nicht übel, Doktor, nicht wahr? — mehr als Menschen und Arzt schätze denn als Dichter, doch wenigstens in allen adligen Häusern zu finden sein."

„Das wäre noch kein Beweis gegen die Ansicht meiner Schwester," nahm nun der Waldburgsche, dem die Rücksichtslosigkeit, mit der die beiden das heikle Thema in Gegenwart des Doktors verhandelten, äußerst peinlich war, das Wort. „Unsere Standesgenossen haben bisher überhaupt nur allzu wenig Verständnis für die Vertretung ihrer eigenen Interessen. Denken Sie z. B. an die neue konservative Zeitung. Dieses einzige konservative Organ im Lande wird, wie ich höre, demnächst aus Mangel an Abonnenten eingehen. In England ist das anders. In

England würde jeder Edelmann auf dieſes trefflich redigierte Organ abonniert haben."

„Sollte das wirklich in England ſo ſein?"

Der Paſtor griff die fragliche Zeitung an, und daraus entwickelte ſich eine lebhafte Debatte.

Als die Herren ſich am folgenden Morgen verabſchiedeten, fuhr der Nörgelnſche mit dem Doktor. „Glauben Sie," fragte erſterer, ſobald ſie den Gutshof verlaſſen hatten, „daß Fräulein Alexandra und ihr Bruder ganz zurechnungsfähig ſind?"

Der Doktor blickte den Baron verwundert an. „Wie meinen Sie das?" fragte er.

„Nun man pflegt doch ſonſt Leute, die immer nur einen Gedanken haben und beſtändig nur von dieſem ſprechen, für nicht recht geſcheit zu halten."

„Was wollen Sie damit?"

„Nun, Doktor, Hand aufs Herz, haben Sie je mit meiner Couſine eine Unterhaltung gehabt, in der ſie nicht von der Stellung des Adels ſprach, oder mit meinem Vetter, ohne daß er Ihnen ſein England vorritt? So etwas nennt man doch Manie."

Der Doktor war nicht geſonnen, auf dieſen Scherz einzugehen. Er lächelte alſo ein wenig, um den Baron nicht zu verletzen, und ging dann auf ein anderes Thema über.

Unterdeſſen ſann der Paſtor, der einſam ſeines Weges fuhr, darüber nach, wie es doch kam, daß der ſittenreine und wohlmeinende Waldburgſche, der ſich doch ſo ehrlich bemühte, vor Gott und Menſchen ſo recht als ein chriſtlicher Edelmann zu leben und

ſeinen Bauern ein guter und gerechter Herr zu ſein, von eben dieſen Bauern auf das tödlichſte gehaßt wurde, während die Nörgelnſchen Bauern für ihren ungleich roheren und ſelbſtſüchtigeren Herrn, der nicht einen Grundſatz im Leibe hatte und ſich um Recht und Gerechtigkeit nicht mehr kümmerte, als durchaus notwendig war, durch Feuer und Waſſer gegangen wären.

„Das machen ſeine abſcheulichen, gediegenen Grundſätze," ſeufzte der Paſtor endlich.

Viertes Kapitel.

Wegwazar war am folgenden Morgen eben damit beschäftigt, die Morgensuppe einzunehmen, als die Magd, die noch im Viehstall zurückgeblieben war, hereinstürzte und meldete, daß die schwarze Bläße gefährlich erkrankt sei. Die schwarze Bläße war die beste Kuh im Stall, der Bauer nnd sein Weib sprangen daher erschreckt auf und eilten zu dem kranken Tier. Dort wurde nun frisch zugegriffen. Die Kuh wurde aufgerichtet, mit Strohwischen abgerieben, ein Trank bereitet — genug, es gab ein paar Stunden vollauf zu thun, so daß es ein Glück war, daß Peter, der Knechtsjunge, an der Kuh weniger Interesse nahm als sein Herr und sich noch rechtzeitig darauf besann, daß dieser ins Gut müsse, um seine Pacht zu entrichten. Sobald Peter den Bauer gefragt hatte, ob er denn nicht jetzt anspannen solle, da es doch hohe Zeit sei, winkte ihm dieser bejahend zu, ermahnte seine Frau, im Stalle zu bleiben, und die Bemühungen um das Tier ununterbrochen zu kontrollieren, und eilte dann in das Haus. Hier

kleidete er ſich ſo raſch als möglich um, nahm ſeine braunlederne Brieftaſche aus dem Schränkchen an der Wand, ſteckte ſie zu ſich und ſprang in den Wagen.

„Lebe wohl, Weiblein,“ rief er ſeiner Frau zu, die den Kopf aus der Stallthüre ſteckte, und ließ dann ſeinen Fuchs tüchtig ausgreifen. Seine Gedanken waren ganz bei der Kuh. Er hatte ſie als drei Tage altes Kalb im Hofe gekauft und auf das ſorgfältigſte aufgezogen. So war ſie denn zu einem prachtvollen Tiere herangewachſen und hatte ihm auf der landwirtſchaftlichen Ausſtellung, die im Sommer des Vorjahres in der Stadt abgehalten worden war, eine ſchöne ſilberne Medaille eingebracht. Wie ärgerlich, daß er jetzt fort mußte, ehe ihr Schickſal entſchieden war!

Plötzlich blieb das Pferd ſtehen. Der Bauer fuhr aus ſeinem Nachſinnen auf und ſah zu ſeinem höchſten Ärger, daß ein hochgewachſener, in Lumpen gekleideter Mann dem Tier in die Zügel gefallen war.

„Guten Morgen, Brüderchen,“ rief der Betrunkene mit hoher Stimme, „hat man dich auch von Haus und Hof gejagt? Fährſt du jetzt auch von Geſinde zu Geſinde und von Krug zu Krug?“

„Laß die Zügel los, du Schurke,“ rief der Bauer zornig, „oder ich werde dich lehren, die Leute auf der Landſtraße aufzuhalten.“

Der Betrunkene aber hielt das unruhig rückwärts drängende Tier nur noch feſter und ſang:

„Wohl zum Kruge wußt' den Weg ich,
Aber wußt ihn nicht zur Kirche!
Ach, ſie tauften mich im Kruge,
Brachten nimmer mich zur Kirche."

„Laß die Zügel fahren, du Trunkenbold," rief der Bauer abermals, raffte die Fahrleine zuſammen und ſprang aus dem Wagen. Jener aber ſtarrte ihn, hin und her ſchwankend, mit gläſernen, ſtarren Augen an und krächzte:

„Branntwein hab' ich, Bier getrunken,
Doch vertrank ich den Verſtand nicht.
Mußte ja Verſtand behalten,
Mit dem Herrn mich zu bereden."

Der Bauer ſuchte die Hände des Trunkenen von den Fahrleinen zu entfernen, aber deſſen Finger ſchloſſen ſich nur immer feſter um ſie. Der Betrunkene ſank endlich in die Knie, der Fuchs prallte ſcheuend zurück, der Wagen rollte in den Graben und fiel um.

Der Bauer packte nun den Schuldigen und ſchleuderte ihn über den Weg, ſo daß er in den anderen Graben kollerte. Dort raffte er ſich aber wieder auf, ſtützte ſich mit den Ellbogen auf den Weg und grinſte boshaft zu dem Bauer hinüber. Die zerfetzte Pelzmütze war ihm vom Kopfe gefallen, die zerzauſten Haare, der ſtruppige Bart und die ſtarren Augen gaben der ganzen Erſcheinung ein unſäglich wüſtes Ausſehen.

„Hi, hi, hi!" kicherte er. „Hi, hi! Jetzt fährſt du dahin, Wezwagar, wie ein großer Herr. Übers

Jahr, wenn der Baron dich weggejagt hat, ruft dich der Kuckuck zum Eſſen, und die Lerche macht dir das Bett! Hi, hi! Ich, der lange Jehze, weiß wie es thut, wenn man auf Heidekraut ſchläft und ſich mit Moraſt zudeckt! Ich hatte auch einmal einen Fuchs, deſſen Fleiſch haben aber die Füchschen gegeſſen und mit ſeinen Knöchelchen haben die Krähen Kurrnik geſpielt."

Und mit jähem Umſchlag in der Stimmung fing er an zu jammern: „Ach, ich Unglückſeliger! Wie einen Hund haben ſie mich weggejagt! Jetzt muß ich mit dem weißen Stabe durch das Land." Und nun kreiſchte er wieder:

„Ach, wer kaufet wohl im Laden
Für die arme Waiſ' ein Kränzlein?
Roggenblumen, Dornenblüten
Taugen für der Waiſe Kränzlein."

Der Bauer hatte unterdeſſen ſeinen Wagen aus dem Graben gezogen und wieder in Ordnung gebracht. Der Ton, den der Betrunkene zuletzt angeſchlagen hatte, erinnerte ihn peinlich an ſeinen Schwager. Es überlief ihn kalt. Er ſprang haſtig in den Wagen und fuhr raſch davon. Er hörte aber noch, wie der lange Jehze, der jetzt auf der Landſtraße hin und her ſchwankte und nach ſeiner Mütze ſuchte, wieder luſtig ſang:

„Heda, Brüderchen!
Wo iſt die Mütze?
Im Kruge, Schweſterchen,
Als Bierkanndeckel.

Der lange Jehze war nicht immer ein Trunkenbold geweſen, er hatte ſich aber als Soldat das

Trinken angewöhnt und war nachher immer tiefer geſunken, ſo daß er ſchließlich aus ſeinem Geſinde geſtoßen werden mußte. Seitdem haßte er den Baron tödlich. Da dieſer nun von faſt allen anderen Bauern gehaßt wurde, ſo war der lange Jehze ſicher, ſich allezeit durch ein Spottlied auf ihn bei jedem Bauer eine beſcheidene Mahlzeit und ein paar Gläſer Branntwein verdienen zu können. Wezwagar bildete in dieſer Beziehung eine Ausnahme und wurde deshalb von dem Trunkenbold kaum weniger gehaßt als der Baron.

Als Wezwagar auf dem Hofe eintraf, hatte er kaum Zeit, ſein Pferd anzubinden und zu bedecken. Sein Name ſei ſchon aufgerufen worden, hieß es. Kaum hatte er das Vorzimmer, in dem ſich die Wirte drängten, betreten, ſo rief der Diener, der die Thür zu dem Arbeitszimmer des Barons hütete abermals: „Wezwagar!“ Der Gerufene drängte ſich nun durch die Menge und betrat das Zimmer, deſſen Thür ſich hinter ihm ſofort wieder ſchloß.

Der Baron ſaß, die ungewöhnlich langen Arme aufgeſtützt, vor ſeinem Schreibtiſch, auf dem verſchiedene Pakete Papiergeld lagen. Im Hintergrunde des Zimmers war der Gutsſchreiber damit beſchäftigt, auf einem Tiſch das eingelaufene Geld nochmals durchzuzählen, den Betrag in ein vor ihm liegendes Buch einzutragen und es dann in den feuerfeſten Geldſchrank zu legen, der mit weit geöffneten Thüren an der Wand ſtand.

Das Geſicht des Barons hatte eine rundliche Form, die Naſe war ein wenig geſtutzt, die Lippen etwas aufgeworfen. Nur das rötlichblonde Haupthaar, das, auch hinten geſcheitelt, glatt am Kopfe lag, und die blauen Augen erinnerten an die niederſächſiſche Abſtammung. Das Geſicht des Schreibers war faſt kugelrund, die äußere Seite der Augenbrauen ſtark in die Höhe gezogen, die Farbe der Augen grünlich, was zugleich mit dem Lächeln, das beſtändig um den Mund des Mannes ſpielte, dem Geſicht etwas Katzenartiges gab. Die dunklen Haare waren zurückgekämmt und lagen kaum weniger glatt am Kopfe, als die des Barons. Er trug einen Anzug aus grobem Wand und hatte plumpe Schmierſtiefel an den Füßen. Trotzdem trat er immer ſehr leiſe auf.

„Wo warſt du, Wezwagar?“ fragte der Baron freundlich. „Du wurdeſt ſchon einmal aufgerufen.“

„Entſchuldigen Sie, gnädiger Herr,“ verſetzte Wezwagar, „daß ich habe warten laſſen. Der Trunkenbold, der lange Jehze, machte mir das Pferd ſcheu, ſo daß es den Wagen umwarf.“

„Ah ſo! Nun, ich hoffe, daß du dich nicht beſchädigt haſt.“

Wezwagar trat an den Tiſch, zog ſeine Brieftaſche hervor und entnahm derſelben einen Packen Papiergeld, den er vor dem Baron auf den Tiſch legte.

Der Baron nahm das Geld in die Linke und zählte es, indem er mit der Rechten langſam die

Scheine umſchlug. Dann ſagte er: „Es iſt richtig. Wo iſt das Ei?“

Wezwagar ſchlug ſich beſtürzt mit der Rechten vor die Stirn.

„Gnädiger Herr,“ rief er dann, „ich ſchwöre Ihnen, daß meine Frau mir ſchon geſtern abend das Ei neben die Brieftaſche legte, daß ich es aber in der Eile vergaß.“

„Hatteſt du denn ſo große Eile?“ fragte der Baron mit ungläubigem Lächeln.

„Ja, gnädiger Herr. Als ich heute morgen bei der Milchſuppe ſaß, kam die Magd hereingeſtürzt und ſagte mir, daß die beſte Kuh ſchwer krank geworden ſei. Wir eilten gleich hinaus und waren ſo lange um die Kuh beſchäftigt, bis mich der Junge daran erinnerte, daß ich zu Hofe müſſe. Ich fuhr in aller Eile in meine Kleider und kam dann hierher. So vergaß ich das Ei.“

„Vorhin gabſt du als Entſchuldigung für dein ſpätes Kommen ein Zuſammentreffen mit dem langen Jehze an.“

„Gnädiger Herr,“ rief Wezwagar eifrig, „glauben Sie, daß ich Sie belügen will? Beides trug ſich ſo zu, wie ich es Ihnen erzählte. Erſt erkrankte die Kuh und nachher fiel der lange Jehze mir in die Zügel.“

„Im vorigen Jahr brachteſt du das Ei auch nicht, obgleich dir damals weder eine Kuh erkrankte, noch jemand dein Pferd aufhielt.“

„Gnädiger Herr!“ rief Wezwagar und trat hart an den Tiſch heran, „im vorigen Jahr hatte ich das Ei wirklich vergeſſen, diesmal aber haben meine Frau und ich es ſeit Wochen bereit gehalten und ich bin nur durch die Eile, in der ich mein Haus verließ, daran verhindert worden, es Ihnen zu bringen.“

Der Baron zuckte die Achſeln.

„Es iſt gleichgiltig, warum du es mir nicht brachteſt. Ich ſagte dir, daß, wenn du mir auch in dieſem Jahre das Ei nicht bringſt, der Weg durch den Wald damit für dich geſchloſſen iſt. Anderſohn,“ wandte ſich der Baron an den Schreiber, der, ſcheinbar in ſeine Bücher vertieft, doch mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört hatte, „Anderſohn, protokollieren Sie, daß Wezwagar, weil er das ſtipulierte Ei nicht gebracht hat, den Weg durch den Wald nicht mehr benutzen darf.“

„Ja wohl, Herr Baron,“ ſchallte es zurück.

Wezwagar ſtand wie erſtarrt da und rang mühſam nach Luft. „Gnädiger Herr,“ ſagte er endlich mit bebender Stimme, „Sie werden meine Vergeßlichkeit nicht ſo ſtreng beſtrafen.“

„Ich werde ſie gar nicht beſtrafen,“ erwiderte der Baron kalt. „Meine Anordnung iſt eine einfache und ſtreng gerechte Folge deines Verfahrens. Ich ſagte dir gleich anfangs, daß, wenn du mir einmal das Ei nicht bringen würdeſt, der Weg durch den Wald für dich verſchloſſen bleiben müſſe. Du brachteſt es mir im vorigen Jahre nicht. Ich ſah, weil ich dir wohl will, darüber hinweg, ſagte dir aber, daß,

wenn das Ei noch einmal ausbliebe, der Weg für dich verloren wäre. Es ist ausgeblieben — einerlei aus welchem Grunde — und eben damit ist der Weg für dich gesperrt."

„Gnädiger Herr," sagte der Bauer jetzt, „Sie scherzen. Sie sind mir immer ein guter Herr gewesen, Sie werden mir mein Recht auf den Waldweg nicht nehmen."

Wezwagar hatte in seiner Aufregung das allerunglücklichste Wort gewählt.

„Dein Recht?" fragte der Baron gedehnt. „Ich will dich lehren, was für ein Recht du und ihr alle auf meinen Wald habt. Nicht mit einem Fuß betrittst du mir den Wald mehr. Nie, in deinem ganzen Leben nicht."

Wezwagar stand wie betäubt da. War der Mann da vor ihm wirklich sein guter und gerechter, wenn auch strenger und harter Herr? Er fühlte, wie sein Jähzorn jach in ihm aufstieg.

„Herr," rief er mit mühsam unterdrücktem Zorn, indem er dicht an den Baron herantrat und seinen Arm berührte, „Herr, ist das Ihr letztes Wort?"

Der Baron sah ihm scharf und kalt in die zornflammenden Augen. „Natürlich," erwiderte er.

Der Bauer wandte sich rasch um und verließ ohne Gruß das Zimmer. Der Baron erhob sich ein wenig, als wollte er ihm folgen, setzte sich aber wieder und blickte starr auf das vor ihm liegende Geld. Sein gutes Herz und sein von thörichten Prinzipien eingeschnürter Verstand kämpften mit

Blitzesschnelle einen harten Kampf. Sein Herz trieb ihn an, aufzuspringen, den Mann, der ihm einst das Leben gerettet hatte und der jetzt sein bester Bauer war, zurückzurufen und zu ihm zu sprechen: ‚Bring mir heute abend das Ei, so ist alles vergeben und vergessen.‘ Sein Verstand aber riet ihm: ‚Gib ja nicht nach. Gerade hier bietet sich eine Gelegenheit, vor aller Welt zu zeigen, daß vor dir kein Ansehen der Person gilt, daß du nur von den Prinzipien der strengsten Gerechtigkeit geleitet wirst.‘

Sein Herz war eben im Begriff zu siegen und er erhob sich schon, als der Schreiber hinter ihm sagte: „Ja, das geht in so einen Bauernkopf schwer hinein, daß man bei dem Herrn Baron mit solchen Praktiken nicht durchkommen kann. Der Wezwagar schien sicher zu hoffen, daß er sich doch noch ein Servitut auf den Weg erschleichen würde. Geben Sie acht, Herr Baron, in zehn Minuten ist er mit dem Ei hier und im nächsten Jahr geht das Spiel aufs neue an.“

Das unselige Wort veränderte mit einem Schlage alles. Der Baron setzte sich wieder.

Der geschilderte Vorgang hing so zusammen: Die große Heerstraße, die der Meeresküste parallel läuft, vereinigt sich auf Waldburgschem Gebiet in spitzem Winkel mit einer anderen, die aus dem Innern des Landes herankommt. Unweit dieser letzteren Straße liegt nun das Wezwagargesinde. Wollten seine Bewohner in die nur einige Meilen entfernte, im Süden gelegene Stadt, so mußten sie, wenn sie die Land-

ſtraße benutzten, erſt auf ihr bis zur Heerſtraße und dann auf dieſer in ſpitzem Winkel wieder zurückfahren. Dadurch wurden ſie zu einem Umweg von faſt einer Meile gezwungen. Der Baron hatte in Anbetracht dieſes Umſtandes dem Bauer geſtattet, einen Holzweg, der durch den Gutswald führte, zu benutzen, hatte ſich aber dafür, damit der Bauer nicht etwa durch die unentgeltliche Benutzung des Weges ein Recht auf denſelben erwarb, die Zahlung eines Hühnereies ausbedungen.

Wezwagar drängte ſich wie ein Unſinniger durch die ihn verwundert anblickenden Wirte und eilte ins Freie. Sein erſter Gedanke war, in ſeinen Wagen zu ſpringen, nach Hauſe zu jagen und ſich das Ei zu holen. Er ergriff auch bereits die Decke des Pferdes, um ſie ihm abzunehmen, als er plötzlich anderen Sinnes wurde. Die ganze Geſchichte war denn doch zu toll. Sollte er wie ein dummer Junge nach Hauſe zurückeilen, nur um dem Baron zu beweiſen, daß er nicht gelogen hatte? Der Baron kannte ihn genug, um zu wiſſen, daß er nicht lügen würde. Die Scham über ſeine lächerliche Lage trieb ihm das Blut zu Kopfe. Es regte ſich in ihm ein heftiger Unwille gegen den Baron. War dieſer nicht ſo hart und ſchlecht, wie ihn die Leute ſchilderten? Aber nein, nein und tauſendmal nein, ſo war er nicht. Der Bauer wiſchte ſich mit der Rechten die kalten Schweißtropfen von der Stirn. Vergeblich ſuchte er nach einem Motiv für die Handlungsweiſe des Barons. Es war ihm, als ob er in einem

tollen Traume läge und als ob nun ſein Weib neben ihm ſagen müßte: ‚Was träumſt du, mein Liebling? Du wälzeſt dich hin und her und ſtöhnſt ſchwer.‘

Unſchlüſſig und verwirrt ſtand er da, die Hand noch immer an der Pferdedecke, und blickte vor ſich nieder. Da kam ihm Erlöſung von ſeinem Weibe, wie er das erwartet hatte.

„Wirt,“ ſagte plötzlich die Stimme des Knechtsjungen Peter neben ihm, „die Wirtin ſchickt Euch das Ei, das Ihr zu Hauſe vergeſſen habt.“

„Dank, Weiblein, tauſend Dank!“ dachte Wezwagar, nahm dem Jungen das Ei aus der Hand, eilte zurück in das Vorhaus und ließ ſich ſofort bei dem Baron melden. Er wurde auch ſogleich vorgelaſſen. Als er eintrat, räuſperte ſich der Schreiber vernehmlich.

„Herr!“ rief Wezwagar, ſobald er vor dem Baron ſtand, freudeſtrahlend, und wiſchte ſich mit dem Taſchentuch den Schweiß von Stirn und Wangen, „Herr, mein Weib hat das Ei zu Hauſe bemerkt und es mir nachgeſchickt. Hier iſt es.“ Mit dieſen Worten hielt er dem Baron ein großes ſchneeweißes Ei hin.

Dieſer aber verſetzte, ohne das Ei zu berühren, kalt: „Jetzt iſt es zu ſpät, Wezwagar,“ und fuhr dann, als der Bauer ſich nicht rührte, und ihn nur ſtarr anblickte, fort: „Ich will dir nun noch etwas ſagen, Wezwagar. Ich bin es nicht gewohnt, daß meine Wirte ohne Gruß von mir gehen und be-

abſichtige auch nicht, mich künftig daran zu gewöhnen. Verſtehſt du?"

Als der Baron ſo redete, überkam der Zorn den Bauer mit Allgewalt. Er warf das Ei auf den Tiſch, daß der Dotter den Tiſch, den Baron und das Geld beſpritzte, wandte ſich um und verließ hochaufgerichtet das Zimmer.

Die Wirte, die ſich draußen im Vorzimmer befanden, hatten unterdeſſen bemerkt, daß ſich zwiſchen dem Baron und Wezwagar merkwürdige Dinge zutrugen. Jetzt löſten ſich Namik, Wilks und Pilskaln, die eigentlich ſchon fertig waren, und nur noch mit Bekannten geplaudert hatten, von dieſen los und folgten Wezwagar in den Hof. Wezwagar ſchien ſie nicht zu bemerken. Er ging mit großen Schritten auf ſeinen Wagen zu. Die Wirte, die das Ei hatten aufklatſchen hören, glaubten ſich den Ton nicht anders erklären zu können, als durch die Annahme, daß ein übrigens beim Waldburgſchen unerhörter Fall eingetreten ſei, und der Baron den Bauer geſchlagen habe.

„Hat der Schurke dich geſchlagen?" fragte Pilskaln gerade heraus.

Wezwagar blieb ſtehen und ſtarrte den Frager wild an. Dann ſchwang er den rechten Arm in die Höhe und rief: „Glaubſt du, daß er, wenn er mich berührt hätte, noch am Leben wäre?"

„Nun, nun," beſchwichtigte Namik, „die Frage war nicht böſe gemeint. Was gab es denn?"

„Wir hörten einen Ton, wie einen Schlag,"

ſagte Wilks, „und glaubten, der Baron habe dich geſchlagen.“

„Wißt ihr, was da klatſchte?“ rief Wezwagar höhniſch auflachend. „Ein Ei, das ich vor dem Baron auf den Tiſch warf, daß es den ſauberen Herrn und ſeinen Tiſch und ſein Geld über und über beſpritzte! So ſpreche ich mit ihm, ich, Wezwagar! Ich habe das Bürſchchen aus dem Meer gezogen, wie man ein Kätzchen herausholt, das in den Zuber gefallen iſt, und es will mir nun mein gutes Recht nehmen, es will mich zu Grunde richten! Oho, es gibt noch ein Recht in Kurland und Gerechtigkeit für jedermann! Und nun fahre ich erſt recht durch den Wald, und wenn ſich mir zwanzig Barone in den Weg ſtellten mit allen ihren Buſchwächtern! Es gibt noch einen Generalgouverneur in Riga und den Kaiſer in Petersburg, die nicht dulden werden, daß wir hier aus Laune zu Grunde gerichtet werden!“

Wezwagar war weder ſeiner Worte mächtig noch ſeiner Gebärden. Er hatte, während er ſo redete und mit der Fauſt nach dem Wohnhaus hinüberdrohte, das halbunbewußte Gefühl, daß ſein Benehmen ſehr unſinnig war und ihm ſpäter bitter leid thun würde, aber ſein jähzorniges Temperament war ganz und gar Herr über ihn geworden.

Als Wezwagar das Zimmer des Barons verlaſſen hatte, war dieſer, nun auch ſeinerſeits kreidebleich aber äußerlich durchaus ruhig, aufgeſtanden und hatte den Diener herbeigerufen. „Hier iſt ein Ei zerbrochen,“ ſagte er dann, „du mußt hier aufwiſchen.“

Als der Diener gegangen war, hatte er wieder Platz genommen und aufmerksam in ein Rechnungsbuch geblickt, das er sich für diesen Zweck vom Tisch des Schreibers geholt hatte.

Der Schreiber war auch aufgestanden und hatte sich an ein Fenster gestellt. Nach einiger Zeit ließ er einen kichernden Ton hören.

Der Baron wandte sich nach ihm um und fragte: „Was gibt es?"

„Wezwagar droht mit der Faust hierher," war die Antwort.

„Wirklich?" fragte der Baron mit ruhiger Stimme aber mit funkelnden Augen. „Also er droht mit der Faust hierher! Andersohn, schicken Sie dem unsinnigen Menschen sofort eine schriftliche Kündigung."

„Jawohl, Herr Baron."

Draußen war es unterdessen den Wirten gelungen, Wezwagar soweit zu beruhigen, daß er sich bereit erklärte, mit ihnen in den Krug zu fahren. Er besuchte sonst nie an einem Wochentage das Wirtshaus, aber heute war es ihm ein Bedürfnis, mit den geschworenen Feinden des Barons zusammen zu sein. Er trank mit ihnen ein Glas nach dem anderen und stieß immer wildere Drohungen gegen den Baron aus. Seinen Kameraden war das eben recht und sie bestärkten ihn nach Kräften in seinen veränderten Anschauungen.

Erst spät am Nachmittag verabschiedete sich Wezwagar von ihnen und fuhr allein seinem Hause, seinem Weibe zu.

Fünftes Kapitel.

Wezwagar war in der widerwärtigſten Stimmung. Ihm war zu Mut wie einem für gewöhnlich nüchternen, mäßigen Manne, der viel auf ſich hält und der ſich nun ſagen muß, daß er ſich einen Rauſch angetrunken und vor vielen Leuten wie ein Betrunkener benommen habe. Jetzt, wo der Jähzorn von ihm gewichen war, ſchämte er ſich desſelben, berente er ihn von ganzem Herzen. „Wäre ich ruhig geblieben," ſagte er ſich, „ſo hätte der Baron doch noch nachgegeben, wenn nicht jetzt, ſo doch gewiß nach einem Jahr. Und nun? Nun iſt alles aus." Dieſes alles umfaßte eine Fülle von Frieden und Glück, nicht nur für ihn, nein, auch für ſein Weib. In all dem Schmerz, der des Bauern Herz durchwühlte, ſtand der Gedanke an ſein Weib doch immer obenan. Aber ließ ſich denn wirklich gar nichts mehr thun, um das Unglück noch abzuwenden? Wie, wenn er morgen hinüberfuhr und den Baron um Verzeihung bat? Nein, das konnte nichts helfen. Der Mann, der ihm den Wald verſchloß, weil er das Ei ein wenig ſpäter brachte, konnte ihm ſeinen Zornausbruch, der noch

dazu in Gegenwart des Schreibers erfolgt war, nimmermehr verzeihen. Er würde den Bauern mit Schimpf und Schande aus dem Zimmer jagen. Als Wezwagar an dieſe Möglichkeit dachte, ſtieg ihm das Blut wieder ſo jäh zu Kopf wie am Vormittag.

Nein, das ging nicht, darauf konnte er es nicht ankommen laſſen. Da gab er lieber ſein Geſinde hin. „Ich bin vierzig Jahre lang ein armer Fiſcherknabe und Fiſcherknecht geweſen," dachte er, „ich verſtehe zu arbeiten, und ich werde mir ſchon mein Brot verdienen. Es wird anfangs bitter ſchmecken, aber ich werde mich daran gewöhnen, wieder Fremden zu dienen. Ich — ja, aber mein Weib? O, die iſt brav und fleißig, die wird ſich auch darin finden."

Der Bauer ſah im Geiſt, wie ſein Weib ſo recht lebensfroh in dem eignen Heim ſchaltete, wie ſie mild und doch feſt die Leute regierte, ſo daß in ihrem Hauſe mehr gearbeitet wurde als in allen anderen. Und doch gingen die Leute für ſie durch Feuer und Waſſer. Jetzt ſollte ſie durch ſeine Schuld das alles verlieren, mit ihm in eine Knechtskaſerne ziehen auf ein Gut oder in die Knechtsſtube eines Geſindes. Er ſah die ſchlecht verhehlte Schadenfreude voraus, mit der die übrigen Bäuerinnen anſehen würden, wie die Tochter des armen Strandbauern nun hinabſteigen mußte von dem vielbeneideten Hausfrauenſitz im fetten Wezwagargeſinde, um eine Knechtsfrau zu werden.

Als der Bauer daran dachte, ſtieg ein grimmiger Haß gegen den Baron in ihm auf und verwirrte ihm den ſonſt ſo klaren Sinn.

Durfte ihm der Baron überhaupt das Geſinde nehmen? Vor dem Geſetz vielleicht, aber durfte er es auch vor Gott? Mußte ihn aber dann nicht auch das Gericht in ſeinem Recht ſchützen? Wenn er recht hatte vor Gott, und das Gericht ſchützte ihn nicht in ſeinem Recht, dann mußte er eben zur Selbſthilfe greifen, dann mußte er die Gerechtigkeit ſelbſt in die Hand nehmen und — ja, was war das für ein ſchreckliches „und"!

Der Bauer erhielt ſein Pferd, das den ganzen Tag über nichts gefreſſen hatte und jetzt ungeduldig nach Hauſe wollte, mit ſtarker Hand im Schritt und ſann nach über dieſes entſetzliche „und", das ſein Antlitz erdfahl färbte und ſeine ſtarken Glieder wie im Fieber beben ließ. Er wußte, daß er nicht war wie die anderen, die jahrelang mit in der Taſche geballter Fauſt umhergehen und ſich immer und immer wieder gegenſeitig aufreizen konnten, ohne doch zu einem Entſchluß zu kommen. Wenn er ſich erſt für dieſes entſetzliche „und" entſchied — dann wehe dem Baron, wehe ihm ſelbſt!

Während die Seele des Bauern hinabgeſtiegen war in die finſterſten Tiefen des Menſchenherzens, lächelte rings um ihn ein köſtlicher Frühlingsabend. Der dichte Wald, durch den der Weg führte, war ein aus allen Holzarten, aus Kiefern, Tannen, Lärchen, Birken, Eſchen und Eichen gemiſchter, recht wie die Vöglein und die Tiere des Waldes ihn lieben. Jetzt klang er wieder von vieltauſendſtimmigem Vogelgeſang, die Waldſchnepfen zogen, ſich jagend, über

die feuchten Lichtungen, auf den Waldwieſen ſah man ſchon äſende Rehe. Kein Blättlein regte ſich an den Bäumen, als ob ſie alle den Atem anhielten, um ſich des lauen Frühlingsabends zu erfreuen.

Dort, wo der enge Geſindeweg von der Landſtraße auf die Lichtung und zum Geſinde abführte, blieb das Pferd ſtehen.

Als Wezwagar aus ſeinem Grübeln auffuhr, ſah er ſein Weib vor ſich. Die Bäuerin lehnte an einer ſchlanken Birke, und die untergehende Abendſonne übergoß mit ihrem Rot den weißen Stamm der Birke und die holden Züge des jungen Weibes. Ach, ihre Strahlen glänzten in den Thränen wieder, die unaufhaltſam über die zarten Wangen herabrannen!

Der Bauer ſprang aus dem Wagen, ging auf ſein Weib zu und ſchloß es in ſeine Arme. Die junge Frau verbarg ihr Haupt an ſeiner breiten Bruſt, und nur das gewaltſame Zucken ihres Leibes verriet ihm, daß ſie bitterlich weinte.

Der Fuchs hatte eine Weile ſtill gehalten und den Kopf mit geſpitzten Ohren nach der Bäuerin gewendet, als erwartete er, daß ſie ihm wie gewöhnlich, wenn er nach Hauſe kam, eine Brotkruſte reichen würde; da er aber gar nicht beachtet wurde, ſo ſtieß er erſt ein leiſes Wiehern aus und ging dann, als auch das nicht verfing, langſam, im Schritt nach Hauſe. Der verhallende Ton ſeiner Hufen und das Knirſchen der Wageuräder auf dem Kies des Weges unterbrachen allein die Abendſtille.

„Weiblein," fragte der Bauer nach einer Weile mit bebender Stimme, „weißt du um alles?"

Keine Antwort.

Der Bauer richtete nun mit der Rechten das in Thränen gebadete Geſicht ſeiner Frau empor und küßte ſie heiß auf Augen, Stirn und Mund. Die Bäuerin überließ ſich ihm widerſtandslos.

„Hat man dir alles geſagt?" wiederholte er.

Sie nickte.

„Wer?"

Die Bäuerin fuhr ſich mit dem Taſchentuch über Augen und Geſicht und erwiderte mühſam: „Gulbe."

„Kam Gulbe eigens deshalb zu dir?"

„Nein," erwiderte die Bäuerin und bemühte ſich, ihrer Thränen Herr zu werden. „Er fuhr zur Stadt. Ich hatte die ſchwarze Bläſſe hinausgetrieben, da wurde er mich gewahr und hielt an."

„Nun, und was ſagte er?" fragte der Bauer finſter.

„Ach, wozu ſoll ich das wiederholen?"

„Sprich nur. Was ſagte er?"

„Er ſagte," ſchluchzte die junge Frau, und verbarg ihr Antlitz wieder an ſeiner Bruſt, „er ſagte, daß der Baron dich geſchlagen habe!"

Der gewaltige Körper des Bauern erbebte. „Das hat er nicht gethan," ſagte er ganz leiſe.

Die Bäuerin erhob ihr Haupt und ſah ihn fragend an.

„Nein, das hat er nicht gethan. Er wies aber das Ei zurück, weil ich es ihm, wie er behauptete,

zu ſpät brachte, und verbot mir den Weg durch den Wald."

Das Antlitz der Bäuerin erhellte ſich. „War es weiter nichts?" fragte ſie. „Das iſt ja auch ſchlimm genug, aber doch nicht ſo ſchrecklich."

Der Bauer ſchwankte einen Augenblick, ob er ſeinem Weibe jetzt gleich die volle Wahrheit ſagen ſollte; es kam ihm aber unrecht vor, ſie zu täuſchen.

„Weiblein," begann er, „das iſt noch nicht alles."

Die Bäuerin blickte ihn erſchreckt an. Wenn ſie erregt war, zogen ſich auf ihrer Stirn zwiſchen den Brauen ein paar Falten zuſammen, die ihrem guten, unſchuldigen Geſichtchen einen unſäglich rührenden Ausdruck gaben.

„Als der Baron das Ei nicht nahm," fuhr der Bauer fort, „da überkam es mich —"

„Um Gott, du haſt doch nicht —"

„Ich warf das Ei vor ihm auf den Tiſch und ging davon."

Die Bäuerin hatte ſich von ihrem Mann gelöſt und wieder an die Birke gelehnt. Jetzt verhüllte ſie ihr Geſicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Über ihr flatterte ängſtlich lockend und rufend ein Finkenpaar von Zweig zu Zweig. Dem hatten die Kinder des Knechts am Morgen das kaum begonnene Neſt zerſtört.

„Weiblein," rief der Bauer, „Weiblein!"

„Ach laß mich nur!" ſchluchzte die Bäuerin. „Ich habe nicht verdient, dein Weib zu ſein."

„Was weinſt du, mein Weiblein?"

„Ach, nenne mich nicht dein Weiblein, mich, die ich über dich Guten so schweres Leid gebracht habe!“

„Mein Herzensweib, dich trifft keine Schuld.“

„Gewiß trifft sie mich und nur mich. Ich wußte, wieviel an dem Ei lag, wie konnte ich dich von mir lassen, ohne mich überzeugt zu haben, daß du es mithattest!“

„Mein liebes, liebes Weiblein, ich wußte das so gut wie du. Mich trifft die Schuld und niemand anders.“

Die freundlichen Worte des Bauern machten seine Frau nur noch unglücklicher. „Ach, was würde mein seliger Vater dazu sagen,“ rief sie, „daß ich so pflichtvergessen gewesen bin! Wie soll ich mir das je vergeben!“

Sie standen noch lange bei einander, und die Sonne war längst untergegangen, als sie sich dem Gesinde näherten. Über dem Bemühen, sein Weib zu trösten, war der Groll des Bauern gegen den Baron zurückgetreten vor der Trauer über die Thatsache; er loderte aber wieder hell auf, als er, sobald er sein Haus betrat, die Kündigung vorfand. „Gut!“ knirschte er, indem er das zerknitterte Schreiben auf den Boden warf und mit Füßen trat, „gut! Du kündigst mir; wir wollen aber sehen, wer zuerst heraus muß, du aus dem Hof oder ich aus dem Gesinde!“

Die Bäuerin nahm den erwarteten Schlag verhältnismäßig ruhiger auf. Sie fand die Kündigung auch natürlich und in der Ordnung; sie hütete sich aber wohl, diese Ansicht vor ihrem Manne zu ent-

wickeln und ihn dadurch noch mehr zu reizen. Sie maß innerlich die Schuld an allem Unglück nach wie vor hauptsächlich sich zu, und sie war sehr niedergedrückt; sie sagte sich aber, daß es jetzt galt, vor ihrem Manne gefaßt zu erscheinen. Sie sprach daher, obgleich ihr bei dem Gedanken, ihr liebes Wezwagar verlassen zu müssen, das Herz still stand, so ruhig als möglich:

„Sei nur unbesorgt, Georg, wir finden schon ein anderes Gesinde. Ein Mann wie du wird sich nicht lange nach einem solchen umzusehen brauchen."

„Ehe ich das thue, muß ich doch erst aus Wezwagar vertrieben sein," erwiderte der Bauer mit funkelnden Augen.

Die Bäuerin that, als ob sie die Drohung, die in diesen Worten lag, nicht verstanden hätte. „Ich meine natürlich nur im schlimmsten Fall," fuhr sie fort, und streichelte ihrem dreijährigen Erstgeborenen, den sie auf den Schoß genommen hatte, den flachsblonden Kopf. „Wir werden uns in dem neuen Gesinde gewiß bald ein ebenso trauliches Heim schaffen, wie wir es hier haben."

„Es ist auch ganz gut, daß wir hier fortmüssen," sprach sie weiter, als ihr Mann, der, den Kopf auf die hohle Hand gestützt, bewegungslos dasaß, schwieg, „hier muß es zwischen dem Baron und den Bauern doch bald zu Händeln kommen, in denen du, der du den Baron achtest und liebst, viel leiden würdest. In dem neuen Gesinde werden wir damit nichts zu thun haben."

Der Bauer lächelte ſpöttiſch; aber es that ihm doch wohl, daß ſeine Frau von dem „neuen Geſinde“ ſo ſprach, als ob er ein ſolches ſchon gepachtet hatte. Sie hatte übrigens recht, er war vorhin zu kleinmütig geweſen. Mit dem Knechtsſtande hatte es noch gute Weile.

„Wenn wir weiter im Lande wohnen werden, werden wir auch beſſeres Vieh halten können,“ fuhr die Bäuerin fort. „Darauf freue ich mich ganz beſonders. So große Kühe wie unſere ſchwarze Bläſſe können bei der Waldweide hier doch nicht gut fortkommen.“

Der Bauer erhob ſich und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er plötzlich vor ſeiner Frau ſtehen und fragte, während es in ſeinem Geſicht ſeltſam zuckte: „Frau, wenn ich nun aber doch ein Knecht werden müßte und du eine Knechtsfrau?“

Die Frau ſah ihn aus ihren großen Augen ernſt an und erwiderte langſam: „Wenn du ein Knecht werden müßteſt, ſo müßteſt du nichts anderes werden, als was du lange geweſen biſt, und wenn ich eine Knechtsfrau werden müßte, ſo würde ich nichts anderes werden, als was ich, die Tochter eines armen Strandbauern, ohne dich jetzt ohnehin wäre. Gottes Wille geſchehe, nicht unſerer. Wir ſind auch als Knecht und Knechtsfrau Gottes Kinder.“

Der Bauer beugte ſich auf ſein Weib herab und küßte es heiß. Dann ging er wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und rang, während

die Bäuerin ihren Knaben, der auf ihrem Schoß eingeschlafen war, zu Bett brachte, mit sich selbst. Die wunderbare Größe seines einfachen, schlichten Weibes, für die er Verständnis hatte, machte ihm die Seele weit und groß; aber der Gedanke an die Erlebnisse des heutigen Tages schnürte sie wieder ein. Jetzt erschien ihm die Notwendigkeit, sein Gesinde aufgeben zu müssen, wie kein unerträgliches Unglück — blieben ihm doch sein herziges Weib, seine lieben Kinder, reichliche Habe; dann wieder empörte sich sein männlicher Sinn wider jede Resignation, schrie alles in ihm nach Rache an dem Baron — verlor er doch um einer Laune willen das Gesinde, das er so lange und sorgsam bebaut hatte, mußte doch auch sein Weib hinaus in die Fremde!

Als die Bäuerin vor dem Schlafengehen das Vaterunser gesprochen hatte, betete sie laut weiter: „Ja, Herr, vergib uns unsere Schuld. Strafe uns, gnädiger Gott, nicht dadurch, daß du Ungeduld aufkommen läßt in unseren Herzen, sondern verleihe uns vielmehr Geduld, daß wir uns willig beugen unter deine Hand. Laß uns stets eingedenk sein der eignen Sündhaftigkeit, auf daß wir nicht ins Gericht gehen mit unserem Nächsten. Gib uns nicht Gedanken der Rache, sondern des Friedens und des Verzeihens. Gib, daß wir erkennen, daß nichts geschieht wider deinen allezeit guten und gnädigen Willen! Amen."

Der Bauer saß mit gefalteten Händen still neben seinem Weibe. Der ganze Handel, der ihn eben noch bis ins Innerste erregt hatte, erschien ihm jetzt er-

bärmlich, ja, es kam ihm vor, als ob er ihn eigentlich kaum angehe. Was lag an dem Geſinde? War nur ſeine Frau bei ihm mit ihrer weichen, melodiſchen Stimme und ihrem frommen, geraden Sinn, ſo erſchien es im Grunde gleichgültig, ob ſie in Wezwagar hauſten und ſich liebten oder ſonſt wo. Der Bauer dachte jetzt ohne Groll an den Baron wie an einen ihm fremden und gleichgültigen Menſchen.

Als er aber am folgenden Morgen nach kurzem Schlaf erwachte und die Erinnerung an die Erlebniſſe des vorhergehenden Tages plötzlich in ihm lebendig wurde, überkam ihn wieder jene widerwärtige Empfindung, in der er ſich geſtern ſeinem Heim genähert hatte. War es denn wirklich möglich, daß all das Glück, das ihm bisher an jedem Morgen entgegenlachte, auf Nimmerwiederſehen verſchwunden war? Und warum? Weil er in der Eile ein Ei vergeſſen hatte. Das war barer Unſinn. Ein ſo dummes Ding wie ein Ei konnte ein Menſchenglück nicht zerſtören. Es mußte noch alles gut werden, es galt nur, kalt zu überlegen und klug zu handeln.

Der Bauer richtete ſich in ſeinem Bett auf, ſtützte ſich auf ſeinen rechten Arm und blickte durch das Fenſter hinaus in die Morgendämmerung. Was thun? Sollte er zum Baron fahren und ihn zu verſöhnen ſuchen? Das ging nicht, er hatte den Baron zu ſchwer beleidigt. Sollte er das ganze Erlebnis als eine Fügung Gottes hinnehmen und ſich, froh der ihm gebliebenen Güter, geduldig von Haus und Hof treiben laſſen? Geſtern abend war ihm das ſo ſelbſtver-

ſtändlich, ſo leicht erſchienen — heute lehnte ſich alles in ihm dagegen auf. Hatte der Baron das Recht, ihm den Weg zu verbieten? Nein, denn in dem Pachtvertrage war nur verabredet worden, daß der Bauer das Ei pünktlich am 23. April entrichten müſſe. Dieſe Bedingung hatte er erfüllt, der Baron durfte ihm alſo den Waldweg nicht verſperren. Durfte der Baron das Geſinde kündigen? Wezwagar hätte dieſe Frage gern verneint, aber er mußte ſie doch bejahen. Der Baron hatte ihm das Geſinde immer nur auf ein Jahr verpachtet; es kam daher nur auf ihn an, ob er den Pachtvertrag verlängern wollte oder nicht. Nun war dem aber ſo nur in der Theorie, denn in der Praxis wurden die Waldburgſchen Geſinde von ihren Inhabern nicht ohne Grund als auf ihre Lebenszeit gepachtet angeſehen, da es noch nie vorgekommen war, daß der Baron einem Bauern, der tüchtig war und ſein Geſinde in Ordnung hielt, das Pachtgeld erhöht oder ihm gar gekündigt hatte. So erſchien der ganze Vorgang Wezwagar als eine empörende Ungerechtigkeit. Konnte aber eine Handlungsweiſe, die ungerecht war, zugleich gerecht ſein? Vor Menſchen ja, vor Gott nein. Vor Gott lag hier nur eine gen Himmel ſchreiende Ungerechtigkeit vor. Wie, wenn Wezwagar nun dieſe Ungerechtigkeit nicht menſchlichen Gerichten, ſondern Gottes Gericht zur Entſcheidung vorlegte? Wenn er dieſe Entſcheidung durch ſein von Gott erleuchtetes Gewiſſen fällte und die Sentenz dann ſelbſt vollſtreckte?

Wezwagar ſtand wieder an dem Punkt, zu dem

er bereits gestern zu seinem Schrecken gelangt war. Er sprang mit einem Satz aus dem Bett und fuhr eilig in die Kleider. Seine Frau schien sein Aufstehen nicht zu bemerken und nach wie vor fest zu schlafen. „Gottlob, daß du dir wenigstens die Sorgen verschlafen kannst," dachte er und eilte ins Freie. Er wollte sich die bösen Gedanken fortarbeiten.

Als er auf den Hof trat, schien es ihm, als ob ihn der Knechtsjunge, der, mit einem Pflug auf der Schulter, eben sein Pferd aus dem Stall zog, mit spöttischem Lächeln betrachtete. Peter hatte eben dem Braunen gegenüber einen Witz gemacht und lächelte nun für seinen Zuhörer; Wezwagar aber glaubte, der Junge habe wohl auch schon von dem Gerücht gehört, daß der Baron ihn geschlagen habe, und lache nun darüber. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf, er sagte aber nichts, sondern begab sich mit Pferd und Pflug auf das Feld und ackerte dort so rasch und sicher wie gewöhnlich. In seinem Innern aber wälzte er immer drei Fragen umher. Wenn er die Furche begann, dachte er: es wird sich schon noch ein Ausweg finden lassen und alles gut werden; wird es nicht gut, so ist das auch kein Unglück, meinte er, wenn er sich in der Mitte des Feldes befand; wenn er den Graben erreicht hatte und sein Pferd auf dem Feldrain umwandte, schrie alles in ihm nach Rache.

Die Frühstücksstunde war längst herangekommen, aber der Knecht und der Knechtsjunge warfen heute vergeblich fragende Blicke auf ihren Herrn, der, mit raschen Schritten hinter seinem schweißtriefenden

Pferde einherschreitend, seine Furchen so tief und regelmäßig zog, als ob er eben mit der Arbeit begonnen hatte.

Endlich sagte der Knecht: „Wirt, es ist Frühstückszeit!“

„Gut,“ erwiderte Wezwagar, spannte sein Pferd aus und ging mit den Leuten nach Hause. Dort begrüßte er sein Weib kurz und zerstreut, nahm schnell und schweigend sein Frühstück ein und ging dann sofort in den Stall. Er holte aus diesem ein anderes Pferd und ackerte wieder so rasch und regelmäßig, wie sein Geist die Fragen erwog, auf die er keine entscheidende Antwort fand. Er hatte heute keinen Sinn für den blauen Frühlingshimmel über ihm, den Vogelgesang, der vom Walde her zu ihm herüberschallte, und das üppige Grün der prächtig gedeihenden Winterfelder.

So bemerkte er auch das seltsame Gespann nicht, das auf dem vielerwähnten Waldwege daherkam. Es war ein jämmerliches Fuhrwerk: das Pferd rauhhaarig, klein und entsetzlich mager, das Angespann geflickt und zerrissen, der Wagen auf unbeschlagenen Rädern, die sich mit lautem Quieken um die Achsen drehten. In diesem Wagen saßen Breede und seine Frau.

Als Breede Wezwagar erblickte, wandte er sich zu seiner Frau und jammerte: „Erbarme dich, was wird er sagen?“

„O, er weiß ja von nichts,“ erwiderte die Frau, „und mit deiner Schwester werde ich reden. Sie ist

eine kluge Frau und wird verſtehen, daß man Unglück haben kann."

„Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich! Erbarme dich!" jammerte Breede, ohne näher anzugeben, worüber ſeine Frau ſich erbarmen ſollte.

„Sei nur guten Mutes," tröſtete dieſe, „Wezwagar weiß von nichts."

„Aber wenn er doch ſchon darum wüßte?" fragte Breede und zog die Zügel an. Der Gaul blieb ſofort ſtehen und ſuchte mit der weit vorgeſtreckten Oberlippe das Gras am Rande des Grabens zu erreichen; die Bäuerin aber riß ihrem Mann ungeduldig die Peitſche aus der Hand und ſchlug ſo derb auf das Tier los, daß es, für einige Augenblicke wenigſtens, in eine Art Trab verfiel.

Je näher das Gefährt Wezwagar kam, umſomehr fiel Breede in ſich ſelbſt zuſammen. Auch ſeiner Frau ſchlug das leichtlebige Herz ſchneller, denn ſie hatte vor dem Schwager gewaltigen Reſpekt.

Wezwagar bemerkte den Wagen, der ſchon ſeit einer Weile in ſeiner Nähe hielt, erſt, als ein unbeſtimmter jammernder Ton, den Breede ausſtieß, ſein Ohr erreichte. Er hielt nun ſein Pferd an, ſtützte ſich auf ſeinen Pflug und ſagte: „Willkommen!"

Die Schwägerin ſprang mit einem Satz aus dem Wagen, ihr Mann folgte ihr langſam.

„Das iſt doch einmal köſtliches Wetter!" rief Frau Breede und ſchüttelte dem Schwager die Hand. „Wie die kleinen Lerchen da oben jubilieren und wie warm das Sonnchen ſcheint! Wir werden im Herbſt eine

Ernte haben, die wir kaum in zwei Wintern werden ausdreſchen können!"

Der Mann blickte unterdeſſen unverwandt auf Wezwagar, zog mit der rechten Hand an den Fingern der linken, bis ſie knackten, und hob bald den einen bald den anderen Fuß.

„Ach du lieber Gott," begann er jetzt, „wie iſt der Weg hierher ſchlecht! Ach, mein armes Pferdchen hat uns kaum hierher bringen können. Es iſt ja freilich auch nur armer Leute Pferd und bekommt Hafer nicht zu ſehen. Ach, und im Herbſt wird es nicht einmal Mehl bekommen können, denn wenn das Wetter ſo trocken bleibt, wird man ja die Sommerfelder gar nicht beſtellen können. Ach du lieber Gott! Erbarmt Euch, Schwager, erbarmt Euch!"

„Fahrt nur voraus," bat Wezwagar, „ich folge euch ſogleich."

Es war, als ob Breede jetzt das ärgſte Kanonenfieber hinter ſich hatte. Er kletterte raſch in den Wagen, zerrte unbarmherzig an den Fahrleinen, ſchwang die Peitſche und ſchrie: „Noh! Ach du Litauer! Ach du verdammter Litauer! Ach du Judenpferd! Warte, ich will dich lehren!"

Das Pferdchen nahm denn auch ſchließlich Vernunft an und ſetzte ſich, wenn auch nur langſam, in Bewegung.

„Was mögen die nur wollen?" dachte Wezwagar, als er, nachdem er ſein Pferd ausgeſpannt hatte, ihnen folgte. Daß die Breedes immer nur kamen, wenn ſie ein Anliegen hatten, wußte er. Der Schwager

verſtand es eben gar nicht, ſich ſelbſt zu helfen. Wezwagar hatte bisher immer nur mit verächtlichem Mitleid an dieſe Thatſache gedacht; jetzt ging ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er ſich zur Zeit in derſelben Lage befand. Es fiel ihm ferner ein, daß er ſeinen Schwager geſtern nicht geſehen hatte. Aber das war ja bei der Aufregung, in der er ſich ſelbſt befunden hatte, natürlich genug. Überdies ging ihm der Schwager, wenn er irgend konnte, aus dem Wege — „wie die Dummheit dem Verſtande“, hatte Wezwagar bisher geſagt.

Unterdeſſen hatten ſich die Gäſte mit Frau Wezwagar, die, ſobald ſie dieſelben gewahr wurde, gleichfalls Schlimmes ahnte, auf das herzlichſte begrüßt.

„Nein, wie ihr hier hübſch wohnt!“ rief die Schwägerin. „Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Hauptmannſchaft, ja im ganzen Gottesländchen noch ein Geſinde gibt wie eures. Man glaubt wahrhaftig, man käme auf einen Herrenhof! Was habt ihr für Gebäude! Was für Dächer!

Die Worte der Schwägerin zerriſſen das wunde Herz der jungen Bäuerin nur noch mehr; ſie fühlte aber, daß noch ein Unglück im Anzuge war und daß ſie aller ihrer Kraft bedürfen würde, um es ertragen zu können. Sie hielt ſich daher gewaltſam aufrecht.

Als ſie ihre Gäſte ins Zimmer geführt hatte, ſagte ſie gerade heraus: „Ich ſehe aus Jakobs Geſicht, daß euch ein Unglück zugeſtoßen iſt. Was iſt es?“

„Ach Gott, Schweſterchen, erbarme dich, ein

ſchweres, ſchweres Unglück! Nun iſt alles aus und wir ſind ganz verloren!“

Die Bäuerin ſtand feſt und ruhig da. „Ihr habt das Pachtgeld verloren?“ ſagte ſie.

„Nicht verloren, Schweſterchen, nicht verloren — wer wird denn Geld verlieren? — nein, nur verlegt. Es wird ſich gewiß noch finden, noch vor Sonnabend finden.“

„Ach du mein lieber Gott, wie ſoll es ſich finden? Erbarme dich, wie haben wir es geſucht! Das ganze Haus haben wir durchſucht und den ganzen Stall und die ganze Kleete (Vorratshaus) und den Hof haben wir durchharkt, aber es war alles vergebens. Man ſieht, es iſt Gottes Wille, daß wir Bettler werden und mit dem weißen Stabe durch das Land ſollen.“

„Ach, geh doch! Wie kann man ſo thöricht reden! Wo kann es denn geblieben ſein? Man verliert doch nicht Geld? Ich ſage dir, noch vor Sonnabend wird es ſich finden.“

„Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, wo ſoll es ſich finden? Im Sande iſt es geblieben, im böſen, gelben Sande, in dem auch unſere Felderchen geblieben ſind und unſere Wieſen. Da wird es liegen bis zum jüngſten Gericht.“

Breede ſchien eine Art Troſt darin zu finden, daß die Erſparniſſe ſeiner Schweſter ſo ſicher angelegt waren.

Dieſe ſaß wie gebrochen da. Es war ihr zu Mut wie der Birke, die man mit dem Stumpf herausheben

will, um die man einen Graben gezogen hat, und der eine unbarmherzige Hand nun eine Wurzel nach der anderen durchhaut. Dieſe beiden Tage nahmen ihr das eigne Heim und das Vaterhaus.

An dem Zaune ſteht die Weide,
Unter ihrem Schatten wuchs ich.
Als man mich zur Fremde führte,
Brach der Sturmwind ab die Weide,

klang es in ihr wieder.

„Liebes Schweſterchen,“ begann unterdeſſen die Schwägerin und umfaßte die junge Frau zärtlich, „glaube ja nicht, daß uns irgend welche Schuld trifft. Als ihr vorgeſtern fortfuhrt, wollte ich noch auf einen Augenblick hinüber zu Butte. Die Wirtin hatte mir Wolle verſprochen, und ich wollte ſie mir abholen, um die Woche über tüchtig arbeiten zu können. Ich hatte mir das Geld hinter das Buſentuch geſteckt, wo es ganz ſicher war; als ich es aber am Abend hervorholen wollte, war es fort. Es kann aber gar nicht verloren ſein, es wird ſich gewiß noch finden. Man darf nicht gleich verzagen, man muß Vertrauen auf Gott haben.“

Wezwagar, der in dieſem Augenblick ins Zimmer trat, hörte die letzten Worte der Schwägerin. „In welchem Anlaß iſt wieder einmal Gottvertrauen nötig?“ fragte er. „Iſt euch abermals ein Stück Vieh erkrankt, ſo daß ihr es notwendig ſchlachten und aufeſſen mußtet?“

„Nein, lieber Schwager,“ erwiderte die Schwägerin raſch, „unſer Vieh iſt ganz geſund, und es geht uns auch ſonſt vortrefflich.“

Frau Wezwagar saß mit in den Schoß gefalteten Händen still da. „Sie haben das Pachtgeld verloren," sagte sie jetzt und sah ihren Mann an mit einem Blick voll Jammer und Qual.

Die Schwägerin wurde feuerrot, Breede kratzte sich den Kopf und blickte ängstlich zu Boden.

„Seid ihr denn ganz toll!" brauste Wezwagar nach alter Art auf. „Geht ihr so mit dem schwer verdienten Geld um, das euch gute Menschen schenken? Habt ihr nicht verdient, daß man euch mit Schimpf und Schande von Haus und Hof jagt, euch leichtsinniges Volk!"

„Ach du mein lieber Gott! Es ist Gottes Wille, daß wir aus unserem Gesinde müssen. Wer will sich ihm widersetzen?"

„Scheltet mich allein, Schwager! Jakob ist an allem ganz unschuldig. Ich bekam das Geld und ich habe es verloren oder richtiger verlegt, denn es muß und wird sich ja noch finden. Findet es sich aber nicht, so ist das ganz meine Schuld."

Die Schwägerin erwartete, daß Wezwagar abermals aufbrausen würde; er schwieg aber und blickte nur finster vor sich nieder. Bei den Worten der Verwandten war ihm der Gedanke gekommen, daß er sich ziemlich in derselben Lage befand wie sie. Sie hatten das Geld nicht gebracht, er das Ei nicht, dafür mußten sie nun alle aus den Gesinden. Und doch oder vielmehr gerade deshalb lehnte sich sein innerstes Empfinden gegen die Möglichkeit auf, daß er das Unglück nun ebenso als Gottes Willen hinnehmen

ſollte, wie ſein tief verachteter Schwager. Breede war wirklich im Unrecht, er in ſeinem Recht. Mit ihm ſollte darum der Baron einen ſchwereren Stand haben.

Breede bat Wezwagar, er möge ſich doch für ihn bei dem Baron verwenden, und erſchrak nicht wenig, als er erfuhr, daß ſein Schwager ſich ſelbſt mit dem Herrn überworfen hatte. Er bat dann, man möge doch wenigſtens ihn und ſeine Familie, die nach ſechs Wochen ihr Geſinde verlaſſen müßten, in die Badſtube aufnehmen. Als Wezwagar verſprach, ſeine Bitte zu erfüllen, war er ganz glücklich. Seine Frau fand ſogar ihren Humor wieder. „Von uns wird es jetzt auch heißen:

Hirten, treibt heim nun!
Schon dampft das Eſſen!
Drei Hundefüße,
Ein Welpenköpfchen,“

ſang ſie.

Als die Gäſte am Abend davon fuhren, hatte Wezwagar einen Entſchluß gefaßt. Er wollte zunächſt zur Stadt, um von einem Sachverſtändigen zu erfahren, ob ſeine Sache rechtlich ganz ausſichtslos war.

Sechstes Kapitel.

Am folgenden Morgen teilte Wezwagar seinen Entschluß seiner Frau mit. Sie schüttelte wehmütig den Kopf dazu, meinte aber, es könne jedenfalls nichts schaden, wenn er sich nach dieser Richtung hin Gewißheit verschaffe. So traf denn Wezwagar seine landwirtschaftlichen Anordnungen für den Tag und fuhr dann davon.

Sobald er fort war, rief die Bäuerin ihre treue Magd Dorothea herbei, teilte ihr mit, daß sie selbst auf ein paar Stunden ausfahren müsse, und befahl ihr, sorgfältig auf die Kinder acht zu geben. Dann ordnete sie an, daß Peter ihr ein Wägelchen herrichten solle, und begab sich in die Kleiderkammer. Hier kleidete sie sich sorgfältig an, küßte hierauf ihre sich ängstlich an sie klammernden Kinder der Reihe nach und fuhr dann in der Richtung auf den Gutshof davon.

Das Wetter war in der Nacht umgeschlagen, und ein warmer Südwest hatte schwere Regenwolken herbeigeführt, die nun tief herabhängend über dem Walde hinzogen.

Wie hätte die Bäuerin ſich ſonſt über den in dieſer Jahreszeit immer ſo hoch willkommenen Regen gefreut! Heute aber hatte ſie keinen Sinn für Regen oder Sonnenſchein. Sie war feſt entſchloſſen, das, was ihrer Meinung nach ihre Nachläſſigkeit verſchuldet hatte, nach Kräften wieder gut zu machen, und ſie hoffte auf einen günſtigen Erfolg ihrer Bemühungen. Trotzdem ſchlug ihr Herz unruhig. Sie, die in einem einſamen Strandgeſinde aufgewachſen war, hatte außer mit dem Paſtor faſt noch nie ein Wort mit einer den gebildeten Ständen angehörenden Perſon geſprochen; denn die freundlichen Worte, mit denen der Baron und ſeine Frau ſie nach ihrer Rettung begrüßt hatten, waren zu flüchtiger Natur geweſen, um in dieſer Beziehung in Betracht zu kommen. Nachher hatte die entlegene Lage ihres väterlichen Geſindes jede weitere Berührung verhindert und ſie hatte die Herrſchaften nur zuweilen in der Kirche geſehen. Später hatte ihr Mann ſie abſichtlich vom Hofe ferngehalten, weil es ſeinem Hochmut wehe that, ſeine Frau in Beziehung zu höher geſtellten Perſonen treten zu ſehen. Nun hatte ihr zwar die Baronin, die ihr wie die Verkörperung der höchſten Schönheit erſchien, immer überaus gefallen, und ſie hatte ſtets geglaubt, daß ſie eine herzensgute Frau ſei — eine Annahme, die auch durch den Ruf, deſſen ſich die Dame in den Geſinden erfreute, durchaus gerechtfertigt wurde — trotzdem machte aber die Ausſicht, mit der vornehmen Frau reden zu müſſen, ihr das Herz vor Blödigkeit

ſtill ſtehen. Die junge Frau flehte in heißen Gebeten zu Gott, daß er ihr wenigſtens die Sprache nicht nehmen und ihr die Kraft verleihen möge, ihr Anliegen vorzutragen.

Der Braune vor dem Wagen, der mit der Baronin nichts zu thun hatte und daher guter Dinge war, griff friſch aus; bald waren ſie aus dem Walde und dann auf dem weitläufigen Hofe des Gutes. Als die Bäuerin das Pferd angebunden hatte, löſten ſich ihr faſt die Kniee vor Aufregung und ſie mußte ſich eine Weile auf den Rand des Wagens ſtützen. Dann raffte ſie ſich aber auf und ging mit feſten Schritten dem Herrenhauſe zu.

Dort traf ſie auf die Zofe der Baronin und fragte ſie, ob die gnädige Frau zu Hauſe und zu ſprechen wäre. Die Zofe, ein ſchmuckes, junges Ding mit einem naſeweiſen Stutznäschen, kniff die Augenlider halb zu, betrachtete die Bäuerin von Kopf bis zu Fuß und ſagte dann kühl: „Wartet hier.“ Nachdem ſie die Baronin aufgeſucht hatte, nickte ſie der Fremden vornehm zu und führte ſie um das Wohnhaus herum auf die an den Garten ſtoßende Veranda, auf der die Baronin und Fräulein Alexandra, mit ihren Handarbeiten beſchäftigt, ſaßen. Die Zofe, die die Wirtin nicht kannte, hatte gemeldet, ein junges Mädchen wünſche die Baronin zu ſprechen.

Als die Bäuerin die Veranda betrat, machte ſie eine tiefe Verbeugung und blieb mit zu Boden geſchlagenen Augen ſtehen.

Man konnte ſich kaum größere Gegenſätze denken, als dieſe drei Frauen.

Die Baronin galt noch immer mit Recht für eine Schönheit erſten Ranges. Sie war von hohem Wuchs und ſchlank wie ein Reh. Das reiche, blauſchwarze Haar und die großen ſchwarzbraunen Augen, die einen träumeriſchen Ausdruck hatten, ließen ihre zarte Hautfarbe nur noch weißer erſcheinen.

Fräulein Alexandra war eine mittelgroße, ſehr kräftig gebaute Dame. Ihr rötlich-blondes Haar lag dicht an der niedrigen Stirn, unter der ein paar hellblaue Augen ſehr ſelbſtbewußt in die Welt blickten. Das kleine Bärtchen auf der Oberlippe paßte vortrefflich zu der tiefen Stimme und der ganzen etwas männlichen Erſcheinung.

Die Bäuerin war klein und von zartem Wuchs. Alle Umriſſe ihres Körpers waren weich und von rundlicher Form. Aſchblondes Haar, eine zarte Hautfarbe und treuherzige dunkelblaue Augen machten ſie zu einer hübſchen Erſcheinung, und der unſchuldige kindliche Ausdruck ihres regelmäßig geſchnittenen Geſichts bewirkte, daß alle, die mit ihr zu thun hatten, die Neigung verſpürten, ihre Zuneigung durch Zärtlichkeit an den Tag zu legen.

Die Baronin, die kurzſichtig war, zog die Augenlider ein wenig zuſammen und betrachtete die junge Frau vor ihr mit freundlichem Lächeln. Auch Fräulein Alexandra blickte mit Wohlgefallen auf die Fremde.

„Was wünſcheſt du, mein Kind?“ fragte die Baronin.

„Ich komme wegen des Eies,“ brachte die Bäuerin mühſam über die Lippen.

„Weshalb?“ fragte die Baronin.

„Wegen des Eies.“

Die Baronin blickte fragend auf die Schwägerin, aber dieſe wußte ebenſo wenig Beſcheid als ſie ſelbſt.

„Von was für einem Ei redeſt du?“ fragte Fräulein Alexandra freundlich.

„Sollten die Damen noch von nichts wiſſen?“ dachte die Bäuerin. Dann konnte der Zorn des Barons doch gar nicht ſo groß ſein. Sie faßte Mut.

Gnädige Frau,“ ſagte ſie, „ich bin die Wezwagarwirtin.“

„Ah, ſiehe da!“ rief die Baronin erfreut, und reichte der Bäuerin die Hand. „Nun, das iſt ſchön, daß du dich uns auch einmal vorſtellſt. Der Herr und ich ſind deinem Mann zu ewigem Dank verpflichtet. Wie du dich verändert haſt, ſeit dich dein Mann damals über das Eis trug. Ich bin deinem Mann recht böſe. Ich habe ihn mehr als einmal gebeten, dich mir zuzuführen, und er hat es doch immer wieder unterlaſſen. Euch geht es gut, nicht wahr? Ihr habt Kinder?“

„Ja, gnädige Frau, drei.“

„Natürlich lauter Jungen?“ rief Fräulein Alexandra.

Das Herz der Bäuerin wurde immer leichter. Das ließ ſich ja alles ſo gar nicht nach einem Bruch an.

„Ja, gnädiges Fräulein," erwiderte ſie lächelnd, „lauter Jungen."

„Siehſt du wohl! Alſo es geht euch gut!"

Die Bäuerin gefiel Fräulein Alexandra immer mehr.

Es entſtand eine kleine Pauſe, während der die beiden Damen die junge Frau freundlich anblickten und dieſe zu Boden ſah und vergeblich nach einem Anknüpfungspunkt für ihr Anliegen ſuchte.

„Was ſprachſt du denn vorhin von einem Ei?" fragte die Baronin endlich.

„Gnädige Frau," begann die Bäuerin, „ich komme in meiner Herzensangſt zu Ihnen, weil ich es nicht wage, gleich mit dem Herrn zu ſprechen. Mich, mich ganz allein trifft die Schuld."

„Ja, aber woran denn, liebe Frau?" fragte die Baronin geſpannt.

Die Bäuerin berichtete jetzt, was ſich ereignet hatte. „Gnädige Frau," ſagte ſie zum Schluß, und ihre Thränen floſſen reichlich, „halten Sie meinen Mann nicht für undankbar. Er hat den gnädigen Herrn immer geliebt, und ihn, wenn die anderen Bauern ihn angriffen, verteidigt, aber er iſt ſehr heftig und weiß dann nicht, was er thut."

Die Damen, die aufmerkſam zuhörten, hatten anfangs gelächelt, bald aber waren ihre Geſichter ernſt und immer ernſter geworden.

„Iſt denn aber Wezwagar ganz toll," rief das Fräulein jetzt, „daß er es wagt, ſich ſo gegen ſeinen Herrn zu benehmen?"

Die Baronin blickte ſtill zu Boden. Das Benehmen ihres Mannes war ihr unverſtändlicher als das des Bauern.

Fräulein Alexandra nahm ſich feſt vor, den Frieden wieder herzuſtellen, ſie hielt es aber für angemeſſen, dem Bauern, wenigſtens in Stellvertretung, tüchtig den Kopf zu waſchen und ihm den von Gott geordneten Unterſchied zwiſchen den Ständen klar zu machen. Sie erging ſich in wohlgeſetzter Rede über dieſes ihr Lieblingsthema und entwickelte vor ihrer ſtill und gedrückt daſtehenden Zuhörerin, daß der liebe Gott vier Stände geſchaffen habe: den Edelmann, damit er der Herr ſei und alles in Zucht und Ordnung erhalte; den Litteraten, damit er Gottes Wort verkünde oder die Kranken wieder geſund mache oder in der Stadt die Verwaltung führe oder die Kinder unterrichte; den Bürger, damit er Handel und Gewerbe treibe, und den Bauer, damit er die Felder beſtelle. Der letztere dürfe übrigens keineswegs verachtet werden. Fräulein Alexandra warf die Frage auf, was wohl aus uns allen werden würde, wenn der Bauer das Feld nicht beſtellen wollte, und beantwortete ſie dahin, daß wir es in dieſem Fall mit einer Hungersnot zu thun bekämen. Sie ſchloß daraus, daß wir alle den Bauernſtand hoch in Ehren halten und ihm dankbar ſein müßten. Der Bauer dürfe aber auch ſeinerſeits nicht etwa deshalb die Welt auf den Kopf ſtellen und das Regiment in die Hand nehmen wollen. Dieſes ſei ein- für allemal Sache des Edelmannes, wie denn auch nur Edel-

leute in den Gerichten ſäßen, das Land als Hauptleute verwalteten und den Landtag beſuchten. Sache des Bauern ſei das Gehorchen. Sei er immer gehorſam, ſo würde es ihm auch gewiß nie an einem guten und gnädigen Herrn fehlen. Zum Schluß fragte das Fräulein: „Nicht wahr, ſo iſt es?“

Die Bäuerin, die durch die ernſte Aufnahme, die ihre Mitteilung ſichtlich fand, wieder ängſtlich geworden war, hatte von der ganzen Rede nichts verſtanden, ſie erwiderte aber mechaniſch „Ja“ und befriedigte dadurch ihre Gönnerin — denn zu einer ſolchen war ihr das Fräulein bereits geworden — vollſtändig.

Es trat wieder eine Pauſe ein. Endlich fragte die Bäuerin, und jene zarten Falten zwiſchen ihren Brauen, von denen ſchon die Rede war, traten wieder hervor: „Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß der Herr meinem Mann verzeihen wird?“

„Natürlich,“ erwiderte das Fräulein entſchieden, „ſei nur ganz unbeſorgt. Ich will deine Sache ſchon führen.“

Die Baronin blickte ihre Schwägerin bedenklich an. „Ich will ebenfalls mit meinem Mann darüber ſprechen,“ ſagte ſie dann gepreßt. „Er iſt aufs Feld geritten, muß aber bald nach Hauſe kommen. Begib du dich jetzt in das Leutezimmer und warte dort, damit du zur Hand biſt, falls der Baron nach dir verlangen ſollte.“

Die Baronin fuhr dann der jungen Frau, die ſich dankerfüllt auf ihre Linke herabbeugte, mit der

Rechten über das seidenweiche Haar. Das Fräulein klopfte ihr gutmütig auf die Wange.

„Sei nur ganz unbesorgt," rief sie ihr noch nach, „ich verspreche dir, daß ihr in dem Gesinde bleibt."

„Wir wollen schon alles wieder in Ordnung bringen," sagte sie, als die Bäuerin sich entfernt hatte und nickte der Schwägerin, die mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit zu Boden sah, beruhigend zu.

„Ich sehe mit Schmerz," sagte die Baronin nach einer Pause mit zitternder Stimme, „daß Leo jetzt oft hart und ungerecht handelt. Er ist, seit die unglückselige Agrarfrage in Gang gekommen ist, wie verwandelt."

„Nein, Fanny, das darfst du nicht sagen," rief das Fräulein lebhaft. „Hart und ungerecht ist Leo nie. Es gab nie einen gerechteren Herren als ihn. Ich finde, daß er auch in diesem Falle ganz in seinem Rechte ist. Forderte Leo einmal das Ei, so durfte er auch nicht dulden, daß es nicht gebracht wurde, und wenn Wezwagar sich dadurch zu einer so unerhörten Frechheit hinreißen ließ, so mußte er dafür bestraft werden. Bisher hat Leo streng gerecht gehandelt. Jetzt aber, wo Wezwagar sein Unrecht einsieht und bereut, muß er ihm erst tüchtig den Kopf waschen und ihm dann verzeihen."

„Du vergißt, daß Wezwagar Leo das Leben gerettet hat."

„Das ist in diesem Falle ganz gleichgültig. Gerechtigkeit über alles. Das gefällt mir gerade an

Leo, daß vor ihm kein Anſehen der Perſon gilt. Es kommt ihm immer in erſter Reihe auf das Prinzip an. Jetzt aber, da das Prinzip durchgefochten iſt, kommt die Lebensrettung allerdings in Betracht."

„Von was für einem Prinzip iſt die Rede?" fragte der Baron, der in dieſem Augenblicke die Veranda betrat.

Der Baron fragte ſcheinbar ganz gleichmütig, ein Blick auf ſeine gerötete Stirn bewies aber ſeiner Frau, daß er aus dem Schlußſatz erraten hatte, wovon die Rede war.

„Wir ſprachen eben von der Affäre Wezwagar," erwiderte das Fräulein ſo unbefangen als möglich. „Ich vertrete die Anſicht, daß du ganz recht thateſt, auf dem Ei zu beſtehen und nachher den tollen Exceß wie gehörig zu beſtrafen."

Der Baron, der ſich geſetzt hatte, beugte ſich, während ſeine Schweſter ſprach, tief über die Lehne ſeines Stuhls, als ob er nach einem heruntergefallenen Gegenſtand ſuchte. „Wer hat euch von dem Vorfall erzählt?" fragte er dann, ſich wieder aufrichtend, mit einem Blick auf ſeine Frau. Da auch die Baronin in dieſem Augenblick zu ihm hinüberſah, begegneten ſich ihre Blicke. Der Blick der Baronin drang ihrem Gemahl bis ins Herz.

„Die Wezwagarwirtin war hier," erwiderte Fräulein Alexandra. „Sie hat uns alles erzählt."

„So, ſo," ſagte der Baron und rieb mit dem Daumen an dem Vorſtoß ſeiner Weſte, als ob dort etwas weggewiſcht werden müßte.

„Die arme junge Frau iſt über das Betragen ihres Mannes ſehr unglücklich, und auch er ſoll es jetzt aufrichtig bereuen," fuhr das Fräulein fort.

Der Baron zuckte die Achſeln und blickte ſchweigend nieder auf ſeine Weſte. Seine Frau ſah ihn unverwandt an.

„Ich habe die Wirtin übrigens bereits beruhigt," fuhr das Fräulein fort. „Ich verſprach ihr, daß du, wenn Wezwagar dich um Verzeihung bittet, ihm verzeihen wirſt."

„Ich weiß wirklich nicht, liebe Schweſter, was dir das Recht gibt, ſo in meinem Namen zu ſprechen?" erwiderte der Baron ſcharf. Es war ihm, als ob unter ſeinem reibenden Daumen lauter kleine gelbe Flecken zu Tage träten. Jetzt röteten ſich auch ſeine Wangen.

„Nun, ich denke, ich bin deine Schweſter! Nachdem du der Gerechtigkeit genug gethan haſt, wirſt du natürlich Milde walten laſſen."

Der Baron erhob ſich und richtete ſich hoch auf. „Ich muß dich dringend erſuchen," ſagte er, „künftig nicht wieder in meinem Namen Verſprechungen abzugeben. Ich ſchätze deine Ratſchläge hoch, bitte dich aber, es bei ſolchen bewenden zu laſſen. Darüber, was ſchließlich geſchieht, habe ich und nur ich zu entſcheiden."

Damit verließ er die Veranda.

Das Fräulein aber rief ihm nach: „Das will ich doch einmal ſehen, ob du wirklich einen Mann, der dir das Leben gerettet hat, von Haus und Hof jagen

wirſt, weil er in augenblicklichem Jähzorn ein Ei etwas unſanft vor dir auf den Tiſch ſtellte!“

Dann fuhr ſie, zur Schwägerin gewendet, fort: „Leo iſt zwar jetzt oft hart und und ungerecht, aber eine ſo empörende Handlungsweiſe traue ich ihm denn doch nicht zu; das wäre ja himmelſchreiend!“

„Ach, Leo iſt ſonſt ſo gut,“ ſeufzte die Baronin, und fuhr ſich mit der Hand über die Augen.

„Gewiß iſt er ein trefflicher Mann, aber eben deshalb dürfen wir nicht dulden, daß er jetzt ſo ungerecht handelt. Dazu ſind wir Frauen eben da, um überall Frieden zu ſtiften und zu erhalten!“

Der Regen, der jetzt endlich losbrach, trieb die Gouvernante und die Kinder unter das ſchützende Dach der Veranda. Ihre Ankunft unterbrach das Geſpräch.

Die Baronin ſaß noch eine Weile ſtill da; dann ſtand ſie auf und begab ſich in das Zimmer ihres Mannes.

Dieſer ſaß an ſeinem Schreibtiſch und ſchrieb. Sie legte ihre Hand leicht auf ſeine Schulter, küßte ihn, als er aufſah, auf die heiße Stirn und ſagte dann ſanft:

„Leo, Wezwagar hat ſich gewiß ſchwer an dir vergangen, aber er hat mir einmal mein Liebſtes erhalten, da ich glaubte, ich hätte es verloren. Vergib ihm um meinetwillen!“

Der Baron erhob ſich und umſchlang ſein Weib. Seine Bruſt wogte heftig.

„Fanny," ſagte er mühſam, „er hat das Ei vor mir hingeworfen auf den Tiſch!"

„Leo, als du damals durch das berſtende Eis ſankſt, da rettete dich ſein Arm!"

„Das Ei hat mich über und über beſpritzt!"

„Das kalte Eiswaſſer hat ihn damals um unſeretwillen durchnäßt!"

„Wohlan, Fanny, um deinetwillen ſei ihm vergeben!"

Die Baronin umſchlang den Hals ihres Mannes und küßte ihn lange innig und heiß. „Wußte ich doch, daß ich nicht vergeblich an dein edles Herz appellieren würde," ſagte ſie, glückſelig lächelnd. „Das kann wohl einmal irren, aber es findet ſich immer wieder zurück auf den rechten Weg. Und nun will ich die Wirtin hereinrufen, damit du ihr ſelbſt ſagen kannſt, daß alles vergeben und vergeſſen ſei."

Ehe der Baron darauf erwidern konnte, eilte ſie aus dem Zimmer und erſchien bald darauf mit der jungen Bäuerin.

Der Anblick der verweinten jungen Frau ſtimmte auch den Baron milde. Er ging auf ſie zu, faßte ihre Hand und ſprach ſanft: „Sage deinem Manne, daß, wenn er mir morgen das Ei bringt und mich um Verzeihung bittet, alles vergeben und vergeſſen ſein ſoll."

Die Bäuerin brach in Freudenthränen aus und wollte ihm aus tiefſter Seele danken, der Baron aber

wies jeden Dank zurück. „Bedanke dich bei der gnädigen Frau hier," sagte er.

Er fragte nun in leutseliger Weise nach ihren Kindern, erkundigte sich, ob die Kuh, deren Erkranken das ganze Unglück angerichtet hatte, wieder genesen sei, und ging dann mit einem herzlichen: „Mit Gott!" zugleich mit seiner Frau davon.

Sie gingen aber nur bis in das Nebenzimmer. Dort stellten sie sich ans Fenster und sahen schweigend der jungen Frau nach, die eilig über den Hofplatz ging, ihr Pferd losband und davon fuhr.

„Die ist glücklich!" rief die Baronin.

„Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich zu Ende ist," sagte der Baron. „Sie hat mir viele böse Stunden bereitet."

„Du Lieber, Guter!" flüsterte die Baronin.

Siebentes Kapitel.

Die Baronin hatte recht, die Bäuerin war in der That sehr, sehr glücklich. So war denn die ganze unselige Geschichte endlich beigelegt und erledigt.

Wie freute Frau Wezwagar sich jetzt über den warmen Regen, durch den sie dahinfuhr, über den lustigen Gesang der Vögel und den wonnigen Waldgeruch.

Zu Hause ging sie, an jeder Hand eines der größeren Kinder führend, erst in ihr Gärtchen zu ihren Blumen, dann in den Stall zu ihren Kühen und endlich so weit hinaus auf den Weg, daß sie ihr schmuckes Gesinde ganz überschauen konnte. Es war ihr, als ob sie es eben erst zum Geschenk erhalten hätte.

Dann begab sie sich in ihre Vorratskammer. In der standen auf einem durchlöcherten Brett eine lange Reihe Eier. Die Bäuerin lächelte glücklich. Sie wählte das größte aus, wusch es, obgleich es ohnehin weiß und sauber war, noch einmal ab und legte es dann in das Wandschränkchen. ‚Künftig werden wir

es nicht wieder vergeſſen,‘ dachte ſie. Sie ſetzte ſich dann mit einem Strickſtrumpf an das geöffnete Fenſter und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes.

Wie ſie ſo daſaß und das heute Erlebte noch einmal vor ihrem geiſtigen Auge vorüberziehen ließ, kam ihr der Gedanke, daß ſie die Gelegenheit hätte benutzen und auch für ihren Bruder hätte bitten ſollen, allein ſie verwarf ihn wieder. Einmal hätte das wie Undank ausgeſehen; dann aber konnte Jakob ſich in ſeinem Geſinde doch nicht halten. Ihm würde es beſſer gehen, wenn er unter des umſichtigen Wezwagars Leitung diente, als wenn er fortfuhr, ſein eigner übelberatener Herr zu ſein. Wie ſchön, daß ſie den Ihrigen jetzt wieder ein dauerndes Aſyl gegen die Stürme des Lebens bieten konnte! Es war, als ob ihr ſeliger Vater, mit dem ſie ja ſo oft im Geiſte Rückſprache hielt, ihr in ſeiner kurzen Weiſe für ihr energiſches Verfahren lobend zunickte. Sie ſtand auf und begab ſich in die Kleiderkammer. In der hing mitten unter den Kleidern der Bäuerin eine alte grobe Fiſcherjacke. Dieſe Jacke hatte ihr Vater in den letzten Jahren ſeines Lebens getragen. Die Bäuerin ſtreichelte die Jacke ſanft und küßte ihren Ärmel. Dann ſchob ſie dieſelbe wieder mitten unter ihre Kleider, als wenn ſie es mit einem lebenden Weſen zu thun hätte, das es gern recht warm hat, kehrte auf ihren Platz am Fenſter zurück und wartete — wartete.

Ihr Mann war am Morgen in tiefen Gedanken davongefahren. Der Fuchs trabte behaglich auf dem ihm

wohlbekannten Wege dahin, der Bauer hielt die Fahrleine lose in der Hand und lehnte den Kopf schwer auf seinen auf das rechte Knie gestützten Arm. Plötzlich blieb das Tier stehen, der Wagen hielt mit einem Ruck still, und der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf. Zwei Buschwächter hatten dem Pferde den Weg vertreten und betrachteten den Bauer mit schadenfrohem Lächeln.

„Was wollt ihr?" rief der Bauer.

Zwischen den Buschwächtern des Barons, die ausnahmslos Hannoveraner oder Holsteiner waren, und den Bauern bestand das schlechteste Verhältnis. Die Buschwächter waren bemüht, die ihnen aus ihrer Heimat her geläufigen strengen Waldordnungen aufrecht zu erhalten, den Bauern waren die Fremden verhaßt, als Fremde und als gefügige Werkzeuge des Barons. Auf seinem Sündenregister stand die Verdrängung der einheimischen und die Berufung der fremden Buschwächter in den Augen der Bauern obenan. Wezwagar dachte und fühlte in dieser Beziehung ganz wie seine Gemeindegenossen.

„Was wollt ihr?" fragte er nochmals.

„Das wirst du sogleich sehen," erwiderte der eine der Buschwächter, ein hoher schlanker Jüngling mit rötlichem Schnurr- und Knebelbart. Zugleich begannen er und sein Kamerad das Pferd des Bauern auszuspannen.

Der Bauer sah ihrem Beginnen erst mit sprachlosem Erstaunen zu, dann aber sprang er aus dem Wagen und trat, vor Zorn bebend, vor sie hin.

Der andere Buſchwächter, ein hünenhafter Mann mit einem rundlichen Geſicht und ſchwarzem Vollbart, meinte kaltblütig: „Du darfſt nicht durch den Wald fahren; wir werden dir dein Pferd pfänden.“

Jetzt verſtand der Bauer, was ſie wollten. Blitzſchnell beugte er ſich vor, ergriff mit der Rieſenkraft der äußerſten Wut die beiden, die ſich dergleichen nicht verſahen, an den Rockkragen und ſtieß ihre Köpfe ſo hart gegeneinander, daß ſie betäubt zu Boden ſanken. Dann ſchwang er ſich in ſeinen Wagen und jagte davon.

Das war denn doch zu toll! Der Baron wollte ihn alſo nicht nur von Haus und Hof treiben, ſondern ihm auch noch die letzte Zeit verbittern, die er noch in ſeinem Geſinde verleben durfte. Eine unſägliche Bitterkeit erfüllte Wezwagars Herz. Er wollte es erſt noch auf dem Wege der Klage verſuchen, ſollte er aber nicht durchdringen, nun dann wollte er ſein Recht ſelbſt vertreten. Eine wilde verzweifelte Energie bemächtigte ſich ſeiner und ſchlug für den Augenblick wenigſtens alle Erwägungen nieder. Wezwagar wunderte ſich ſelbſt darüber, wie ruhig es in ihm wurde.

In der Stadt begab er ſich zunächſt zu einem ihm bekannten Gymnaſiallehrer, um ſich bei dieſem nach einem Advokaten zu erkundigen. Er hatte den Herrn, der ein Schwiegerſohn des Paſtors war und durch deſſen Vermittlung vom Baron die Erlaubnis erhalten hatte, in den Waldburgſchen Forſten zu jagen, dadurch kennen gelernt, daß der junge Mann

ein paarmal im Wezwagargeſinde Mittagsruhe gehalten und das ihm gaſtfreundlich angebotene Mahl gern geteilt hatte. Der Herr Oberlehrer war denn auch jetzt ſehr liebenswürdig, fragte Wezwagar nach dem Befinden von Weib und Kind und gab ihm ſchließlich die gewünſchte Adreſſe. „Der Herr iſt ein eifriger Bauernfreund," fügte er lächelnd hinzu.

Bei dem Advokaten fand Wezwagar nur ſchlechten Troſt. Sobald derſelbe erfahren hatte, daß Wezwagar zu ihm komme, um ſeine juriſtiſche Hilfe in Anſpruch zu nehmen, ſprang der hochgewachſene lebhafte Mann auf und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Da kann ich Euch ganz und gar nicht helfen," rief er aus und fuhr ſich mit der Rechten durch ſein rotblondes lockiges Haar. „Wir dürfen uns in Bauernrechtſachen ganz und gar nicht miſchen."

Der Bauer, der beſcheiden an der Thüre ſtehen geblieben war und ſeine Mütze hin und her drehte, fragte jetzt mit funkelnden Augen: „Herr, ſind wir Bauern denn keine Menſchen? Das Recht gilt doch für alle?"

Der Advokat blieb vor dem Bauer ſtehen, blinzelte ihn ſpöttiſch an und ſchrie dann:

„Menſchen? Oho, ob ihr Bauern Menſchen ſeid? Oho, famos! Bei uns, in unſerem gottgeſegneten Kurland ſind nur die Barone Menſchen. Wir anderen ſind alle miteinander nur halbe Menſchen! Wir dürfen in unſerer eignen Heimat nicht eine Lofſtelle Land beſitzen, wir dürfen nicht in die Gerichte, wir

dürfen nicht auf den Landtag. Ich kann Euch ganz und gar nicht helfen, und kein Advokat kann Euch helfen. Keiner. Auch nicht einer."

„Herr," ſagte der Bauer und preßte die Lippen feſt aufeinander, „Herr, wird das immer ſo bleiben?"

„Oho! Ob das immer ſo bleiben wird? Oho! Natürlich wird das immer ſo bleiben! Es iſt immer ſo geweſen im Gottesländchen und wird auch immer ſo bleiben!"

„Dann lebt wohl, Herr," ſagte der Bauer und ging. Als er ein paar Stufen der Treppe hinabgeſtiegen war, öffnete ſich oben noch einmal die Thüre, der Advokat ſteckte den Kopf heraus, ſchrie: „Das wird immer ſo bleiben im Gottesländchen!" und ſchlug die Thüre wieder zu.

Der Bauer ging langſam in die Einfahrt zurück, in der er ſein Pferd abgeſtellt hatte, ſetzte ſich in der Schenkſtube auf eine Bank und verſank in tiefes Nachſinnen. Er hatte bisher nie Veranlaſſung gehabt, über die ſocialen und politiſchen Zuſtände ſeiner Heimat nachzudenken, ja er war ſolchen Geſprächen gefliſſentlich aus dem Wege gegangen. Wenn Anderſohn und Namik im vertrauten Kreiſe neuerdings oft ausführten, daß die Geſinde eigentlich den Bauern gehörten und ihnen nur mit Gewalt genommen ſeien, ſo war ihm das immer wie müßiges, ja wie gottloſes Gerede vorgekommen. „Wenn wir den Baronen ihre Geſinde nehmen würden, ſo müßten wir ſie bald weiter an unſere Knechte und Jungen geben," hatte er in ſolchen Fällen geſagt. „Wir haben auf ſie

nicht mehr Anſpruch als dieſe." Jetzt aber ſah er die Sache anders an. Waren die Zuſtände wirklich derartige, daß es für die Bauern kein Recht gab, dann war es allerdings angezeigt, daß auch dieſe ſich um ſie kümmerten. Aber war dem wirklich ſo? Und dann die Hauptſache: „War er, Wezwagar, in ſeinem Recht?"

Nach einer Weile kamen zwei ihm fremde Bauern ins Zimmer, grüßten ihn, ſetzten ſich an denſelben Tiſch und ließen ſich Bier geben.

„Ich ſage dir," rief der eine, „der Mann führt deine Sache zu einem guten Ende. Als vor ein paar Jahren mein Neffe Heinrich aus dem Geſinde ſollte, da nahm er die Sache in die Hand und mein Neffe blieb darin, obgleich der ganze Domänenhof hinter her war."

„Na ja," erwiderte der andere, „das war etwas anderes, jetzt handelt es ſich aber um einen Baron. Das iſt ein ander Ding."

„Ach was, Baron! Ich ſage dir ja, der Herr Mukowski iſt ſelbſt ein Baron, wenn auch keiner von den hieſigen."

„Was iſt der für ein Baron! Er mag ein litauiſcher Baron ſein."

Der andere Bauer lachte. „Einerlei," ſagte er, „Baron oder nicht, jedenfalls geſchieht, was er will."

„Wie geht denn das aber zu?"

„Nun, das will ich dir ſagen. Er angelt mit einer goldenen Angel. Sein Schwager, der Herr Knarrwitz, iſt der beſte Freund von einem hohen

Beamten beim Generalgouverneur. Ich nehme z. B. Euren Fall an. Herr Mukowski ſchreibt an Knarrwitz, und dieſer ladet den Herrn zu ſich ein. Es läßt ſich's natürlich was koſten und ſetzt ihm das Beſte vor: lauter Schweinefleiſch, Wein zu einem Rubel und Cigarren zu fünf Kopeken. Nach dem Eſſen, wenn der Herr ſchon etwas betrunken iſt, ſagt der Knarrwitz: ‚Höre, Freundchen, wollen wir ein Partiechen machen?' ‚Schön,' ſagt der Herr. Nun machen ſie ein Partiechen und der Herr gewinnt natürlich. Er gewinnt fünfzig bis hundert Rubel. Jetzt fragt Mukowskis Freund: ‚Höre Freundchen, ich habe dort unten in Kurland einen Freund. Zu dem ſind die J . . ſchen Bauern gekommen und haben ihm geklagt, daß ihr Baron ihre Geſinde einziehen und in Beihöfe verwandeln wolle.' ‚Wer iſt der Freund?' fragt der Herr. ‚Mukowski,' ſagt Knarrwitz. ‚Ah, Mukowski,' ſagt der Herr. ‚Na, den kenne ich, was der ſagt, iſt wahr. Mein Herr wird die Barone lehren, den Bauern ihre Geſinde nehmen!'"

„Na, der Generalgouverneur wird ſchwerlich unſeretwegen mit den Baronen anbinden."

„Schweig! Davon verſtehſt du nichts. Der Generalgouverneur kann alles. Wenn er zu einem Baron ſagt: ‚Du, bringe mir drei Pferdeſchädel zu Fuß von Mitau nach Riga,' ſo muß der das thun."

„Wirklich?"

„Ich ſage dir ja, er kann alles. Mukowski aber iſt nicht wie unſere Advokaten, die mit uns Bauern

nichts zu thun haben wollen, Mukowski hat ein Herz für uns."

„Er iſt aber ſchändlich teuer."

„Ja, Brüderchen, das kann nicht anders ſein. Wer gibt armen Kindern Weißbrot?"

Wezwagar hatte aufmerkſam zugehört. Jetzt fragte er: „Landsleute, wo wohnt der Herr, von dem ihr ſprecht?"

Die Bauern nannten ihm die Adreſſe und fragten, was er dort wolle.

Er erwiderte kurz, er habe auch einen Rechtsſtreit, ſtand auf und ging.

Nachdem Wezwagar die Magd, die ihm die Thür öffnete, nach Herrn von Mukowski gefragt hatte, führte dieſe ihn in ein Zimmer und hieß ihn dort warten. Es ſeien noch viele Leute vor ihm abzufertigen, hieß es. Wezwagar ſetzte ſich und wartete geduldig. Das Zimmer ſah höchſt ſonderbar aus. Die Wände waren durch Bücherregale verdeckt, deren untere Bretter ſich unter der Laſt von Folianten bogen, während die oberen große Gläſer trugen, in denen in Spiritus Schlangen, Eidechſen ꝛc. aufbewahrt waren. Auf dem Tiſch in der Mitte des Zimmers ſtanden eine ausgeſtopfte Eule mit großen Glasaugen und ein gewaltiger Globus.

Wezwagar mußte eine gute Stunde warten. Vergeblich horchte er, ob denn die vielen Leute gar nichts von ſich hören laſſen würden — es blieb rings um ihn totenſtill. Endlich öffnete ſich geräuſchlos eine Thür, und es erſchien ein Mann auf der

Schwelle des Zimmers, der kaum weniger ungewöhnlich aussah als dieses selbst. Er war ein großer, starkgebauter Mann, und ein blauschwarzer Vollbart hing tief auf seine Brust herab. Unter der hohen Stirn blickten ein paar ungewöhnlich große Augen kalt und streng durch die in Gold gefaßte Brille. Die Gestalt war in einen silbergrauen Schlafrock mit scharlachroten Aufschlägen gehüllt.

Der Bauer erhob sich und blickte verwirrt auf die ungewöhnliche Erscheinung. „Guten Tag, Wirt," begann Herr von Mukowski mit tiefer hohler Stimme. „Setzen Sie sich."

Als sie platz genommen hatten, zog Herr von Mukowski eine große goldene Uhr aus der Tasche, ließ sie repetieren und legte sie vor sich auf den Tisch. Dann sagte er: „Und nun, ehe Sie mit Ihrer Klage beginnen, eine Bemerkung: Seien Sie ruhig und kalt! Man hat Ihnen schweres Unrecht gethan, ich weiß es, aber seien Sie trotzdem ruhig und kalt. Erzählen Sie von Anfang bis zu Ende, lassen Sie nichts aus, verschweigen Sie nichts."

Dem Bauer war das Herz unsäglich schwer. Es war ihm, als ob die Erlebnisse der letzten Tage und die phantastische Umgebung, in der er sich jetzt befand, seinen gesunden Verstand in Fesseln geschlagen hätten, und er rang vergeblich danach, ihn wieder frei zu bekommen. Ein dumpfes abergläubisches Gefühl drückte ihm das Herz zusammen, es war ihm, als ob der da drüben der Böse wäre, dem er nun seine unsterbliche Seele verkaufen müsse. Mühsam sammelte er

ſeine Gedanken ſoweit, daß er mechaniſch den Hergang erzählen konnte. Erſt im Laufe der Erzählung ſtieg der Haß gegen den Baron wieder heiß in ihm auf, und er ſprach nun lebhaft weiter.

Herr von Mukowski hörte ihm ſchweigend zu. Auch als Wezwagar geendet hatte, ſchwieg er noch eine Weile. Dann ſagte er: „Ihnen kann geholfen werden.“

„Wirklich, Herr?“ rief der Bauer, „wirklich?“

„Ja, Ihnen kann geholfen werden; aber es wird viel Geld koſten, viel Geld.“

„Das thut nichts,“ erwiderte der Bauer, „das ſollen Sie haben. Wieviel koſtet es?“

„Das kann ich Ihnen noch nicht ſagen. Zunächſt müſſen Sie mir hundert Rubel geben.“

„Herr, ich bringe ſie Ihnen morgen.“

„Gut. Vergeſſen Sie aber nicht, daß ich, ehe ich das Geld habe, in Ihrer Sache nichts thun kann. Gar nichts.“

„Herr,“ fragte der Bauer, „iſt meine Sache wirklich ganz ſicher“

„Ganz ſicher. Wer es verſteht, dem fördert ſich's.“

„Herr, hat denn aber der Baron nicht das Recht, mir, wenn er will, zu kündigen und ſich einen anderen Wirt für Wezwagar zu ſuchen?“

„Sollte er das Recht haben, dich um eines vergeſſenen Eies willen aus dem Geſinde zu ſtoßen?“

„Ja, das iſt wahr!“ Wezwagar, der von ſeinem Recht keineswegs ganz überzeugt war, klammerte ſich an die Wertloſigkeit des Eies.

„Es gibt noch Recht und Gerechtigkeit in Kurland," fuhr Herr von Mukowski fort. „Die Barone sind meine Brüder, aber wo es sich um die Gerechtigkeit handelt, gilt vor mir kein Ansehen der Person."

„Aber Herr, das Gesinde gehört doch ihm, er kann es doch verpachten an wen er will?"

„Das Gesinde gehört nicht ihm. Die Gesinde gehören nicht den Baronen, sie gehören den Bauern. Die Barone haben sie zwar an sich gerissen, aber" — hier erhob Herr von Mukowski seine Stimme — „aber ehe noch einmal Eis aus dem See in das Meer treibt, wird der Adler unter die Krähen fahren und ihnen die verwundeten Küchlein entreißen. Ich habe sichere Kunde davon. Ich hörte eine Schwalbe zwitschern, die aus Riga kam. Höre auf das, was ich dir sage: Kein Mensch darf einen anderen aus seinem Gesinde stoßen, weil der ein albernes Ei nicht entrichtete. Ein Ei, ein Ding, das keinen Groschen wert ist, darf ein Lebensglück nicht zerstören. Kein Mensch darf dich ferner hindern, so lange du noch im Gesinde bist, durch den Wald zu fahren, denn ihr habt nichts über die Stunde verabredet, in der das Ei entrichtet werden mußte. Ertrotze aber dessenungeachtet den Weg jetzt nicht. Du hättest ihn heute nicht befahren sollen. Du hast dir dadurch geschadet, denn jetzt wird der Baron über Gewalt schreien und das Recht wider dich anrufen. Gehe jedem Streit sorgfältig aus dem Wege, verlaß dich ganz auf mich und auf dein Recht. Bringe mir jedenfalls

die hundert Rubel. Bringe sie sobald du kannst, in jedem Fall aber vor Sonnabend mittag. Ich fahre Sonnabend mittag nach Riga. Ich kann und will dir nicht mehr sagen als: ich fahre Sonnabend mittag nach Riga!"

Herr von Mukowski erhob sich. „Leben Sie wohl," sagte er. „Kommen Sie gut nach Hause."

Damit war die Audienz zu Ende.

Als der Bauer wieder auf der Landstraße war, suchte er lange vergeblich seine Gedanken zu ordnen. Was war das alles gewesen? „Das waren Possen und dahinter steckt nichts als schnöder Betrug," rief eine Stimme in seinem Innern; „Thorheit," riefen zehn andere, „du bist an die rechte Quelle gekommen. Der Mann kann dir helfen, wie er den Bauern in der Schenke geholfen hat. Würde er sonst wohl so fest und sicher auftreten? Wurde er nicht ganz warm, als er aus dem ‚Sie' in das ‚Du' überging? Und hatte er nicht auch recht?" War es denn denkbar, daß Wezwagar wirklich aus seinem lieben Gesinde sollte, weil er ein Ei nicht zur rechten Zeit gebracht hatte?

Es kam eine gewisse Zuversicht über Wezwagar. Es war gescheit gewesen, daß er zur Stadt fuhr, jetzt hatte er doch einen Rechtsboden unter den Füßen. Mit Klugheit läßt sich schließlich jeder Knoten lösen, er sei noch so verschlungen!

Als Wezwagar die Stelle erreicht hatte, an der der Waldweg von der Heerstraße abführte, hatte er alle Mühe, seinen Fuchs an ihm vorüber zu bringen.

Das Tier wollte durchaus in die ihm ſo gewohnte Bahn einlenken. Als ihm das nicht gelang, wandte es, während es weiter trabte, noch mehrmals den Kopf nach der rechten Seite und wieherte der nahen Heimat zu.

Es regnete jetzt in Strömen. Da der Wind aufgehört hatte, war die Luft ſchwül und dumpf. Nur ſelten erklang ein einſames Vogellied durch das eintönige Rauſchen und Plätſchern des Regens.

Als Wezwagar endlich die letzte Strecke, die ihm kein Ende zu haben ſchien, zurückgelegt hatte und vor ſeinem Hauſe hielt, flog ihm ſeine Frau jubelnd entgegen. „Gott ſei gelobt," rief ſie, „daß du da biſt, und ich es dir endlich, endlich ſagen kann. Jetzt hat alle Not ein Ende, jetzt iſt alles wieder gut!"

„Was meinſt du?" fragte der Bauer ſtockend.

„Ich meine, daß ich bei dem Baron war und daß er uns verziehen hat. Du bringſt ihm morgen das Ei, bitteſt ihn um Verzeihung und dann iſt alles wieder gut."

Das Geſicht des Bauern färbte ſich erdfahl. Er ſtützte ſich ſchwer auf den Rand des Wagens und ſtarrte mit ſo entſetztem Ausdruck in das von Jubel erfüllte Antlitz ſeiner jungen Frau, daß dieſe nun auch ihrerſeits erſchrocken ſchwieg.

Es war Wezwagar, als ob eine unheimliche, ſchadenfrohe Macht ihm noch einmal das Glück, das alte herrliche Glück zeigte, um ihn dann nur um ſo ſicherer mit ſich fortzureißen in Sünde und Unglück; als ob unſichtbare Bande ſich feſter und feſter um

ihn zögen. Es ſchien ihm, als wenn er durch den Beſuch bei Mukowski beſudelt war und nun ſein Weib nicht mehr in den Armen halten durfte, ohne auch ſie zu beſchmutzen. Er ließ ſeine Frau, die er bisher umſchlungen hatte, frei und ging ſchweigend ins Haus.

„Um Gott," rief die Bäuerin, die ihm gefolgt war, „was iſt geſchehen?" Sie fragte lange vergeblich. Bewegungslos ſtand der Bauer am Fenſter und ſtarrte düſter hinaus in den Regen. Vergeblich fiel ſein Weib vor ihm nieder, küßte ſeine Hände und flehte ihn an, doch nur zu ſprechen, ihr zu ſagen, was denn geſchehen ſei. Der Bauer hörte ſie nicht.

Als alle ihre Bemühungen vergeblich waren, warf ſie ſich verzweifelt auf einen Stuhl, verhüllte ihr Geſicht mit den Händen und weinte bitterlich. Lange war es totenſtill im Zimmer; man hörte nichts als das leiſe Schluchzen der jungen Frau und den Ton der Tropfen, die aus des Bauern durchnäßten Kleidern zu Boden fielen.

Endlich wandte ſich der Bauer um und ſagte mit herber Stimme: „Es war nicht recht, Frau, daß du bei dem Baron warſt, denn nicht ihm, ſondern mir iſt unrecht geſchehen; ich weiß aber, daß du es gut meinteſt, darum verzeihe ich dir. Ich habe in der Stadt den rechten Mann gefunden, der mir zu meinem Recht verhelfen kann und verhelfen wird. Der Baron braucht uns gar nicht zu verzeihen, denn er darf uns das Geſinde nicht nehmen."

Die Bäuerin nahm die Hände von dem thränenüberſtrömten Geſicht und blickte mit großen ſtarren Augen zu ihm empor.

„O Georg, Georg,“ rief ſie flehend, „laß dich von den Städtern nicht aufhetzen gegen dein beſſeres Wiſſen. Du weißt ſehr gut, daß der Baron uns das Geſinde aus freier Gnade verlieh, wie ſollte er es uns nicht auch nehmen dürfen? Aber ſelbſt, wenn er es uns auch nicht nehmen dürfte, wären wir deshalb weniger undankbar? Du haſt unrecht gethan, du haſt den Baron, der uns immer ein gütiger Herr war, ſchwer beleidigt. Du thateſt es, als der Zorn dich überwältigte, aber du haſt es doch immerhin gethan.“

Der Bauer hatte ſeine Frau ruhig ausreden laſſen. Jetzt ſagte er ſcheinbar kalt: „Ich ſagte dir ſchon, daß wir nicht mehr davon reden wollen,“ und ging hinaus. Er kam aber gleich wieder herein und erzählte ihr nun kurz und trocken den Vorfall mit den Buſchwächtern. „So,“ ſagte er zum Schluß, „jetzt wirſt auch du einſehen, daß mir nichts anderes übrig bleibt, als mich auf mein gutes Recht zu ſtützen.“ Damit ging er zum zweitenmal hinaus und blieb lange fort.

Sein armes, gebrochenes Weib aber wünſchte in namenloſer Qual für ſich und ihn den Tod herbei. Ein dumpfes Gefühl ſagte ihr, daß nun alles verloren war und ihnen nichts mehr bevorſtand als Sünde und Schmach.

Achtes Kapitel.

Als der Baron am folgenden Morgen ſein Arbeitszimmer betrat, ſagte ihm der erſte Blick auf das Geſicht des Schreibers, der ihn wie immer erwartete, daß ſich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Der Baron ließ ſich aber nichts merken, ſondern nahm mit ruhiger Grandezza ſeinen Platz vor dem Schreibtiſch ein.

Der Schreiber ſchien heute nicht recht einen Anfang für ſeinen Vortrag finden zu können. Er ſtand eine Weile, die Hände auf den Rücken gelegt, kerzengerade da. Von Zeit zu Zeit hielt er die rechte Hand vor den Mund und räuſperte ſich.

„Nun?“ fragte der Baron.

„Gnädiger Herr,“ begann der Schreiber ſtockend, „ich hatte vorgeſtern angeordnet, daß der Waldweg für Wezwagar geſperrt würde.“

„Nun, nun?“

„Geſtern morgen fuhr er aber doch durch den Wald. Als nun Klaus Janſen und Chriſtian Bode ihm den Weg vertraten und ihn aufforderten, umzu-

kehren, fiel Wezwagar über sie her und prügelte sie furchtbar durch."

Eine dunkle Röte überzog die Stirn des Barons. „War denn Wezwagar in Begleitung von anderen?" fragte er.

„Nein, er war allein."

„Wie konnten sich denn aber die beiden starken Burschen von dem einen Mann überwältigen lassen?"

Der Schreiber zuckte die Achseln. „Die Buschwächter versahen sich keines Überfalles," sagte er. „Wezwagar ist aus dem Wagen gestiegen und hat freundlich gebeten, ihn doch passieren zu lassen. Dann hat er sie plötzlich an den Kragen gefaßt und ihre Köpfe so stark gegeneinander gestoßen, daß sie betäubt zu Boden sanken. Darauf ist er über sie hergefallen und hat sie mit der Peitsche bearbeitet.

Jetzt brannten auch die Wangen des Barons in zornigem Rot. Er sagte aber äußerlich ruhig: „So? Mit der Peitsche hat er sie geschlagen? Weiter."

Der Schreiber schien wieder nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. „Gnädiger Herr," sagte er, „es ist in Waldburg noch ein anderes scheußliches Verbrechen begangen worden."

„Nun, nun, nun?"

„Ruchlose Hände haben in dieser Nacht die Bäume, die die Allee vom Hof zur Landstraße bilden, so schwer beschädigt, daß man sie wohl alle wird umhauen müssen."

„Die Bäume? Und in der Allee?“ Der Baron preßte die Worte mühsam hervor. Als er seiner Zeit mit seinem jungen Weibe in das Gut seiner Väter übersiedelte, hatten ihn seine Bauern mit dieser Allee, die sie in seiner Abwesenheit angepflanzt hatten, überrascht. Die Bäume hatten die späte Umpflanzung trefflich vertragen, auch nicht einer unter ihnen war ausgegangen.

„Also die Bäume haben sie mir beschädigt!“ wiederholte der Baron und starrte düster in das Gesicht des Schreibers. „Wie sind sie denn beschädigt?“

„Er ist mit dem Beil von Baum zu Baum gegangen und hat jedem eine bis in das Mark reichende Wunde geschlagen.“

Der Baron erhob sich rasch. „Kommen Sie mit,“ sagte er.

Sie gingen mit raschen Schritten über den Hof und in die Allee. Der Baron ging von Baum zu Baum, langsam, bedächtig. Dann sprang er über den Graben, ging ein Stück in das Feld hinein und überblickte die grüne Wand vor ihm. Es schien ihm, als ob einige Bäume sich schon geneigt hätten. Er zog sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn.

„Sie haben recht,“ sagte er dumpf, „die Bäume sind rettungslos verloren. Glauben Sie zu wissen, wer das gethan hat?“

Der Schreiber zuckte die Achseln und zog die Augenbrauen in die Höhe. „Gnädiger Herr,“ erwiderte er, „man glaubt unwillkürlich —“

Der Schreiber beendete den Satz nicht.

Der Baron kehrte wieder auf den Weg zurück und ging schweigend dem Wohnhause zu.

„Gnädiger Herr," fragte der Schreiber, der ihm folgte, „soll ich den Vorfall zur Anzeige bringen?"

„Nein."

„Soll denn aber gar nichts geschehen, um den Verbrecher zu ermitteln?"

„Nein."

„Aber, gnädiger Herr, das —"

Der Baron wandte sich um und blieb stehen. „Schweigen Sie, wenn Sie nicht gefragt werden," brach er los, faßte sich aber sofort wieder und sagte ruhig: „Ich liebe es nicht, meine Anordnungen zu wiederholen. Sie können gehen, Andersohn."

Der Schreiber zog die Mütze, verbeugte sich tief und ging.

Zu derselben Stunde pflügte Wezwagar auf seinem Felde. Als er wieder einmal bis an den Weg gekommen war, trat ein Knabe auf ihn zu, grüßte ihn und bat ihn im Auftrage Namiks diesen heute abend nach Sonnenuntergang zu besuchen.

„Sage deinem Herrn, daß ich kommen würde," erwiderte Wezwagar, wandte sein Tier um und kehrte dem Boten den Rücken.

Nach ein paar Minuten, wie es Wezwagar schien, in Wahrheit aber nach ein paar Stunden, bändigte an derselben Stelle der Reitknecht der Baronin deren feurige, weiße Stute und rief dem Bauern: „Eh, du da!" zu. Der Bauer, der jetzt weit vom Wege ent-

fernt war, hielt einen Augenblick an, schützte seine Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen und blickte hinüber auf die Straße. Als er den Reitknecht erkannt hatte, trieb er sein Pferd wieder an und ging weiter.

„Eh, Wezwagar!" rief der Reitknecht abermals. Als er sah, daß Wezwagar ihn absichtlich nicht beachtete, ritt er auf das Feld und an ihn heran. „Wezwagar," sagte er dann mit wichtiger Miene, „Ihr sollt sofort auf den Hof. Die Baronin verlangt nach Euch."

Wezwagar schritt so rasch hinter dem Pfluge her, daß die Stute, auf der der Reitknecht saß, nicht mit ihm Schritt halten konnte und in leichten Trab verfiel.

„Sage deiner Baronin daß ich auf dem Hof ganz und gar nichts zu thun habe," erwiderte er, ohne anzuhalten.

Die frischen Wangen des jungen Reitknechts färbten sich hochrot. „Seid Ihr toll?" rief er. „Soll ich das der Baronin sagen?"

„Jawohl."

Der Reitknecht wandte sein Roß und ritt zögernd davon, kehrte dann aber wieder um und rief: „Wezwagar nehmt Euch in acht, der Baron ist in furchtbarer Stimmung. In dieser Nacht sind alle Bäume in unserer Allee angehauen worden."

Wezwagar ließ sein Pferd halten, betrachtete den Reiter von Kopf bis zu Fuß und sagte spöttisch: „Es könnte sich ereignen, daß Eurem Herrn noch ganz andere Dinge umgehauen werden, als die Bäume in der Allee."

Der Reiter riß ſein Pferd herum und jagte davon. „Zum Teufel," dachte er, während er dem Gute zuritt, „Wezwagar hat die Bäume angehauen und niemand anders."

Als er eben den Park erreicht hatte, ſah er die Baronin ſich von einer Bank erheben und ihm winken. Er ſprang vom Pferde, führte das ſchnaubende Tier am Zügel hinter ſich und trat mit entblößtem Haupt auf ſeine Gebieterin zu.

„Kommt er?" fragte dieſe ſchon von weitem.

„Nein, gnädige Frau. Er ſagte, er habe auf dem Hofe nichts zu thun."

Die Baronin errötete. Sie wandte ſich um und ging mit raſchen Schritten dem Gute zu. Der Reitknecht folgte ihr.

„Gnädige Frau —" begann er nach einer Weile.

„Was willſt du?"

„Gnädige Frau, der Wezwagar hat die Bäume angeſchlagen."

Die Baronin blieb ſtehen. Ihre Augen funkelten. „Sagte er das ſelbſt?" fragte ſie.

Der Reitknecht wiederholte ihr nun Wezwagars Worte.

Die Baronin nickte ihm zu. „Du kannſt jetzt nach Hauſe reiten," ſagte ſie.

Sie ſelbſt ſchlug einen Seitenpfad ein, der in den Garten führte. Dort ſuchte ſie ein verſtecktes Plätzchen auf und weinte bitterlich. Sie wußte, wie unbeliebt ihr Mann war, ſie mußte ſich ſagen, daß er größtenteils ſelbſt daran ſchuld war, und ſie fühlte,

daß am Himmel ihres Glückes eine Gewitterwolke ſtand, die im Begriff war, ſich über ihr in furchtbaren Schlägen zu entladen. In heißem Gebet bat ſie Gott um Schutz für das teure Haupt ihres Mannes. Dann erhob ſie ſich, eilte in das Haus zurück und begab ſich zu ihm in ſein Arbeitszimmer.

„Würde es dich ſtören," fragte ſie, „wenn ich mich mit meiner Arbeit zu dir ſetzte?"

Der Baron nahm ihre Hand von ſeiner Schulter und küßte ſie. „Wie könnteſt du mich je ſtören?" erwiderte er.

Der Baron ſah wieder in ſein Buch, die Baronin nahm auf dem kleinen Sofa hinter ihm Platz. Es war ihr ein Bedürfnis, jetzt an ſeiner Seite zu ſein; ſie hätte ihn womöglich nicht einen Augenblick allein laſſen mögen.

„Fanny," begann der Baron und ſchob das Buch beiſeite, „wir leben in einer böſen Zeit. Alles, was bisher für unbeſtreitbares Recht galt, wird angegriffen, wird in Zweifel gezogen. Man ſcheut vor keinem Eingriffe in das Privatrecht zurück. Wir ſollen dazu gedrängt werden, uns ſelbſt in unſerem Verfügungsrecht über unſere Geſinde zu beſchränken. Es gibt ſogar im Landtage eine Partei, die zum Nachgeben mahnt. Man müſſe der liberalen Zeitſtrömung Rechnung tragen, ſagen ſie. Als ob der Liberalismus nicht unerſättlich wäre! Wenn wir heute darin willigen würden, daß wir die Geſinde nur auf zwölf Jahre verpachten dürfen, ſo würde morgen von uns verlangt werden, daß die Bauern

ſie auch kaufen dürfen und übermorgen, daß wir ſie ihnen ſchenken."

„Lieber Leo," ſagte die Baronin ſanft, „thuſt du nicht unrecht, gerade in ſolcher Zeit ſo ſehr auf deinem Rechte zu beſtehen? Du warſt früher den Bauern gegenüber viel nachgebender."

„Gewiß war ich das. Früher lagen die Dinge eben anders. Früher war ich der unangefochtene Beſitzer meiner Güter, ich konnte in und mit ihnen ſchalten wie ich wollte. Da fühlte ich mich meinen Bauern gegenüber nur als ihr Herr, der vor Gott für ſie verantwortlich war. Jetzt aber, wo man mein Recht anſtreitet, wo man die Bauern nicht mehr als meine Leute gelten laſſen, ſondern ſie zu meinen Nachbarn machen will, fühle ich mich auch nur als Nachbar und halte peinlich darauf, mir keine Gerechtſame zu vergeben. Sie ſollen es recht deutlich empfinden, daß ſie ſich als meine Leute beſſer ſtanden als als meine Nachbarn."

„Aber, Leo, was können die armen Bauern dafür, daß ſolche Anforderungen an euch geſtellt werden?"

„Einerlei. Ich thue ihnen ja auch nichts Unrechtes. Ich ſtelle mich ſtreng auf den Boden des Rechts. Das Verhältnis zwiſchen Edelmann und Bauer ſoll ja nicht mehr durch das Wohlwollen, die Gottesfurcht und die Intelligenz des erſteren geregelt werden, ſondern durch Geſetze, die von den Herren Beamten am grünen Tiſch ausgeklügelt werden.

Wohlan, ich werde mich ſtreng an eben dieſe Geſetze halten. Das aber kann niemand von mir verlangen, daß ich daneben noch wohlwollend bin. Nein, jetzt gilt es, ſich unbeugſam an das Prinzip zu halten. Du glaubſt nicht, wie erbittert ich bin."

Vergeblich mahnte die Baronin zu einer gleichmütigeren Auffaſſung der Dinge, ihr Gemahl blieb dabei, daß nur in dem ſtarrſten Hervorkehren des formalen Rechts, in der unbeugſamſten Unnachgiebigkeit das Heil ſei.

Der Bauer und die Bäuerin hatten an dieſem Tage nur wenige gleichgültige Worte gewechſelt. Er war nicht unfreundlich gegen ſie, aber ſie war daran gewöhnt, daß er ihr ſonſt nie begegnete, ohne ihr durch eine kleine Zärtlichkeit immer wieder zu beweiſen, wie lieb er ſie hatte. Jetzt ließ ſie das Köpfchen traurig hängen, wie eine Blume in ſchwüler Gewitterluft. Die Überzeugung, daß eigentlich doch ſie die Schuld an all dem Unglück trage, lähmte ihre Energie und ließ ſie ſich geduldig in alles kommende Unheil fügen.

So fragte ſie denn auch am Abend, als Wezwagar ſich ein Pferd ſatteln ließ, nicht, wohin er wollte, ſondern half ihm nur wie gewöhnlich beim Umkleiden.

Der Wind, der den Tag über geweht, hatte ſich am Abend zu heftigem Sturm geſteigert. Der Wald rauſchte faſt wie das Meer, wenn es vom Sturm gepeitſcht, an die Küſte brandet. Dieſes Rauſchen war Wezwagar eine altbekannte liebe Melodie. Er

hatte oft genug, wenn ein plötzlich ausbrechender Sturm das Meer bewegte, hinaus genußt auf die ſchäumende See, um die koſtbaren Netze zu retten, und es war nicht ſelten ſehr fraglich erſchienen, ob es dem Tollkühnen gelingen würde, die Küſte wieder zu erreichen.

„Meeresmutter, Meeresmutter,
Gib ein Boot mir, gib ein Boot mir!
Nun will ich hinaus ins Meer,
Kämpfen mit dem böſen Nordwind.
Ob er weißen Schaum auch aufwirft,
Weißer doch erglänzt mein Segel!“

ſummte Wezwagar vor ſich hin, als er durch den rauſchenden Wald trabte.

Bei Namik fand er außer Wilks und Pilskaln auch den Schreiber Anderſohn. Alle vier begrüßten Wezwagar auf das herzlichſte. Sie ſaßen bei einigen Flaſchen Bier an einem langen, viereckigen Tiſch in der Stube des Wirts.

„Nun, Wezwagar,“ rief Wilks lachend, „ſeit wir uns zuletzt ſahen, habt Ihr ein munteres Stücklein ausgehen laſſen. Im Walde ſingen die Heher von zwei ausländiſchen Eulen, die ſich bei Tage ſehen ließen und von einer Krähe arg zerzauſt wurden.“

„Du haſt nicht recht gehört,“ erwiderte Wezwagar. „Die beiden Eulen fielen vom Baume, weil ſie mit den Köpfen aneinander flogen.“

„Die Frau des Schwarzen ſoll ſich aus dem Krug ein Stof Spiritus haben holen laſſen, um die Beule genügend waſchen zu können,“ meinte Namik.

„Des Buſchwächters feines Liebchen,
Seht, wie ſtolz es fährt zur Kirche,
Eine Sohle hat der Schlitten,
Nur drei Füße hat das Rößlein!"

ſpottete Wilks.

„Ja, du haſt einen ſtarken lettiſchen Arm," ſagte Anderſohn.

Wezwagar ſchien das Wort nicht zu beachten, um Namiks Lippen ſpielte ein Lächeln.

„Ja," fuhr der Schreiber fort und ſtützte ſein Kinn mit Daumen und Zeigefinger, ſo daß ſeine dicken Wangen zu beiden Seiten überquollen. „Ja, die Arme der Männer aus unſerem Volk ſind ſtark wie die Lihgos, aber der böſe Pikulos hat ihnen das mutige Herz aus dem Buſen genommen."

„Was ſagſt du?" fragte Pilskaln aufhorchend. Der junge Mann war ſehr ernſthaften Temperaments und kam jeder Sache gern auf den Grund.

„Ich ſagte, daß Perkunos den Jünglingen unſeres Volkes ſo viel Kraft verlieh, daß ſie auch heute noch auf ihren ſchneeweißen Sonnenpferden hinaufreiten könnten zu den Sonnenjungfrauen der Freiheit, wenn der böſe Pikulos nicht ihrem Mut die Sehnen durchſchnitten hätte."

„Wer iſt Perkunos? Wer iſt Pikulos?" fragte Pilskaln eifrig.

„Sprich verſtändig," rief Wilks ungeduldig. „Wir ſind hier nicht zuſammengekommen, damit du uns dein Kauderwelſch auskramſt, ſondern um zu beraten, wie wir mit dem Baron ein Ende machen."

Anderſohn zuckte die Achſeln. „Wenn du,“ ſagte er und zog die Brauen hoch, „von den alten Göttern unſeres Volkes nichts wiſſen willſt, ſo werden ſie auch ihrerſeits dich in der Stunde der Gefahr im Stich laſſen.“

„Das wäre weiter kein Unglück,“ meinte Wilks. „Ich werde mich immer mehr auf mich ſelbſt als auf dieſe alten Geſpenſter verlaſſen.“

„Laß dich nicht irre machen, Anderſohn,“ rief Pilskalm ärgerlich. „Erzähle nur.“

„Freunde,“ begann dieſer jetzt wieder und blickte düſter vor ſich nieder, „wir haſſen unſeren Baron, und wir haben allen Grund dazu, denn es iſt niemand in der Gemeinde, den er nicht beleidigt, dem er nicht unrecht gethan hätte. Wir wollen ihn deshalb vernichten. Gut, aber iſt damit alles gethan? Wir werden zwar den Herrn wechſeln, aber wir werden immer unter fremder Herrſchaft bleiben. Freunde, unſer Volk war nicht immer ein geknechtetes! Es gab eine Zeit, in der unſere Vorfahren das Land, das ſie ackerten, für ſich ſelbſt beſtellten und ihnen alles gehörte: das Wild im Walde und der Fiſch im See. Unſere Vorfahren waren kein kriegeriſches Volk. Sie lebten mit ihren Nachbarn im Frieden, niemand konnte ſich über ſie beklagen. Friedlich ſaßen ſie auf ihren Höfen und begingen dann nach fleißiger Arbeit während der Wochentage am Sonntag fröhliche, unſchuldige Feſte. In heiligen Hainen brachten ihre Prieſter den Göttern unblutige Opfer von den Früchten des Feldes und des Gartens.“

Der Redner hielt inne und seufzte schwer auf. Dann fuhr er fort: „Da kamen die Deutschen. Wie Wölfe über eine Schafherde fielen sie über unsere friedliebenden Vorfahren her. Sie verbrannten die Häuser und die Saaten, töteten die Männer und machten die Frauen und Kinder zu Sklaven. Bisher war in unserem Lande nie Menschenblut vergossen worden, unsere Männer verstanden es daher anfangs nur schlecht, sich der Feinde zu erwehren. Aber sie ermannten sich merkwürdig rasch, und eine lange Reihe junger Helden trat an ihre Spitze. Dabrel, Westhard, Nameise und viele andere wurden bald der Schrecken der Deutschen. Aber sie kämpften vergeblich. Was die Deutschen mit dem Schwert nicht vermochten, erreichten sie durch ihr Geld. Es fanden sich Verräter, und unser Volk erlag. Die Tapfersten wanderten zu den Litauern aus, die Schwächeren unterwarfen sich und wurden Sklaven der Deutschen."

„Pfui! Zu den Litauern!" rief Wilks verächtlich.

„Die Litauer sind unsere Brüder," belehrte Andersohn.

„Schöne Brüder", lachte Wilks. „Katholiken sind sie!" Und er sang:

„Du Litauer, Teufelskind,
Wer wies dich in unser Land?
Grütze kocht dir deine Mutter,
Mit der Hündin Fuß sie rührend,
Mit des Huhnes Fett sie schmierend,
Schweinemilch dazu noch gießend."

„Warum kamen denn aber die Litauer unseren Vorfahren nicht zu Hilfe?" fragte Pilskaln wißbegierig.

„Weil sie selbst sich der Deutschen nur mit Mühe erwehrten. Die einzigen, die uns allenfalls hätten zu Hilfe kommen können, waren die Russen, aber die wurden damals auch von einem fremden Volk hart bedrängt."

Wezwagar hatte aufmerksam zugehört. Der Passus, der von den Göttern handelte, erschien ihm ruchlos, die Reminiscenz an die Sonnentöchter albern, was aber Andersohn aus der Geschichte zum Besten gab, nahm sein volles Interesse in Anspruch. Lagen die Dinge so, so war der Baron nicht nur sein persönlicher Gegner, sondern auch der Feind seines Volkes.

Namik verhielt sich ebenfalls schweigsam, unterdrückte von Zeit zu Zeit ein Gähnen und beobachtete Wezwagar scharf. Jetzt sagte er:

„Ganz richtig, Andersohn, aber wir sind in der Hauptsache so weit wie gewesen. Was soll jetzt geschehen?"

„So ist's recht," rief Wilks feurig, „vergeuden wir nicht die kostbare Zeit."

„Freunde," erwiderte Andersohn, „das ist eine Sache, die sehr schlau angefangen sein will."

„Nun, wie schlau denn doch? Ich denke, das schlaueste ist, daß ich dem Baron eines Tages im Walde auflauere und ihn niederschieße."

„Wilks sprach von dieser Möglichkeit, wie wenn es sich um die Tötung eines Rehbocks gehandelt hätte. Die raschen Worte wirkten aber auf Wezwagar wie ein greller Blitz, der dem Wanderer den jähen Abgrund zeigt, auf den er zuschreitet. Fahle Bässe

überzog ſein Geſicht, und ſein Körper zitterte. Das, wovon der junge Mann ſo leichtfertig ſprach, hatte ſich ja auch aus den Tiefen ſeiner Seele erhoben, freilich nur wie eine Ausgeburt der Hölle, deren Anblick ihn aufs tiefſte erſchüttert hatte. Er hatte oft genug ähnliche Äußerungen vernommen; das waren aber immer leere Drohungen geweſen, während es jetzt blutiger Ernſt war.

„Männer," ſagte er, „der Baron iſt immerhin ein Menſch."

„Leider Gottes," erwiderte Wilks leichtfertig. „Eben deshalb muß er niedergeſchoſſen werden."

„Landsleute, ihr wißt alle, daß der Baron mir ſchweres Unrecht zugefügt hat. Ich bin auch feſt entſchloſſen, dasſelbe abzuwehren, aber das, was ihr plant, iſt Mord!"

„Ich bin ebenfalls nicht dafür," rief Namik eifrig. „Schießen wir ihn nieder, ſo ziehen wir uns eine lange Unterſuchung auf den Hals. Außerdem hat Wezwagar ganz recht: Mord iſt Mord. Es gibt auch ſonſt genug Mittel, einen Mann aus ſeinem Gut zu vertreiben."

Anderſohn blickte lächelnd zu Namik hinüber, ſchwieg aber. Wilks ſchnitt mit ſeinem Taſchenmeſſer eifrig Späne aus der Bank, auf der er ſaß, Pilskaln blickte voll Spannung auf Wezwagar.

„Freunde," nahm dieſer wieder das Wort, auch dieſe anderen Mittel ſind ſchwere Verbrechen. Der Baron iſt unſer Feind, und, wie wir eben gehört haben, auch der Feind unſeres Volkes, wir wollen

aber trotzdem kein Verbrechen an ihm begehen. Wir wollen ihn in Riga verklagen, wir wollen eine Deputation nach Petersburg schicken. Wir wollen immer und immer wieder klagen, bis wir unser Recht bekommen."

„Ich klage nicht, wahrhaftig nicht," rief Wilks. „Wollt ihr die Wölfe um ein Lamm bitten, so thut es, ich halte mich daran, daß in Memel Flinten genug zu haben sind. Wo wir auch klagen, überall klagen wir bei Baronen über Barone, sie sind die Wölfe, sie sind auch die Hirten, laufen wir vor den Wölfen davon, so laufen wir den Bären in die Arme. Wie kommen wir armen Bauern zu unserem Recht? Wie kommt der Hund zu einem Wolfspelz?"

„Ich klage auch nicht," sagte Pilskaln entschlossen.

„Wir wollen uns deinen Vorschlag noch überlegen," meinte Namik. „Ich fürchte aber auch, daß unsere Klagen zu nichts führen werden."

Wezwagar erhob sich. „Ich habe in meiner eignen Sache in Riga klagen lassen," sagte er, „und ich hoffe, den rechten Mann dafür gefunden zu haben. Wir wollen zunächst abwarten, welchen Erfolg meine Klage hat. Kann der Herr, der sie führt, mir helfen, so wird er auch uns allen helfen können. Versprecht mir, Wirte, daß ihr nichts unternehmen werdet, ehe wir uns überzeugt haben, ob es für den Bauern wirklich kein Recht im Gottesländchen gibt."

„Das wollen wir dir gern versprechen," erwiderte Namik rasch. „Auch wir würden nur höchst ungern, und nur im äußersten Falle zur Selbsthilfe greifen."

Wezwagar verabschiedete sich nun von den Wirten. Namik gab ihm bis auf den Hofplatz das Geleite. „Sei unbesorgt, Wezwagar," sagte er, „dem Baron soll ohne dein Wissen kein Haar gekrümmt werden."

Als Wezwagar durch die stürmische dunkle Nacht nach Hause ritt, war ihm zwiespältig zu Mut. Er wußte nicht, ob er sich über seine Handlungsweise freuen oder sie bedauern sollte. Das Wort „niederschießen" hatte alle guten Seiten in ihm wach gerufen: sollte er es ruhig ansehen, wie ein Mord verübt wurde? Und doch — er haßte den Baron, der ihn aus seinem lieben Wezwagar vertrieb, der ihm diesen unseligen Zwiespalt in die bisher so ruhige Seele gelegt und das Böse in ihm zu einer Macht wachgerufen hatte, über die er sich selbst entsetzte. „Ich werde schon zu meinem Recht kommen," murmelte er, „und die anderen auch. Aber wenn meine, wenn unsere Klagen abgewiesen werden? Wenn sie nur neue Ungerechtigkeit hervorrufen? Was dann?" Der Bauer mochte sich die Fragen nicht beantworten.

Der Schreiber hatte ausgeführt, daß der Baron schon als Deutscher ein Feind seiner Bauern, der Letten, sei. Waren denn aber der würdige Pastor, der allezeit hilfsbereite Doktor, waren die beiden Barone Einhausen, Vater und Sohn auf Meschgallen und Neuhof, die von ihren Bauern auf Händen getragen wurden, wirklich Feinde seines Volkes? Ja, war der Waldburgsche ein Feind seines Volkes? War er auch nur sein Feind? War der Mann, der für die Rettung von ein paar ihm fremden Bauern sein

Leben gewagt hatte, ein schlechter Herr? War er nicht, wofür er ihn immer gehalten hatte, ein eigensinniger, aber guter und wohlmeinender Mann? Hatte nicht Wezwagars eigene Heftigkeit das Unglück verschuldet? Lag der Feind, den er zu bekämpfen hatte, nicht in seiner eigenen Brust?

So riefen die guten Geister in Wezwagar, aber der eine Gedanke, um eines Eies willen nicht nur sein Gesinde, sondern auch sein Lebensglück verlieren zu müssen, übertönte in lautem Aufschrei alle ihre Stimmen.

Als er zu Hause durch das Fenster blickte und seine Frau, die noch auf war und auf ihn wartete, in der heiligen Schrift lesen sah, that es ihm unsäglich wohl, daß er gegen den Mord gesprochen hatte. Er wollte mit dem Baron prozessieren und wenn es ihm all sein Hab und Gut kosten sollte, aber die finstere Vorstellung, die ihn in den letzten Tagen beständig verfolgt hatte, war verschwunden seit ein anderer mit lauter Stimme vom „Niederschießen" gesprochen hatte.

Trotzdem stand das Erlebte noch immer zwischen ihm und seinem Weibe. Die Eheleute sprachen nur von gleichgiltigen Dingen.

Als Wezwagar das Namikgesinde verlassen hatte, und der Hausherr ins Zimmer zurückgekehrt war, rief Wilks zornig: „Der ist nicht unser Mann."

Andersohn lächelte. „Sei unbesorgt," sagte er, „noch ist er es nicht, aber wenn wir den Hafer schneiden, wird er es sein."

„Wie meint Ihr das?“

„Nun, jetzt glaubt er noch an seinen Prozeß, wenn er aber den verloren haben wird, wird er unser Mann sein. Ich kenne die Strandbauern, sie sind anders als wir. Es ist ein langsames Volk, geraten sie aber einmal in Feuer, so schrecken sie vor nichts zurück.“

„Sollen wir denn aber bis zum Herbst warten?“ rief Wilks. „Ich halte es mit dem Liede:

Ach du dicker Feldaufseher,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Hängt am Fuß dich in die Hölle!“

„Bewahre,“ erwiderte Namik. „Wir wollen unsererseits vorgehen und dem Baron das Leben so sauer machen als möglich. Bleibt er trotzdem bis zum Herbst im Bau, so lassen wir Wezwagar auf ihn los.“

„Der hält aus,“ rief Wilks, „der hält aus, es sei denn, daß wir etwas Teufel spielen und ihn ausräuchern,“

Teufel ließ den Deutschen tanzen
Auf glühroter Ziegeldiele.
Sprang der Deutsche noch so hoch auch,
Teufel heizte stets aufs neue!“

„Nun,“ meinte Andersohn, „darüber ließe sich auch noch reden. Die Bäume haben ihm tüchtig zu schaffen gemacht.“

„Andersohn,“ fragte Pilskaln plötzlich, „warum hassest du den Baron so bitterlich?“

„Das will ich dir ſagen. Einmal, weil er der Feind meines Volkes iſt, dann aber auch, weil er mich perſönlich gekränkt hat. Als er mich in Dienſt nahm, machte er mir zur Bedingung, daß ich immer nur Schmierſtiefel tragen und nie anders als lettiſch reden dürfe.“

„Nun,“ meinte Wilks, „da du doch ein ſo eifriger Lette biſt, ſo ſollte man annehmen, daß die letztere Bedingung für dich nichts Kränkendes enthalten könne.“

„Du irrſt,“ erwiderte Anderſohn bitter. „Dieſe Bedingung kränkt mich nicht, weil ſie verlangt, daß ich immer nur meine Mutterſprache ſpreche, ſondern weil ich weiß, daß der Baron ſie nur ſtellte, um mich niederzudrücken und im Knechtszuſtande zu erhalten. ‚Ich wünſche,‘ ſagte er damals, ‚daß Sie den Leuten mit gutem Beiſpiel vorangehen und auch äußerlich in den Schranken, die Ihren Stand begrenzen, bleiben.‘ Der Stand aber, den er meinte, war der von ihm verachtete Bauernſtand.“

Alle vier ſteckten jetzt die Köpfe zuſammen und berieten leiſe mit einander. Dann brachen Anderſohn, Wilks und Pilskaln auf.

Neuntes Kapitel.

„Wo bliebst du denn gestern so lange?“ fragte Wezwagar am folgenden Morgen Peter, den er am Tage zuvor mit den hundert Rubeln für den Herrn von Mukowski zur Stadt geschickt hatte.

„Wirt,“ erwiderte dieser, „wir müssen ja jetzt immer auf der Landstraße bleiben. Das macht zwei Meilen mehr.“

„Ach ja,“ erwiderte Wezwagar, wandte sich um und ging an die Arbeit.

Wezwagars ungewöhnliche Arbeitskraft und Arbeitslust waren immer weit und breit bekannt gewesen. Man hatte sich auch schon früher im Kruge oder auf der Bank unter dem Fenster viel Merkwürdiges von dem Manne erzählt, der täglich zwei Pferde brauchte, weil eins nicht so lange arbeiten konnte wie er. Jetzt war es, als ob Wezwagar sich selbst übertraf. Mit steigender Verwunderung sahen ihm der Knecht und der Junge zu, mit wachsender Besorgnis betrachtete ihn seine Frau. Er selbst hätte am liebsten auch noch während der Mittagsstunden und der Nacht gearbeitet. Es war ihm, als ob er

ſich ſo die Ruhe der Seele wieder erkämpfen und ihr geſtörtes Gleichgewicht wieder herſtellen könnte. Er fand, daß ſich nie beſſer nachdenken ließ über die große Frage, an deren Löſung ſein Lebensglück hing. „Wir ernten immer nur, was wir geſäet haben," das war bisher der Inbegriff ſeiner Lebensanſchauung geweſen, und dieſe hatte ihn zu einem nüchternen, fleißigen, beſonnenen Manne gemacht. Jetzt aber ſchien es ihm, als ob dort, wo er in der Zerſtreutheit Sandhafer geſäet hatte, Dornbüſche emporwüchſen, die ſein Land zur Einöde machten und deren ſpitze Dornen ſein Fleiſch zerriſſen. Sein Augapfel, ſein herziges Weib, war ihm entfremdet, die Gegenwart ſeiner kleinen Lieblinge war ihm drückend, das Geſinde, das er ſo viele Jahre treu und redlich gepflegt hatte, ſollte er räumen; das Bild ſeines Wohltäters war in ihm beſchmutzt, ſein Herz zerrißen, ſein Sinn geſpalten; und das alles — weil er ein Ei vergaß. Wo war da Saat und Ernte, Urſache und Wirkung?

So verging eine Woche. Wezwagar verließ das Weichbild ſeines Geſindes nicht, und niemand kam zu ihm. Die Eheleute gingen ſtill und bedrückt neben einander her. Sie wechſelten wohl noch wie vorher Zärtlichkeiten und ſprachen wie früher freundlich mit einander, aber es war nicht mehr das alte beglückende Verhältnis. Das eine trug Sorge um das andere, denn beide verfielen ſichtlich.

Der Knecht und der Junge brachten, wenn ſie aus geweſen waren, ſchlechte Kunde heim. In einer Nacht war die Schleuſe, die den oberen Gutsteich

verſchloß, geöffnet worden, und das ſtürmiſch abfließende Waſſer hatte große Verheerungen angerichtet. In der darauf folgenden Nacht war eine Heuſcheune im Walde in Brand geſteckt worden und bis auf den Grund niedergebrannt.

Peter berichtete über den letzteren Vorfall in Gegenwart der Bäuerin. „Das iſt ein nichtswürdiger Frevel!“ rief ſie empört.

Der Bauer blickte ſeine Frau erſtaunt an; er hatte ſie noch nie ſo heftig ſprechen hören.

„Das iſt eine gemeine, ruchloſe That,“ fuhr ſie fort, „und die Gemeinde ſollte nicht ruhen, bis ſie den Brandſtifter entdeckt hat.“

Der Bauer zuckte die Achſeln. „Die Gemeinde wird ſchwerlich für den Baron eintreten,“ erwiderte er. „Der Baron hat vielen Unrecht gethan.“

„Und wenn er allen Unrecht gethan hätte, dürfen ſie deshalb in dunkler Nacht ſeine Scheune, die doch unter Gottes Schutz ſteht, niederbrennen? Dürfen wir, weil er hart iſt, ſchwere Schuld auf uns laden?“

„So werden die, denen er Unrecht gethan hat, ſchwerlich denken.“

„So ſollten ſie aber denken, ſo ſollten wenigſtens die denken, denen er nie ein Unrecht gethan hat, ſo ſollten wir denken!“

Der Bauer betrachtete ſein ſonſt ſo ſanftes Weib mit ſprachloſem Erſtaunen. Ihr aber kam jetzt alles über die Lippen, was ſie in all dieſen ſchweren Tagen auf dem Herzen gehabt hatte.

„Uns," fuhr ſie fort, „hat er kein Unrecht zugefügt, uns hat er, ſo lange er konnte, immer nur Gutes gethan. Er hat mir und meinen Eltern das Leben gerettet, er hat uns dieſes Geſinde verliehen, auf das wir keinerlei Anſpruch erheben konnten, und er iſt uns auch ſonſt ein gütiger Herr geweſen. Wenn er das Ei von uns verlangte, ſo hatten wir es ihm zu geben, und wenn wir es zweimal nacheinander vergaßen, ſo haben wir an unſere Bruſt zu ſchlagen und nicht er. Nicht das Ei hat uns ins Unglück gebracht, ſondern unſer Jähzorn und unſer Trotz. Nicht weil wir das Ei vergaßen, müſſen wir aus dem Geſinde, ſondern weil Gott uns demütigen will."

Der Bauer blickte noch immer ſtarr vor Staunen auf ſeine Frau. Sie war wie verwandelt. Ihre ſonſt ſo zarten Wangen waren hoch gerötet, ihre ſonſt ſo ſanftblickenden Augen funkelten erregt. Auch Peter ſtand wie verſteinert da. War das ſeine ſonſt ſo gleichmütige Herrin?

Als die Bäuerin geendet hatte, wandte ſie ſich um und begab ſich ins Zimmer. Dort nahm ſie ihr jüngſtes Kindchen aus der Wiege, drückte es an ihre hochwogende Bruſt und ging, es auf auf ihren Armen ſchaukelnd, raſch auf und nieder. „Möge nun kommen, was da wolle," ſagte ſie laut, „ich habe wenigſtens meine Pflicht gethan. Soll ich dulden, daß dein Vater ſich fortreißen läßt zur Rache und Ungerechtigkeit? Daß er, der Gute, ſchwere Sünde begeht? Sei ruhig, ſchrei nicht, Gott wird meine

Gebete erhören und uns nicht verlaſſen, und ihn nicht verlaſſen."

Es war ihr, als ob ihr ſeliger Vater neben ihr herſchritt und ihr in ſeiner kurzen Art lobend zunickte. Das hob ihr den Mut.

Wezwagar aber war hinausgegangen auf das Feld und arbeitete — arbeitete.

Der Baron, dem es unerträglich erſchien, das feindſelige Vorgehen ſeiner eignen Leute bekannt werden zu laſſen, hatte das Öffnen der Schleuſe noch ruhig hingenommen, den Brand der Scheune aber doch dem Hauptmann (Landrat) angezeigt. Dieſer, ein geſchickter und ſeiner Rechtlichkeit wegen allgemein geachteter Beamter, kam auch ſofort nach Waldburg und ſtellte ſehr eingehende Nachforſchungen an; da er aber auch ein Thorhaken war, ſo erſchien es den Bauern, als ob das Verfahren nur die Vorbereitung zu einem Akt der Familienrache ſei. Sie hielten daher ſamt und ſonders gegen den Hauptmann zuſammen. Auch die Anhänger des Waldburgſchen, auch diejenigen, die die That verabſcheuten, thaten, was in ihren Kräften ſtand, um den Beamten zu verwirren. Die Verbrechen waren überdies ſo geſchickt verübt, daß ſich auch nicht der kleinſte Anhalt für die Unterſuchung bot. Die Herren gewannen zwar privatim die Überzeugung, daß Wezwagar in allen drei Fällen der Thäter oder wenigſtens der Anſtifter ſei; ſie konnten ſich aber trotzdem bei dem Mangel an irgend welchen Beweiſen nicht entſchließen, ihn auch nur vorzuladen. Man beſchloß aber, ihn ſcharf

beobachten zu laſſen. Gleichzeitig wurde eine ganze Anzahl Maßregeln, von denen man hoffte, daß ſie auf die Spur des Verbrechers führen könnten, verabredet. Anderſohn erhielt als Vertrauensmann den Auftrag, ſie anzuordnen und ihre Ausführung zu überwachen. Dann aß der Hauptmann zu Mittag und fuhr davon.

Wieder nach einer Woche lief plötzlich die Nachricht von Mund zu Mund, daß auf den Baron geſchoſſen worden ſei. Der Baron ſei, ſo erzählte man ſich übereinſtimmend in den Krügen und in den Geſinden, in der Dämmerſtunde von einem entfernten Beihof aus allein durch den Wald nach Hauſe geritten. Da ſei ein Schuß gefallen, und die Kugel habe ihm die Cigarrenſpitze aus der Hand geriſſen. Der Baron ſei darauf vom Pferde geſprungen und in das Dickicht eingedrungen; die Schonung ſei aber ſo dicht und die Dunkelheit ſchon ſo groß geweſen, daß er den Schützen nicht habe entdecken können.

So erzählten ſich die Bauern; es hätte aber keiner anzugeben vermocht, von wem dieſer Bericht eigentlich herrührte, denn der Baron ignorierte den Vorfall vollſtändig, und der Verbrecher blieb unbekannt. Trotzdem zweifelte man nicht daran, daß ſich alles ſo begeben hatte.

Einige Tage ſpäter kam Breede nach Wezwagar. Er kam, um ſich zu erkundigen, ob die Badſtube ſchon für ihn und die Seinigen hergerichtet ſei und war nicht wenig erſtaunt, als er ſah, daß die Schweſter bereits alles auf das umſichtigſte vorbereitet hatte.

Trotzdem jammerte er: „Ach du lieber Gott! Erbarme dich, das ist ja doch nur für ein Jahr! Dann müssen wir alle mit dem weißen Stabe durch das Land!“

Die Schwester suchte ihn, so gut sie konnte, zu trösten. „So Gott will,“ sagte sie, „finden wir noch ein Obdach, und da könnt ihr dann auch unterschlüpfen. Ein Arbeiter, wie mein Mann findet schon sein Brot.“

Dann schickte sie den Bruder auf das Feld, damit er sich mit Wezwagar begrüßte.

„Ach du lieber Gott! Erbarme dich, wie haben sie dir übel mitgespielt!“ begann Breede dort die Unterhaltung. „Es könnte einen Stein erweichen!“

„Ja, mein Alterchen, so geht es im Leben,“ erwiderte Wezwagar so freundlich, wie ihn der Schwager lange nicht gesehen hatte. „Aber das thut nichts, zieht deshalb nur immer zu uns. Für den Winter ist gesorgt, und im Frühling wollen wir auch Rat schaffen.“

„Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, wie sind die Leute böse! Jetzt sagen sie sogar, du habest auf den Baron geschossen.“

Wezwagar erbleichte. „Was sagen sie?“

„Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, sieh mich nicht so schrecklich an! Ich wiederhole ja nur, was die bösen Menschen sich erzählen.“

„Was erzählen sie sich?“ rief Wezwagar und faßte den Schwager an beiden Schultern.

„Ach du mein lieber Gott! Sie ſagen, du habeſt auf den Baron geſchoſſen; aus einer Flinte auf ihn geſchoſſen!“

„Iſt denn auf den Baron geſchoſſen worden? Wann?“

„Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, du weißt natürlich von nichts. Am vorigen Mittwoch hat ein Mann, der im Walde verſteckt war, aus einer Flinte auf den Baron geſchoſſen! Erbarme dich, die Kugel hat dem Baron die Cigarrenſpitze aus dem Munde geriſſen und ihm dadurch alle vier Vorderzähne ausgeſchlagen. Erbarme dich! Ach du mein lieber Gott!“

Wezwagar zitterte am ganzen Leibe. „Und die Leute ſagen, daß ich auf ihn geſchoſſen habe?“

„Sie ſagen, daß du auf ihn geſchoſſen habeſt. Der arme, arme Baron! Jetzt werden er und die Seinigen von Haus und Hof müſſen!“

Wezwagar zog ſein Taſchentuch und trocknete ſich den kalten Angſtſchweiß von der Stirn. So hatten ihn die Gefährten von neulich doch getäuſcht! Ihm ſelbſt war ja der Gedanke durch den Kopf gegangen, den Baron zu töten; aber er hatte ihn nur mit Entſetzen gefaßt. Jetzt, wo das Ungeheure durch einen anderen geſchehen war, erſchien es ihm wie das, was es war, wie ein fluchwürdiges Verbrechen. Und er galt für den Thäter!

„Jakob,“ fragte er, „haſt du meiner Frau davon erzählt?“

„Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, wie werde ich meinem Schweſterchen davon erzählen? Ihr würde ja das Herzchen darüber brechen, wenn du nach Sibirien müßteſt!“

„Gut. Erzähle ihr auch künftig nichts davon. Und nun fahre mit Gott. Ich komme euch am Tage eures Umzuges mit vier Wagen zu Hilfe.“

Sie gingen mit ſo raſchen Schritten dem Geſinde zu, daß Breede in eine Art Trab verfallen mußte, um nur neben dem Schwager bleiben zu können. Er nahm dann zärtlichen Abſchied von der Schweſter und ihren Kindern und fuhr davon.

Die Bäuerin bemerkte mit Angſt und Schrecken, daß ihr Mann wieder im höchſten Grade aufgeregt war. Das Verhältnis der beiden hatte ſich nach jener Scene auf dem Hof, da ihr das Herz überquoll, noch ſeltſamer geſtaltet als bisher. Als ſie am Abend jenes Tages ihren Mann fragte, ob er ihr zürne, blickte er ihr hell ins Auge und erwiderte: „Nein, durchaus nicht.“ Er zog ſie aber nicht an ſich, ſondern ging ſtill zu Bett.

„Du willſt noch ausgehen?“ fragte ſie jetzt, als ſie ſah, daß ihr Mann ſich anſchickte, ſeine Arbeitskleider mit ſeinen Sonntagsgewändern zu vertauſchen.

„Ja,“ erwiderte er kurz. „Sage Dorothea, ſie möge mir den Fuchs anſpannen.“

„Georg,“ ſagte die Bäuerin entſchloſſen, „kannſt du mir die Verſicherung geben, daß du nichts gegen den Baron im Felde führſt?“

„Sei unbeſorgt," erwiderte er und fuhr mit ſeiner Rechten über ihr Haar. „Ich ſinne auf Gutes, nicht auf Böſes."

Die Bäuerin ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und ſchluchzte laut. „O ſage mir, was dich ſo aufgeregt hat, was du vor haſt!" bat ſie.

Der Bauer drückte ſie an ſich und küßte ſie zärtlich. „Nachher," erwiderte er.

„Sei unbeſorgt," wiederholte er, als er ſchon im Wagen ſaß und die Fahrleine ergriff. Die Bäuerin beugte ſich raſch über den Wagen vor, faßte ſeine Hand und küßte ſie innig. Dann blieb ſie ſtehen und ſah ihm nach. Dort, wo der Weg im Walde verſchwand, wandte er ſich noch einmal nach ihr um.

Der Fuchs trabte munter vorwärts und ließ ſich darin auch nicht irre machen, als er den ſchützenden Schatten des Waldes verlaſſen hatte und zwiſchen die heißen Felder hinaus mußte. Es war ganz windſtill, und die Sonnenſtrahlen brannten ſo heiß wie im Juni. „Es gibt heute abend das erſte Gewitter," dachte der Bauer.

Endlich erreichte er ſein Ziel, das Paſtorat. Wezwagar band das Pferd im Schatten an, ſtäubte ſich mit dem Taſchentuch den Staub von den Kleidern und ging ins Wohnhaus.

Als der Paſtor, der an ſeinem Schreibtiſche ſaß, aufſah und Wezwagar gewahr wurde, fuhr er ein wenig zurück. Er faßte ſich aber gleich wieder, trat auf ihn zu und ſagte: „Es freut mich, daß du gekommen biſt. Ich wollte ſelbſt heute noch zu dir."

„Herr Paſtor," erwiderte der Bauer gerade heraus, „Sie halten mich wohl auch für einen Mörder?"

Der Paſtor machte große Augen. „Wezwagar," verſetzte er, „ich kann es dir nicht ausdrücken, wie ſehr es mich freut, daß du ſo ſprechen kannſt. Rede, Mann, und ſage mir, wie es geſchehen konnte, daß man einen ſo ſchrecklichen Verdacht faßte."

„Herr Paſtor," entgegnete der Bauer, „ich komme in großer Not zu Ihnen. Raten Sie, helfen Sie! Ich bin ein verlorener Mann. Ich bin wie betäubt, ich weiß nicht mehr, was recht iſt und was unrecht, was gut iſt und was böſe."

Der Bauer atmete ſchwer auf und fuhr ſich mit dem Taſchentuch über Stirn und Wangen.

Der Paſtor betrachtete Wezwagar mit ſteigender Verwunderung. „Komm," ſagte er freundlich und ſtrich ſich nach ſeiner Gewohnheit das ſilberweiße Haar aus der hohen Stirn, „ſetze dich hierher auf den Stuhl und erzähle mir, was ſich ereignet hat."

Wezwagar erzählte nun, anfangs verworren, bald aber klar und feſt. Er erzählte von dem Ei, von ſeiner Begegnung mit den Buſchwächtern, von ſeinem Beſuch bei Herrn von Mukowski. Er verſchwieg auch den Vermittlungsverſuch ſeiner Frau nicht und die Aufnahme, die derſelbe im Hof gefunden hatte.

Während er das alles dem ſtill zuhörenden Paſtor, der immer haſtiger rauchte, erzählte, war es, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen wurde. Sein eignes Verfahren erſchien ihm jetzt

thöricht und ſeiner unwürdig. Sein Weib allein hatte, wie immer, ſo auch in dieſem Falle richtig gefühlt und geſprochen. Er hatte den Paſtor fragen wollen, ob denn das Recht nicht auf ſeiner Seite war; aber er beantwortete ſich die Frage jetzt ſelbſt.

„Wezwagar,“ begann der Paſtor, als dieſer ſchwieg, „der Baron handelte gewiß nicht richtig, als er deine Vergeßlichkeit ſo hart ſtrafte; aber ſei überzeugt, er meinte es nicht böſe. Ihm gehen mitunter wunderliche Gedanken durch den Kopf, und er handelt dann wunderlich, aber er iſt nicht ſchlecht. Du mußteſt das Ei bringen und brachteſt es nicht, da mußteſt du es dir gefallen laſſen, daß er dir das Fahren durch den Wald verbot. Es war weder nötig, daß er es that, noch gut; aber er hatte zweifellos das Recht dazu. Er hatte auch das Recht, dir, der du ihn ſchwer beleidigteſt, das Geſinde zu kündigen. Laß dir von Mukowski nichts weiß machen. Ich habe von dieſem ſauberen Herrn ſchon gehört. Man hat ihn wegen ſchlechter Geſchichten aus dem Zolldienſt ausgeſchloſſen, und er iſt jetzt einer jener ſchamloſen Blutſauger geworden, die euch arme Bauern auf das frechſte betrügen und hintergehen. Deine hundert Rubel wird dir die Grabſchaufel bezahlen. Mein Schwiegerſohn hat dir, ohne es zu wollen, einen ſchlechten Rat erteilt. Der Advokat, an den er dich wies, iſt ein wackerer aber hochmütiger Mann und kann eben deshalb den Adel nicht leiden. Er wäre gern ſelbſt ein Junker, und er wäre dann ſchlimmer als die anderen. Es gibt

allerdings ein Geſetz, das den Advokaten verbietet, die Bauern vor Gericht zu vertreten. Ich mißbillige dieſes Geſetz, das uns die Mukowskis groß gezogen hat, aber es iſt in wohlmeinender Abſicht erlaſſen worden; man wollte durch dasſelbe die Bauern davor ſchützen, ihr Hab und Gut in unbeſonnenen Prozeſſen zu vergeuden. Ein anderer Advokat hätte zwar deine Sache auch nicht führen können, aber er hätte dich angehört und dir dann geſagt, daß ſie ausſichtslos iſt."

„Herr Paſtor, ſind ſolche Geſetze nicht nur erlaſſen, um uns Letten niederzuhalten?"

Der Greis blickte Wezwagar erſtaunt an. „Lieber Freund," ſagte er und legte ſeine Hand auf den Arm des Bauern, „ich weiß nicht, wer es iſt, aber es lebt ein ſchlechter Mann unter euch, der euch aufreizt gegen uns alle. Es iſt bei uns gewiß nicht alles ſo, wie es ſein ſollte, und auch ich glaube, daß wir vor allem andere Gerichte brauchen, ganz andere; wenn man aber ſagt, daß die Bauern mitunter nicht zu ihrem Recht kommen, weil ſie Letten ſind, ſo iſt das nicht wahr. Uns nichtadeligen Deutſchen geht es ganz ebenſo, denn der Fehler liegt darin, daß alle Richterpoſten aus den Mitgliedern eines Standes gewählt werden. Da iſt es denn nur zu menſchlich, daß wohl einmal ein Kreisrichter oder ein Hauptmann in einer ſchwachen Stunde um der Verwandtſchaft willen das Recht beugt. Darunter leiden wir alle gleich, und das wird, ſo Gott will,

bald anders werden; die Regel aber ist ein solches Verfahren keineswegs, und mit deutsch und lettisch hat das nichts zu thun. Wenn die Barone jetzt häufig härter sind als bisher, so erklärt sich das daraus, daß allerlei Gesetze zu euren Gunsten im Anzuge sind, die sie mit Unrecht als Eingriffe in ihr Eigentumsrecht betrachten. Dadurch sind sie tief erbittert und lassen sich für eine Weile das gesunde Gefühl verwirren. Das wird aber bald vorübergehen und alles wieder werden wie früher, wo unsere Edelleute auf nichts so stolz waren als auf die Liebe und den Wohlstand ihrer Bauern. Ich höre jetzt aus allerlei Reden heraus, daß man euch vorlügt, daß, ehe die Deutschen ins Land kamen, eure Vorfahren wie im Paradiese lebten und alles Unglück erst mit der Ankunft der Deutschen begann. Das ist nicht wahr. Damals bekriegten sich die kleinen Völker, die in unserem Lande lebten, ununterbrochen, und was sie übrig ließen, zerstörten die Litauer und Esthen. Niemand war seines Lebens, seiner Habe sicher. Als dann die Deutschen ins Land kamen, haben sie auch schlimm genug gehaust; aber sie gingen miteinander nicht besser um. Sie lebten eben in einer rohen Zeit. Wezwagar, ich weiß nicht, wer euch so aufreizt, ich ahne es nicht einmal, aber der Mann versündigt sich schwer an uns allen. Wezwagar, tritt du dem Treiben mannhaft entgegen, dulde nicht, daß das Gift immer weiter um sich greift. Dich achten alle um deiner Gaben, deines Fleißes und deines reinen Lebenswandels willen. Du bist wie

eine Leuchte, ſiehe zu, daß du deinen Gemeindegenoſſen ſtets den rechten Weg zeigſt."

Der Geiſtliche hatte die letzten Worte mit geröteten Wangen und flammenden Augen geſprochen. Der Bauer atmete ſchwer. „Herr Paſtor," ſagte er endlich und beugte ſich auf die Hand des Greiſes nieder, „ich danke Ihnen."

Der Paſtor erbot ſich nun, zwiſchen dem Baron und Wezwagar zu vermitteln; aber der Bauer lehnte das Anerbieten dankend ab.

„Herr Paſtor," ſagte er ruhig, „ich mag ſelbſt nicht mehr in dem Geſinde bleiben."

Der Paſtor drang noch in ihn, aber der Bauer blieb bei ſeinem Entſchluß.

Als der Paſtor den Bauer auf die Veranda hinaus begleitete, ſtießen ſie dort auf den Nörgelnſchen Baron Thorhaken, der den Halfter ſeines Reitpferdes eben durch den Eiſenring zog. „Guten Tag, Herr Paſtor! Was Tauſend, da ſteht ja der angebliche Attentäter! An dem Gerede iſt doch natürlich nichts Wahres? Was? Ihr habt doch nicht auf den Waldburgſchen Herrn geſchoſſen?""

„Nein, Herr, wahrhaftig nicht."

„Nun, das habe ich immer geglaubt. Was iſt denn aber zwiſchen euch vorgefallen?

Der Paſtor erzählte in der Kürze, was ſich ereignet hatte. Der Bauer hörte ſtill zu.

„Wezwagar," rief der Baron, als der Paſtor ſeinen Bericht beendet hatte, „Ihr ſeid ja ein Teufelskerl! Wahrhaftig, ich hätte das Geſicht meines

Vetters ſehen mögen, als ihm der Eidotter um die Naſe ſpritzte. Ich habe gerade ein Geſinde frei, wollt Ihr das haben."

„Ich danke Ihnen, gnädiger Herr," erwiderte der Bauer ernſt, „aber ich will nicht in der Gegend bleiben."

„Nicht? Schade! Ich hätte Euch gern aufgenommen, einmal, weil Ihr der beſte Wirt ſeid, von dem ich weiß, dann aber auch, weil ich meinen Vetter durch nichts ſo ſehr ärgern könnte. Überlegt Euch die Sache noch, Ihr ſollt das Geſinde billig haben."

Der Bauer verneigte ſich dankend, grüßte die Herren und fuhr davon.

Zehntes Kapitel.

Als Wezwagar auf der Rückfahrt den Hof passiert und eben den Wald erreicht hatte, begegnete ihm Pilskaln. Sie hielten neben einander und reichten sich aus den Wagen die Hände.

„Nun, Pilskaln," sagte Wezwagar, „Ihr habt also doch zur Flinte gegriffen?"

„Ja," erwiderte der Angeredete verdrossen, „Wilks ließ sich nicht zurückhalten. Wir prophezeiten ihm gleich, daß er doch nichts ausrichten würde. Unsereiner versteht es nicht mit der Büchse so geschickt umzugehen, daß er seines Zieles sicher ist."

„Nun, ich denke, Wilks hat im Schießen Übung genug."

„Es ist ein ander Ding, einen Rehbock anlocken und niederschießen, und einen Menschen auf eine große Entfernung treffen. Jetzt haben wir die Sache klüger angefaßt; diesmal wird uns der Baron nicht wieder entgehen."

„Was habt ihr vor?"

„Das will ich dir sagen. Du weißt, daß der lange Jehze früher bei den Scharfschützen gedient hat.

Er ſchießt auch jetzt noch vortrefflich. Als wir geſtern mit ihm zum Probeſchießen in der Limpik waren, kamen die Möwen herunter wie Feldhühner. Der lange Jehze hat es nun für 200 Rubel übernommen, uns von dem Baron zu befreien. Namik iſt heute zur Stadt gefahren, um eine von den neuen Piſtolen, aus denen man ſechs Schüſſe abfeuern kann, zu kaufen. Sobald die erſte Gewitternacht kommt und — Pilskaln ſah hier zum Himmel empor — eine ſolche kann nicht mehr lange auf ſich warten laſſen, ſtecken wir, wenn das Gewitter ſo recht losbricht, die neue Schmiede am Rande des Waldes in Brand. Der Baron kommt dann gewiß herbei, um das Löſchen zu leiten, und iſt ein verlorener Mann. Der Hauptmann mag nachher ausmachen, wer in dem Gewühl den Schuß abfeuerte."

„So, ſo!" ſagte Wezwagar. „Der Plan iſt nicht übel! Alſo der lange Jehze! Glaubt ihr wirklich, daß der Trunkenbold eine ſo ſichere Hand hat?"

Der junge Bauer lächelte ſelbſtgefällig. „Namik verſteht ſo etwas," erwiderte er. „Er hält Jehze in ſeiner Kleete eingeſchloſſen und gibt ihm täglich nur ein Glas Branntwein; ohne ein ſolches würde er den Mut verlieren. Iſt es an der Zeit, ſo gibt ihm Namik noch ein Glas, und man kann ſicher auf ihn rechnen. Wir ſorgen jetzt dafür, daß es ſich in der Gemeinde herumſpricht, daß ſich in der erſten Gewitternacht etwas auf dem Hofe ereignen würde. Die Leute werden, ſobald der erſte Donner nach Sonnenuntergang grollt, neugierig von allen Seiten herbei-

ſtrömen, als ob zum Eſſen geklappert würde. Je größer das Gedränge, um ſo beſſer. Du kommſt doch auch, Wezwagar?"

„Gewiß, ich werde nicht ausbleiben."

„Siehſt du," fuhr der junge Bauer fort, „es liegt uns ſehr viel daran, daß du auch dabei biſt. Namik gilt in der Gemeinde für einen Zänker, Wilks wird verdacht, daß er wilddiebt, und aus mir machen ſich die Leute nicht viel; auf dich aber halten alle große Stücke."

„Wirklich? Auch jetzt noch, da man glaubt, daß ich die Scheune in Brand ſteckte und auf den Baron ſchoß?"

„Ja, auch jetzt noch. Die Leute tadeln zum Teil die That, aber ſie geben zu, daß der Baron ſchändlich mit dir umgegangen iſt, und entſchuldigen dich."

„So, ſo! Nun, das iſt ja ſchön! Mit Gott, Pilskaln! Ich komme jedenfalls."

Wezwagar nickte zu Hauſe ſeiner Frau freundlich zu, ſagte aber nichts. Er ließ ſich Speiſe geben und aß zum erſtenmal ſeit langer Zeit wieder mit ſeinem gewöhnlichen ſtarken Appetit. Das erſchien ſeiner Frau wie ein gutes Vorzeichen. Nach dem Eſſen kleidete Wezwagar ſich um und ging wieder an die Arbeit.

Draußen herrſchte eine erſtickende Schwüle. Die Luft flimmerte nicht mehr in den Sonnenſtrahlen, ſondern erſchien, zumal nach dem Horizont zu, trübe und bleifarben. „Herr," ſagte Peter, „nach Sonnenuntergang haben wir ein Gewitter und zwar ein

furchtbares. Seht, wie regungslos die Bäume da=ſtehen und wie tief die Zweige der Birken herab=hängen!"

„Kein Vöglein ſingt," fügte der Knecht hinzu. „Die kleinen Leute fürchten ſich auch vor der Nacht."

Als ſie am Abend ins Geſinde zurückkehrten, wetterleuchtete es ſchon im Süden und im Weſten. Die Bäuerin und die Magd ſaßen auf dem Bänkchen unter dem Fenſter und blickten beſorgt zum Himmel empor. Der älteſte Knabe ſaß neben der Mutter.

„Komm, Weiblein," ſagte der Bauer, „wir wollen auf die Landſtraße gehen; dort hat man einen beſſeren Überblick." Er nahm den Knaben auf ſeinen Arm und ſchritt langſam voran; die Bäuerin folgte ihm, hocherfreut durch die alte liebe Anrede. Sie gingen langſam der Landſtraße zu. Der Bauer plauderte unbefangen mit ſeinem Knaben und verſprach ihm, ihm einen Bogen zu machen. Als ſie aber die Ecke, die der Wald bildete, erreicht hatten und vom Geſinde aus nicht mehr geſehen werden konnten, blieb er plötzlich ſtehen. „Weiblein," ſagte er, „gottlob, ich bin wieder der Alte!"

Die Bäuerin ſtieß einen Jubelruf aus und um=armte ihren Mann unter Freudenthränen. „Gott ſei gedankt!" rief ſie, ergriff ſeine Hand und bedeckte ſie mit heißen Küſſen. Wezwagar ließ den Knaben auf den Boden hinabgleiten, zog ſein Weib an ſeine Bruſt und herzte und küßte es. In der Birke über ihnen ſchlug der Fink, der neben ſeinem im Neſte brütenden Weibchen ſaß, laut und hell.

„Weiblein," ſagte der Bauer nach einer Weile, „die Leute haben einen Anſchlag wider das Leben des Barons gemacht, deſſen Ausführung ich verhindern kann und verhindern werde. Wundere dich alſo nicht, wenn ich heute noch einmal hinauseile."

„Geh!" erwiderte ſie. „Gott ſegne dich und dein Vorhaben. Geh und rette dem Baron noch einmal das Leben. Dann aber wollen wir ſobald als möglich fort von hier."

Ein dumpfer Ton drang von Weſten her an ihr Ohr. Es war kein Rollen, ſondern nur ein kurzer hohler Ton. Von der Landſtraße aus konnte man bereits den oberſten Rand der Wolke über den fernen Baumwipfeln aufſteigen ſehen. Es wurde ſchnell dunkel.

Sie kehrten langſam in das Geſinde zurück. Wezwagar ließ, wie immer bei nächtlichen Gewittern, das Vieh aus dem Stall treiben und das Herdfeuer auslöſchen. Er ging von Gebäude zu Gebäude, um ſich zu überzeugen, daß alle Fenſter, Thüren und Luken geſchloſſen waren, und kehrte dann auf die Bank vor dem Fenſter zurück. Ihm war trotz der ſchwülen Luft und der aufregenden Ereigniſſe, denen er entgegen ging, leicht und fröhlich zu Mut; hatte er doch ſich und ſein Weib wieder. Von Zeit zu Zeit blickte er durch das Fenſter in die Stube, in der ſeine Frau die ängſtlich gewordenen Kleinen zu beſchäftigen und zu beruhigen ſuchte, und nickte ihr lächelnd zu. Dann beobachtete er wieder das heranziehende Gewitter, deſſen Donner jetzt länger und länger grollten. Von Zeit zu Zeit flog ein fahler

Schein über den dunklen Wald; der Donner aber ließ noch lange auf sich warten. Das Gewitter war noch entfernt, es kam aber rasch heran. Jetzt flammte es wieder durch den Wald und jetzt wieder und wieder. Ein großer Vogel flatterte ängstlich hoch über den Wipfeln der Bäume; es war, als ob die Blitze ihn blendeten, jeder Blitzstrahl zeigte ihn auf derselben Stelle.

Mittlerweile hatte es auch von Süden her anfangs selten, dann immer öfter und öfter aufgeleuchtet. Ein immerwährendes Aufflammen erhellte den Wald und ließ die Dunkelheit, in die er dazwischen versank, nur noch schwärzer erscheinen. Unaufhörlich rollte der Donner. Jetzt schien es, als ob ein Feuerstrom zur Erde niederstürzte, und gleichzeitig krachte es wie eine Salve aus tausend Riesenschlünden.

Der Bauer sprang auf und eilte in die Stube. „Lebe wohl, Weiblein," rief er und drückte seine Frau an sich.

„Gott schütze dich und helfe dir," erwiderte sie.

Der Bauer stürmte in die Knechtsstube. „David," rief er dem Knecht zu, „du bleibst daheim; Peter, du kommst mit, es hat im Gut eingeschlagen."

Sie eilten über den Hof, zogen die zitternden Pferde aus dem Stall und sprengten dem Gut zu.

Auf dem Gutshof hatte man das heranziehende Gewitter auch rechtzeitig bemerkt und alle Vorbereitungen getroffen. Auch hier waren die Herden unter persönlicher Aufsicht des Barons auf das Feld getrieben, alle Fenster und Thüren geschlossen, alle

Feuer ausgelöſcht worden. Jetzt war die ganze Familie im Salon verſammelt und ſah dem Heranziehen des Gewitters zu. Die Baronin hatte ihren Arm in den ihres Mannes gelegt, Fräulein Alexandra ſtand neben ihrem Bruder, die Gouvernante und die Bonne beantworteten, ſo gut ſie konnten, die ängſtlichen Fragen der Kinder.

„Wie prachtvoll!“ rief die Baronin von Zeit zu Zeit.

Im Hintergrunde des Zimmers ſtand Martha, die alte, treue Wirtſchafterin. Sie war die Amme der Baronin geweſen und war ſeitdem nicht von ihrer Seite gewichen. Sie war ſehr energiſch und in Bezug auf ihre Herrin und deren Intereſſen, wie man zu ſagen pflegt, päpſtlicher als der Papſt. Kein Wunder, daß ſie von den übrigen Dienſtboten, denen ſie ſcharf auf die Finger ſah, nicht eben ſehr geliebt wurde.

Heute war die Alte auffallend unruhig. Sie ſeufzte von Zeit zu Zeit ſchwer und fuhr ſich mit dem Taſchentuch über die Stirn.

Jetzt fuhr der Blitz hernieder, der Wezwagar aus dem Geſinde trieb.

„Um Gott!“ rief Fräulein Alexandra und trat einen Schritt zurück, „das hat eingeſchlagen!“

„Gleich darauf ſtürzte ein Diener herein: „Gnädiger Herr,“ rief er, „der Blitz fuhr in die neue Schmiede! Wir ſahen es deutlich.“

Der Baron wandte ſich, um zu gehen.

„Gott ſchütze dich,“ ſagte die Frau.

„Du willſt doch nicht bei dieſem Unwetter hinaus?“ rief Fräulein Alexandra.

„Natürlich,“ erwiderte der Baron und ſchritt der Thür zu.

Da vertrat ihm die alte Martha den Weg. „Gehen Sie nicht,“ rief die Alte mit zitternder Stimme, „um Gottes willen, gehen Sie nicht!“

Der Baron lächelte. „Es wird nicht ſo gefährlich ſein,“ meinte er.

„Was haſt du, Martha?“ fragte die Baronin beunruhigt.

„Gnädiger Herr, gehen Sie nicht! Ich ſah deutlich, daß der Blitz an der Waldecke niederfuhr und nicht in die Schmiede.“

„Einerlei,“ verſetzte der Baron und wollte weitergehen, die Alte umfaßte ihn aber mit beiden Armen und drängte ihn zurück. „Gnädige Frau,“ ſchrie ſie, „laſſen Sie den Herrn auf keinen Fall gehen, es wäre ſein Verderben!“

Der Baron wurde aufmerkſam. „Was meinſt du, Martha?“ fragte er und ſah zu der Alten nieder.

„Gnädige Frau,“ ſchrie dieſe wieder ſo laut ſie konnte, um bei dem unaufhörlich rollenden Donner verſtanden zu werden, „die Leute wollen dem Herrn ans Leben!“

Der Baron und die Baronin traten einen Schritt zurück, das Fräulein und die Gouvernante ſchrieen laut auf.

Der Baron ſchwankte nicht einen Augenblick.

„Zurück, Alte," ſagte er feſt, „glaubſt du, daß ich mich vor den Bauern fürchte? Zurück, tritt ſofort zurück!"

„Laß mich mit dir gehen," bat die Baronin.

„Komm," erwiderte er kurz. Er ſtieß aber jetzt auf neuen Widerſtand. Die Schweſter warf ſich ihm, die Gouvernante der Baronin entgegen. Die erſchreckten Kinder wußten nicht was vorging, aber ſie klammerten ſich an die Kleider der Erwachſenen und ſchluchzten laut.

„Um Gottes willen, Leo," rief das Fräulein, „geh nicht hinaus, es wäre dein Tod!"

„Gnädige Frau, bleiben Sie, bitte, bitte, bleiben Sie," flehte die Gouvernante.

„Laß mich, Schweſter," erwiderte der Baron ungeduldig, „glaubſt du, daß das Leben für mich einen Wert hat, wenn ich mich vor meinen eigenen Bauern fürchten ſoll? Biſt du eine Thorhaken?"

„Seien Sie keine Närrin, Fräulein," ſprach die Baronin, „und laſſen Sie mich gehen. Soll ich zu Hauſe bleiben, wenn mein Mann ſich in Gefahr begibt? Haben Sie denn gar keinen Mut im Leibe?"

Das Fräulein ſchien keine Thorhaken zu ſein und die Gouvernante gar keinen Mut im Leibe zu haben. Das ſonſt ſo mannhafte Fräulein flehte jetzt in den weichſten Tönen, die Gouvernante war wie von Sinnen vor Aufregung. Der Baron und ſeine Frau ließen ſich aber nicht halten. Es war, als ob ihnen in der Stunde der Gefahr nicht nur die Seele, ſondern auch der Leib wuchs. Hoch aufgerichtet

eilten ſie aus dem Gemach, warfen ſich im Vorzimmer, in dem die Dienerſchaft ſcheinbar beſtürzt umherſtand, ihre Regenmäntel um und eilten hinaus in das Unwetter. Die alte Martha und die Diener folgten ihnen.

„Fanny," ſagte der Baron nach einer Weile, während ſie mit eiligen Schritten der lichterloh brennenden Schmiede zueilten, „Fanny, bleibe zurück. Es kann auch dein Tod ſein."

„Mit dir ſterben iſt ſüßer als ohne dich leben," gab die Baronin zur Antwort. „Ich bin dein Weib."

Sie eilten weiter. Die Kraft des Gewitters ſchien gebrochen zu ſein, der Donner rollte zwar noch unaufhörlich, aber das Krachen hatte aufgehört. Es fiel kein Tropfen Regen.

„So etwas ſollte in England vorkommen!" rief der Baron.

Die Worte klangen wie ein Schmerzensſchrei, der aus tiefſter Seele kam. Die Baronin ſchwieg.

Um die brennende Schmiede war eine große Menſchenmenge verſammelt, aber nur wenige liefen hin und her und goſſen von Zeit zu Zeit einen Eimer Waſſer, das ſie aus dem Brunnen geſchöpft hatten, in das Feuer. Die meiſten ſtanden regungslos da und blickten nach dem Gutshof hinüber. Als der Baron und ſeine Frau ſichtbar wurden, wandten ſich alle dieſe vom roten Feuerſchein grell beleuchteten Geſichter für einen Augenblick einander zu und richteten ſich dann wieder auf den Feldweg, auf dem,

vom Schein der Feuersbrunſt anfangs nur matt, dann immer heller und heller beſchienen, die beiden herankamen.

Wo der Feldweg auf den Platz vor der Schmiede mündete, ſtanden die Bauern Kopf an Kopf. Hier ſtanden auch Namik, Wilks, Pilskaln und der lange Jehze, hinter dem Wezwagar ſeinen Platz hatte. Der lange Jehze hielt die rechte Hand unter der Jacke.

Als der Baron und ſeine Frau ſich der Gruppe bis auf zehn Schritte genähert hatten, hörte der lange Jehze Wezwagar hinter ſich flüſtern: „Wenn du den Arm rührſt, biſt du verloren. Ich ſpalte dir mit meinem Beil den Kopf. Sieh dich nicht um, bleibe regungslos ſtehen!“

„Biſt du toll,“ gab Jehze, ohne ſich zu rühren, zurück.

„Ich bin nicht toll, aber ich will nicht, daß dem Baron ein Haar verletzt wird. Hüte dich, mein Beil iſt ſcharf.“

Der Baron und ſeine Frau gingen jetzt hart an den beiden vorüber. Die Verſchworenen blickten voll Spannung auf Jehze, aber dieſer bewegte ſich nicht. Als ſich nichts ereignete, flogen alle Mützen von den Köpfen.

„An die Arbeit!“ herrſchte der Baron den Bauern zu. „Was ſteht ihr da? Zum Brunnen.“

Jetzt kam Leben in die Gruppen, ſie löſten ſich auf, alles flutete wirr durcheinander. In der Be-

ſorgnis beſonders verdächtig zu erſcheinen, war jeder jetzt beſonders eifrig.

„Du Schurke," rief Wilks leiſe und trat, vor Zorn bebend, an den noch immer regungslos daſtehenden Jehze heran, „warum ſchoſſeſt du nicht?"

„Weil ich ihm, ſobald er das Piſtol hervorgezogen hätte, mit meinem Beil den Schädel geſpalten haben würde," erwiderte Wezwagar für den Angeredeten.

Wilks prallte zurück. „Du biſt ein Verräter!"

„Und du ein Mordkerl. Und nun gib acht, Jehze. Du kehrſt jetzt um und gehſt, ohne dich umzuſehen, langſam in den Wald. Ich bleibe immer hart hinter dir."

Jehze gehorchte pünktlich. Er machte, die Rechte noch immer unter der Jacke, Kehrt und ſchritt dem Walde zu. Wezwagar folgte ihm.

Sie gingen in den dunklen Wald, der nur von Zeit zu Zeit durch das helle Aufleuchten ferner Blitze erhellt wurde. Von Oſten her drang ein ſtarkes Rauſchen zu ihnen herüber; dort fiel Regen auf die Blätter der Bäume.

Wohl eine halbe Stunde von der Schmiede entfernt lag im Waldesdunkel ein kleiner See. Hier ließ Wezwagar Jehze halten. „Gib das Ding her," ſagte er. Er nahm den Revolver und warf ihn in das ſchwarze Waſſer, das hoch aufſpritzte. „So," ſagte Wezwagar, „und nun geh mit Gott."

Damit wandte er ſich um und ſchlug die Richtung nach ſeinem Geſinde ein. Seine That hatte ſeine

Seele gereinigt wie das Gewitter die Luft, ihm war frisch und fröhlich zu Mut. Am Ausgange des Waldes ragte ein Ast eines wilden Apfelbaumes weit über den Pfad vor, auf dem Wezwagar dahin schritt. Er ergriff das Beil, das er trug, mit beiden Händen, schwang es durch die Luft und ließ es sausend auf den Ast fallen, der zu Boden fiel.

Seine Frau erwartete ihn am Kreuzweg. Er umschlang sie und hob sie hoch empor. „Jetzt bin ich wieder der Alte," sagte er.

„Gott sei Dank dafür," jubelte sie.

Sie gingen langsam dem Gesinde zu und Wezwagar erzählte, was sich ereignet hatte. „Weiblein," sagte er zum Schluß, „jetzt ist wirklich alles aus und zu Ende."

„Georg," erwiderte die Frau leise, „es war gut, daß alles so kam. Gott weiß, was uns frommt, Gutes und Böses trifft uns zu unserem Besten. Sein Wille geschehe allezeit."

„Gewiß, Weiblein. Sein Wille hat uns auch in diesen Wochen geleitet. Er sieht nicht auf die Saat, sondern auf den Säemann. Es handelte sich um mehr als um ein Ei."

Elftes Kapitel.

Die Sonne verſank langſam ins Meer, und ihre letzten Strahlen übergoſſen die Türme der Stadt, die Maſten der Schiffe im Hafen und die bunte Menge der am Strande wandelnden Badegäſte mit rotem Schein. Es war ein köſtlicher Sommerabend. Der laue Landwind führte von den Wieſen, die den hinter der Stadt liegenden großen See umgeben, den Geruch von friſchem Heu herüber, zugleich mit den Tönen ferner Hornmuſik und dem Klange langgezogener Johannislieder, die die heimkehrenden Mäher und Mädchen in den warmen Abend hinausſangen.

Die beiden Paare, die Hand in Hand langſam der nahen Heimat zuwanderten, ſchienen den Abend recht zu genießen. Es waren zwei Bauern und ihre Frauen.

„Ach du mein lieber Gott," begann jetzt der eine und blickte beſorgt zum Himmel empor, „ach du mein lieber Gott, erbarme dich, es wird gewiß in dieſen Tagen regnen. Dann muß alles Heu verderben, und das Gras war doch ſo ſchön gewachſen!"

„Es wird gewiß nicht regnen," verſetzte die Frau raſch. „Ich bin überzeugt, daß vor Mitte Auguſt kein Tropfen Regen fallen wird. Wir werden zweifellos den erſten Regen erſt bekommen, wenn die Winterſaat ſchon eingepflügt ſein wird."

Das andere Paar war weiter zurückgeblieben. „Weiblein," ſagte der Bauer, „Gott vergelte es dem Paſtor, daß er uns das Geld lieh, um das Höfchen kaufen zu können. Das, was früher mein Glück noch beeinträchtigte, war der Gedanke, daß unſer Geſinde nicht unſer Eigentum war. Hier kann uns nun niemand mehr kündigen. Das alles gehört nun uns armen Fiſcherkindern für alle Zeit."

Die Bäuerin ging ſtill neben ihm her und drückte nur ſeine Hand. Es war ihr, als ob ihr ſeliger Vater in ſeiner alten groben Fiſcherjacke neben ihr herſchritt und ihr ſtattliches Heimweſen ſchmunzelnd muſterte.

Als ſie ſich dem Höfchen bis auf einige hundert Schritte genähert hatten, kamen die beiden jüngſten Knaben im ſchnellſten Lauf auf ſie zu. „Mutter," riefen beide wie aus einem Munde, ſobald ſie die Eltern erreicht hatten, „Mutter, ein fremder Herr, der einen großen Braunen reitet, verlangt nach dem Vater!"

Als der Bauer und die Bäuerin den Hof erreicht hatten, ſtutzten ſie, denn vor ihnen ſtand der Waldburgſche Baron Thorhaken.

Der Baron trat raſch auf den Bauern zu. „Wezwagar," ſagte er, während ſeine Stirn und ſeine

Wangen ſich hochrot färbten, „ich komme zu Ihnen, weil ich Ihnen, ohne es zu wollen, unrecht gethan habe.“

„Was meinen Sie, gnädiger Herr?“

„Wezwagar, als wir uns vor ſechs Jahren trennten, glaubte ich, daß Sie meine Habe beſchädigt, daß Sie mir nach dem Leben getrachtet hätten. Erſt heute habe ich erfahren, daß Sie mir damals zum zweitenmal das Leben retteten. Ich konnte bisher nicht anders glauben, als daß Sie der Mann waren, der die Bauern gegen mich aufreizte. Mochte die Unterſuchung auch zu keinem Reſultat führen, mochten die Leute noch ſo beſtimmt verſichern, der Blitz habe die Schmiede in Brand geſteckt, mochte ſelbſt die alte Martha behaupten, mich nur gewarnt zu haben, weil ſie wußte, daß die Bauern mir feindlich geſinnt waren — ich wußte es beſſer. Ich irrte nur in der Perſon meines Feindes. Erſt heute erfuhr ich aus dem Munde des Paſtors die Wahrheit. Der lange Jehze hat dieſem geſtern auf dem Sterbebette bekannt, daß Sie ihn in jener Nacht daran verhinderten, auf mich zu ſchießen, und daß Sie an allem unſchuldig waren. Wezwagar, wie ſollte ich das ahnen? Ich danke Ihnen und ich bitte Sie um Verzeihung. Ich handelte unrecht, als ich Ihre Vergeßlichkeit ſo ſtreng beſtrafte, aber ich that es nicht, um Sie zu verkürzen, ſondern weil ich glaubte, daß Sie das Ei abſichtlich nicht gebracht hätten.“

Der Baron reichte dem Bauern die Rechte, und Wezwagar ergriff ſie mit beiden Händen.

„Gnädiger Herr," ſagte er, „ich habe Ihren Dank nicht verdient. Wenn ich den langen Jehze daran verhinderte, Sie zu ermorden, ſo geſchah das nicht um Ihret-, ſondern um meinetwillen."

„Einerlei," erwiderte der Baron. „Wezwagar, wir haben ſo manches Jahr zuſammen gearbeitet und ſind gute Freunde geweſen. Jetzt haben wir leider nichts mehr miteinander zu thun, wollen wir uns aber wenigſtens ein freundliches Gedenken bewahren. Leben Sie wohl, und wenn die Heuernte Ihnen und Ihrer Frau ein paar freie Stunden übrig läßt, ſo kommen Sie zur Stadt und beſuchen Sie meine Frau, die nicht zu Ihnen heraus kann, weil der Arzt ihr das Reiten und Fahren verboten hat."

Sie ſchüttelten ſich noch einmal die Hände; dann winkte der Baron die Magd, die ſein Pferd hielt, herbei, ſchwang ſich in den Sattel, und ritt langſam durch die herabſinkende Nacht der Stadt zu.

Unſer Graf.

Erſtes Kapitel.

„Du haſt recht," ſagte die Baronin, „du mußt jährlich mindeſtens viertauſend Rubel gewinnen."

Der Graf neigte den Kopf ein wenig auf die rechte Seite und zog die Schultern herauf, als ob er ſagen wollte: „Ich bin durchaus beſcheiden, aber ich glaube auch, daß ich recht habe;" die Gräfin ſah einen Augenblick von ihrer Handarbeit auf und warf ihrem Mann einen dankbaren Blick zu; der Baron blickte nach wie vor auf den Holzſchnitt, den er in der Hand hielt.

„Die Geldfrage," begann der Graf nach einer kurzen Pauſe wieder, „wird ebenfalls keine Schwierigkeiten machen. Ich kann, wie mir der alte Hohenthal ſagte, auf Rotenhof, ſobald ich will, vierzigtauſend Rubel erhalten; ich werde aber mit der Hälfte der Summe auskommen."

Die Baronin blickte nachdenklich auf die Spitze ihres rechten Fußes, den ſie langſam hin und her bewegte. „Das einzige Bedenken, das du noch nicht ganz widerlegt haſt," ſagte ſie, „iſt die Frage, ob der Überſchuß deines Heuertrages wirklich ſo groß

iſt, daß du im ſtande ſein wirſt, ohne Rotenhof zu ſchädigen, einen genügenden Vorrat an Hallermünde abzugeben."

Der Graf erhob ſich, ſuchte einen Augenblick lang unter den Papieren, die den Tiſch bedeckten und überreichte dann eines derſelben der Fragenden.

„Siehſt du," ſagte er, indem er ſich neben den Stuhl der alten Dame ſtellte und mit dem Zeigefinger über die Ziffern fuhr, „hier ſind die einzelnen Jahre und hier iſt der zehnjährige Durchſchnitt. Ich habe jährlich etwa dreihundert Fuder zur Stadt geſchickt. Man hat mir das Heu gut bezahlt — Pardon, hier auf der anderen Seite links, hier — aber ich werde es künftig doch ungleich produktiver verwenden können. Außerdem will ich, wie du weißt, auf der Brennerei dreißig Ochſen mehr einſtellen; da glaube ich wirklich allen Anſprüchen genügen zu können."

Der Graf kehrte zu ſeinem Sitze zurück und nahm wieder Platz. Die Baronin blickte noch einmal auf den Anſchlag, erhob ſich dann und reichte dem Grafen über den Tiſch weg die Hand.

„Ich kann dir nur Glück wünſchen, Georg," ſagte ſie. „Das Unternehmen iſt mit ſo viel Umſicht geplant, und deine Anſchläge ſind ſo ſorgfältig gearbeitet und dabei ſo klar, daß ich keinen Augenblick an dem Erfolge zweifle."

Der Graf küßte der Dame die Hand und errötete vor Vergnügen. Er wußte, wie ſparſam ſeine Schwiegermutter mit ihrem Lobe war; es machte

ihm daher große Freude. Die Gräfin küßte ihrer Mutter ebenfalls die Hand und errötete auch und zwar aus demſelben Grunde wie ihr Gemahl.

„Nun, ſeid ihr endlich mit euren leidigen Berechnungen fertig?“ fragte der Baron und blickte die drei der Reihe nach an.

Der alte Herr hatte wunderbar freundliche Augen, ſo freundliche, daß die Perſonen, mit denen er ſprach, meiſt unwillkürlich lächelten.

„Ja, lieber Papa, jetzt ſind wir ganz fertig,“ rief die Gräfin und griff nach der Hand ihres Vaters, um einen Kuß auf ſie zu drücken; aber der Baron entzog ſie ihr raſch.

„Ei, ſo gib mir einen Kuß, mein liebes Kind,“ rief er in den tiefſten Baßtönen, „aber auf den Mund, Ina, auf den Mund!“

Die Dame erhob ſich, hielt mit den Spitzen ihrer langen ſchmalen Finger den Bart, der in mächtigen weißen Wellen das Antlitz ihres Vaters umrahmte, auseinander, und drückte einen Kuß auf ſeine Lippen.

„So, das war einmal ſchön, mein Kind. Und nun wollen wir uns wieder höheren Intereſſen zuwenden, als den leidigen Brotfragen.“

„Ich denke, die ſind wichtig genug, Leopold!“

„Gewiß, liebe Frau, gewiß, und ich freue mich mit dir, daß unſer lieber Georg ſo viel Verſtändnis für ſie hat — ich freue mich herzlich darüber, Georg, lieber Junge — aber ich meine, ihr wäret nun damit fertig; und der Abend iſt ſo wunderbar ſchön. Wie

ſollte uns da nicht das Herz aufgehen und die Seele weit werden!“

Der alte Herr warf den mächtigen Kopf mit dem vollen weißen Lockenhaar zurück und blickte träumeriſch zum Himmel empor. Hoch oben im Zenit ſchwebte ein einziges blendend weißes Wölkchen, vor dem die Schwalben in ſchnellem Zickzack vorüberflogen. Der Wind hatte mit dem hereinbrechenden Abend aufgehört, und die Waſſer des mächtigen Stromes am Fuße der Gartenterraſſe floſſen ſo ungetrübt, daß nur die ſchnell ſtromabwärts treibenden Flöße anzeigten, daß ſie überhaupt in Bewegung waren.

Die Luft war voll Wohlgeruch und Vogelgeſang, und die lang gezogenen Töne und Rufe, die von Zeit zu Zeit undeutlich vom Strome herüberklangen, vermehrten nur noch die Poeſie des Frühlingsabends.

„Wie wunderbar,“ rief der Baron, „die Gotteswelt iſt ſo über alles Verſtehen herrlich, die allgütige Mutter Natur ſchüttet das Füllhorn ihrer Gaben ſo reich, ſo verſchwenderiſch über uns alle aus, daß unſer aller Herzen voll Dank gegen Gott ſein müßten, der uns das alles genießen läßt; daß wir darüber gar nicht dazu kommen ſollten, der Schwächen unſerer Mitmenſchen anders als mit Mitleid und herzlicher Teilnahme zu gedenken. Und doch iſt dem nicht ſo! Und doch ruhen wir nicht eher, als bis wir ſelbſt in der Sonne Flecken entdeckt haben und unſer kleiner Sinn ſich deſſen getröſten kann, daß auch ſie nicht fleckenlos iſt!“

Die Baronin hörte nicht, was ihr Mann ſagte.

Es ſchien ihr, als ob eines der Flöße, die ſtromabwärts kamen, ſich dem Ufer zu ſehr genähert habe, und ihre Augen waren geſpannt darauf gerichtet, um zu ſehen, ob es auflaufen würde oder nicht; der Graf lauſchte dem Vortrage einer Droſſel, die von der Spitze eines Baumes ihr Lied ertönen ließ; nur die Gräfin richtete ihre blauen Augen auf den Vater und fragte:

„Wie kommſt du gerade jetzt darauf, Papa?"

„Ich fand in deiner Mappe die herrliche Dürerſche Madonna mit der Birne. Der Stich erinnerte mich daran, daß ich vor einigen Tagen wieder einmal die alberne Fabel habe leſen müſſen, daß unſeres Meiſters Weib ein Hausdrache geweſen ſei. Und doch liegt keinerlei Grund zu dieſer für unſer Gemüt ſo verletzenden Annahme vor. Im Gegenteil, wir dürfen durchaus glauben, daß ſie ihres trefflichen Mannes würdig war."

Die Baronin machte eine Bewegung, als ob ſie ſich erheben wollte, blieb aber ſitzen, denn das Floß kam glücklich davon; der Graf, deſſen Droſſel fortgeflogen war, zog ſein Taſchentuch und machte einen Knoten hinein, um ſich daran zu erinnern, daß er morgen beim Müller nachfragen laſſen wollte, wann derſelbe das Weizenmehl liefern würde; die Gräfin fragte: „Warum verleumdet man denn die arme Frau?"

„Ja, liebes Kind, warum verleumdet man ſie? Weil ihr Mann ſo wunderbar groß und leuchtend war. Der ſonſt ſo würdige Pirkheimer hat einmal

in einer ſchwachen Stunde — da er ſchon alt war und krank und reizbar — einen Brief an den kaiſerlichen Baumeiſter Johann Tſcherte in Wien geſchrieben, in dem er von der Dürerin wenig achtungsvoll ſpricht. Man ſagt ſo etwas nicht gern, aber man muß der Wahrheit die Ehre geben: es handelte ſich um ein paar elende Hirſchgeweihe. Pirkheimer hatte ſie nach dem Tode des Freundes haben wollen, die Dürerin hatte ſie aber ſchon verkauft; darüber geriet der alte Herr in maßloſen Zorn und ſchrieb in dieſer Stimmung den Brief, der meiner Frau Agnes ihren guten Ruf gekoſtet hat. Ihr müßt deshalb nicht ſchlecht von ihm denken, er war wie geſagt alt und reizbar und krank. Ich trete auch nur höchſt ungern gegen ihn auf, aber ich werde mich doch an Lützows Zeitſchrift für bildende Kunſt in Leipzig wenden und den Sachverhalt aufklären müſſen. Ich bin das unſerer Frau Agnes ſchuldig, und das Blatt kommt ja überdies doch nur in ſachverſtändige Kreiſe."

„Thue es, Papa!"

„Gewiß, mein Kind. Wir wollen uns aber für uns ſelbſt die Moral daraus entnehmen, daß wir von unſeren Lieben nie etwas Schlechtes glauben wollen. Wir wollen, wenn uns ſolches hinterbracht wird, ſtets annehmen, daß ein Mißverſtändnis zu Grunde liegt und danach trachten, es aufzuklären. Nicht wahr, mein Töchterchen?"

„Gewiß, Papa, gewiß."

„Wann trifft denn Fräulein Heinersdorf ein?“ fragte die Baronin.

„Morgen, Mama.“

„Nun, Gott gebe, das euch nicht mit ihr eine reiche Quelle von Mißverständniſſen ins Haus kommt.“

„Warum glaubſt du das befürchten zu müſſen, liebe Ida?“

„Ich denke, dieſe Befürchtung läge nahe genug.“

„Du ſpielſt darauf an, daß die junge Dame adlig iſt.“

„Ja, das thue ich allerdings.“

„Mir iſt, offen geſtanden, auch nicht recht wohl dabei, Mama, aber es blieb uns kaum eine andere Wahl übrig. Die älteren Dameu, mit denen wir anknüpften, wollten nicht auf ihre Ferien verzichten, und unter den jungen Mädchen war dieſes das am beſten empfohlene.“

„Ich glaube, daß ihr die Stellung der jungen Dame doch nicht ganz richtig auffaßt,“ bemerkte der Graf. „Die Heinersdorf ſind ja freilich eine alte Adelsfamilie, aber ſie ſind ſo heruntergekommen, daß eine Tochter derſelben wirklich keinerlei Prätenſionen erheben kann. Der Vater des jungen Mädchens pflegt zu Johannis von einer Hotelnummer zur anderen zu gehen, ſich als ‚Bruder‘ vorzuſtellen und ſelbſt kleine Gaben mit Anſtand zwar, aber doch auch mit Vergnügen einzuſtecken. Ein ſolcher Edelmann hört doch auf einer zu ſein, auch wenn das Alter ſeiner Familie in noch ſo graue Vorzeit zurück-

reicht. Die junge Dame wird uns übrigens als durchaus anſpruchslos und beſcheiden geſchildert."

„Ich kann deine Anſchauung nicht teilen, lieber Georg," erwiderte die Baronin lebhaft. „Eine Familie kann ohne alle eigne Schuld herunterkommen, und darin, daß ein armer alter Mann ſich von ſeinen Standesgenoſſen in diskreter Weiſe unterſtützen läßt, kann ich ebenfalls nichts Entehrendes ſehen. Fräulein Heinersdorf iſt als ſolche, und abgeſehen von der Stellung, in die ſie ſich begibt, meines Erachtens zu allen Anſprüchen berechtigt, die von einer adeligen jungen Dame überhaupt erhoben werden können."

„Aber, beſte Mama, wenn ich morgen Kanzliſt in einer Behörde werde, ſo kann ich doch nicht beanſpruchen, daß man mich wie einen Grafen behandelt. Ich bin dann eben ein Kanzliſt wie jeder andere."

„Theoretiſch haſt du recht, Georg," ſagte die Baronin, „aber glaube mir, in der Praxis bleibt da immer ein Reſt, der nicht aufgeht."

„Das iſt es eben, Mama," ſeufzte die Gräfin. „Wie denkſt du über unſeren Fall, Papa?"

Der Baron hatte dem Geſpräch bisher lächelnd zugehört. Jetzt lachte er im tiefſten Baß vor ſich hin. „Liebe Kinder," erwiderte er, „mir erſcheinen eure Bedenken wirklich recht müßig. So weit ich euch kenne, und ich glaube euch doch ganz zu kennen, würdet ihr auch eine bürgerliche Gouvernante mit aller der Rückſicht behandeln, die einem jungen Mädchen,

das ſo unglücklich iſt, in ein fremdes Haus gehen zu müſſen und das ganz auf euch angewieſen iſt, gebührt. Da erſcheint es mir denn recht gleichgültig, ob die junge Dame eine Standesgenoſſin von uns iſt oder nicht. Da das Fräulein Gouvernante wird, ſo wird ſie ſich, wenn anders ſie Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, ja ſelbſt ſagen, daß ſie auch die Pflichten einer ſolchen zu erfüllen hat."

„Ich bin nicht überzeugt. Denkt euch nur, daß einer unſerer jungen Herren das junge Mädchen auszeichnete."

„Das könnte ſich doch auch ereignen, wenn die junge Dame bürgerlich wäre. Wie du weißt, hat mein eigner Bruder ſeine Frau als Gouvernante kennen gelernt."

„Ich kann auch nicht gerade behaupten, daß ich — daß ſolch ein Verhältnis immer einen ſo erfreulichen Ausgang nimmt, wie in dem angezogenen Falle. Ich glaube übrigens," fuhr die Baronin fort, indem ſie nach der Uhr ſah, „daß wir gut thäten, anſpannen zu laſſen."

Der Graf und die Gräfin ſuchten die Eltern zu längerem Verweilen zu veranlaſſen, dieſe aber blieben feſt. „Ich muß heute noch an Paul ſchreiben," bemerkte die Baronin.

„Wann kommt Paul?" fragte der Graf.

„In ſpäteſtens vierzehn Tagen. Er iſt jetzt wieder in Wien."

„Dieſe Reiſe iſt auch mir eine rechte Erholung. Paul ſchreibt ſo köſtlich friſch, und ſeine Schilderungen

ſind ſo entzückend, daß ich alter Mann, wenn ich irgend noch Berge beſteigen könnte, ſelbſt zu ihm eilen würde. So muß ich mich freilich darauf beſchränken, ihn im Geiſte zu begleiten. Nun, in vierzehn Tagen kann ich ja meinen Jungen wieder ans Herz drücken und mir mündlich all das Herrliche ſchildern laſſen, das er geſehen hat."

Der Graf ging ins Haus, um einen Diener in den Stall zu ſchicken, und auch der Baron erhob ſich und ging zwiſchen den Blumenbeeten auf und nieder.

„Es wird alles darauf ankommen, daß du der jungen Dame gleich von vornherein die rechte Stellung anweiſt," ſagte unterdeſſen die Baronin zu ihrer Tochter. „Laß dich vor allen Dingen nicht zu viel mit ihr ein, ehe du ſie kennen gelernt haſt und weißt, wie weit du mit ihr gehen kannſt. Sei jedenfalls anfangs kühl bis ans Herz hinan."

Der Graf kehrte zurück. „Ich habe die Abſicht, die Eltern zu Pferde bis zur Fähre zu begleiten," ſagte er, „reiteſt du mit, Ina?"

„Heute nicht, Georg. Die Kinder müſſen gleich zurückkehren, und ich muß für morgen noch einige Anordnungen treffen."

Als der Wagen vorfuhr, forderte die Baronin den Grafen auf, mit ihnen im Wagen Platz zu nehmen und ſein Reitpferd durch den Reitknecht nachbringen zu laſſen. Sie ſaßen ſchon im Wagen, als die Gräfin ausrief: „Du könnteſt die Gelegenheit benutzen und Ahlbach ſein Taſchenbuch mitbringen.

Wer weiß, ob er es nicht vermißt, und du kommst so wieder einmal nach Sergen."

„Du hast recht — Pardon, meine Lieben, daß ich warten lasse." Der Graf sprang aus dem Wagen, eilte ins Haus und kehrte gleich darauf mit dem Taschenbuch zurück, das sein Nachbar am Vormittag auf seinem Schreibtisch hatte liegen lassen.

„Adieu, adieu!"

Die Pferde zogen an.

Unterwegs kam das Gespräch unwillkürlich wieder auf das neue Unternehmen des Grafen. Dieser war im Begriff, eine große Domäne, die zwischen seinen Gütern lag, für eine lange Reihe von Jahren zu pachten. Die Baronin that immer neue Fragen, und der Graf beantwortete sie mit großem Eifer.

An der Fähre verabschiedete sich der Graf und blieb auf der linken Seite des Stromes zurück, während seine Schwiegereltern sich übersetzen ließen. Die Baronin blieb im Wagen, der Baron stieg aus und zündete sich eine Cigarette an. „Welch ein köstlicher Abend!" rief er, indem er stromaufwärts nach dem grünen Dach auf dem Schlosse seiner Väter hinüberblickte.

Es war in der That ein Abend, wie der alte Herr ihn liebte. Die Luft war hier auf dem Strom noch besonders mild und weich, und die Oberfläche des Wassers wurde nur bewegt, wenn ein kleiner Fisch sich über dasselbe emporschnellte. Dann entstanden kleine Ringe, die immer weiter und weiter wurden, bis die Strömung sie sanft aber schnell mit

ſich fortriß. Hin und wieder ſcharrte einer der Hengſte ungeduldig auf dem Bretterboden der Fähre oder ließ ein leiſes Wiehern hören, worauf der dicke langbärtige Kutſcher ein beruhigendes „Foi, foi!“ ausſtieß. „Sieh!“ rief der Baron, als die Fähre ſich dem rechten Ufer genähert hatte, und wies auf eine Lerche hin, die ſich laut ſingend langſam erhob. „Wie ſchade, daß Ina nicht hier iſt! Wer da mit hinauf könnte!“

Die Baronin warf einen flüchtigen Blick auf die Lerche und begann dann: „Das muß ich ſagen, in Bezug auf Georg habe ich mich geirrt!“

„Ja, meine Liebe,“ erwiderte der Baron und blickte ſeine Frau mit ſeinem gutmütigſten Lächeln an, „in Bezug auf Georg haſt du dich erfreulicherweiſe gründlich geirrt.“

„Ich hätte es nie geglaubt,“ fuhr die Baronin fort, als ſpräche ſie zu ſich ſelbſt, „daß ſich je aus dem oberflächlichen, leichtſinnigen jungen Menſchen ein ſo tüchtiger, ſo umſichtiger Mann entwickeln würde. Ich irre mich ſelten in einem Menſchen, ſehr ſelten; aber in dieſem Falle habe ich mich geirrt.“

„Georg war immer ein lieber prächtiger Junge, liebe Frau.“

„Ja, was ihr ſo einen ‚lieben prächtigen Jungen‘ nennt. Du kannſt doch nicht leugnen, lieber Leopold, daß auch du ihm nur ungern unſere Tochter gabſt?“

„Das kann ich allerdings nicht leugnen, aber ich wüßte auch wahrlich niemand zu nennen, dem ich unſer herrliches Mädchen gern gegeben haben würde.“

Der Baron warf ſeine Cigarette mit einer heftigen Bewegung ins Waſſer und ſtieg in den Wagen. Der Gedanke, daß er ſeine Tochter hatte weggeben müſſen, ſchien ihm noch jetzt, nach zehn Jahren wehe zu thun.

„Hätte ich gewußt, daß Georg einmal ſo werden würde, wie er geworden iſt," fuhr die Baronin fort, „ſo hätte ich auch nicht einen Augenblick geſchwankt. Er wird als ſteinreicher Mann enden. Du hätteſt dir ſeine Anſchläge anſehen ſollen, Leopold. Sie ſind mit erſtaunlicher Sorgfalt und aller erdenklichen Umſicht gearbeitet. Ich wünſchte, wir hätten viele ſolche Landwirte wie ihn. Rotenhof iſt eins der beſtbewirtſchafteten Güter, die ich kenne."

„Ich meinesteils halte mich mehr daran, daß unſere Ina eine der glücklichſten Frauen iſt, die ich kenne."

Die Fähre erreichte das Ufer, die Pferde galoppierten die ſteile Böſchung hinauf und eilten dann in raſchem Trabe dem nahen Campbellshof — ſo hieß das Gut der Campbells — zu.

Zweites Kapitel.

Der Graf war unterdessen am linken Flußufer zurückgeblieben und wartete auf den Reitknecht, der ihm sein Pferd bringen sollte. Als die Fähre sich in Bewegung gesetzt hatte, kam die Frau des Fährmanns aus ihrer Hütte und küßte dem Grafen die Hand.

„Nun, wie geht es der Kuh?" fragte dieser.

„Gott sei Dank, gnädiger Herr, sie ist wieder gesund. Sobald ich ihr die Tropfen, die der gnädige Herr mir mitgab, unter die Tränke goß, wurde sie sichtlich gesunder. Tausend Dank dafür!"

Sie wollte dem Grafen wieder die Hand küssen, aber dieser entzog sie ihr und klopfte ihr ein paarmal freundschaftlich auf die Schulter. Er sah ihr dabei in die Augen und er fand, daß sie hübsche blaue Augen hatte und überhaupt eine hübsche junge Frau war.

„Wie geht es denn sonst?" fragte er, indem er sich nach einem flachen Stein bückte und ihn über die Wasserfläche schnellen ließ. Der Stein sprang weit und hüpfte fünf, sechsmal.

„Gut, gnädiger Herr! Wir kommen vorwärts."

Digitized by Google

„Und mit Eurem Manne seid Ihr auch zufrieden?"

„Ganz und gar, gnädiger Herr!"

Der Reitknecht war unterdessen herangekommen und führte dem Grafen das Pferd zu. „Na, bei Euch ist alles in Ordnung," sagte dieser lachend, klopfte der errötenden Frau auf die Wange, schwang sich aufs Roß und sprengte davon.

Die junge Frau schützte ihre Augen mit der Hand gegen die Strahlen der untergehenden Sonne und blickte ihm lange nach. „Es ist doch ein Vergnügen, ihn nur zu sehen," dachte sie.

Der Graf ritt in kurzem Galopp die Straße entlang. Er war meist heiter und guter Dinge, aber heute abend war er ganz besonders fröhlich. Das Lob, das seine Schwiegermutter seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit erteilt hatte, die Überzeugung, daß das neue Unternehmen ein lohnendes sei, der köstliche Abend, zu guterletzt noch das Gespräch mit dem hübschen jungen Weibe — das alles hatte ihn in die beste Laune versetzt. Dazu galoppierte der neue Grauschimmel, den er ritt, so prächtig, daß schon darüber allein dem ehemaligen Husaren das Herz im Leibe lachen mußte. Dort, wo ein Feldweg von links her in die Landstraße mündete, entließ der Graf den Reitknecht. „Sage der gnädigen Frau, daß ich wohl erst nach ein paar Stunden nach Hause kommen würde," sagte er.

Der Graf bog auf den Feldweg ein, ließ sein Pferd im Schritt gehen und blickte nach links und rechts über die Felder hin. Das Korn stand aus-

gezeichnet, alles verſprach eine reiche Ernte. Der Graf dachte wieder an Hallermünde, ließ im Geiſt alle die Verbeſſerungen, die er dort vornehmen wollte, zum tauſendſtenmal Revue paſſieren und fand, daß alles in Ordnung war. „Wenn das ſo fortgeht, werde ich einmal ein ſteinreicher Mann ſein," dachte er. „Seltſam! Wenn mir vor zehn Jahren ein Kamerad geſagt hätte, daß ich — ich, Georg Polderkamp — einmal an dieſem Gedanken Freude finden würde! Damals war mir das Geld nur der häßliche Mammon, der zu nichts gut war, als ſo ſchnell wie möglich mit luſtigen Kameraden und ſchönen Weibern in perlenden Wein umgeſetzt zu werden; jetzt iſt es mir ein teures Gut! Bin ich nun jetzt beſſer als früher oder ſchlechter? Pah, thörichte Frage! Jedes Alter hat ſeine Luſt. Das Erwerben macht mir jetzt noch mehr Freude, als früher das Verthun."

Der Feldweg, der erſt durch Felder und dann durch Wieſen geführt hatte, bog jetzt in ein Birkenwäldchen ein. Der Graf hatte dieſes eben erreicht, als ſein Pferd plötzlich ſcheute. Kaum zwei Schritte vor ihm ſaß ein Kind auf dem Wege und weinte bitterlich.

„He! Du da! Wirſt du wohl aus dem Wege gehen!"

Das Kind ſah ſich erſchreckt um, erhob ſich und trat ängſtlich zur Seite. Es war ein kleiner Judenknabe. Der Kleine hatte ein zerriſſenes Hemd an und ein paar zerſchliſſene Höschen, die nur von einer Schnur, die über die linke Schulter lief, gehalten wurden.

Der Graf hielt. „Nun, kleiner Bocher, was thuſt du denn hier?“ fragte er.

„Ich woan!“

„Wo iſt denn die Mammle?“

„I waiß nit!“

„Biſt du denn ganz allein hier?“

Der Kleine ſchwieg. Der Graf blickte nach links und rechts in den Wald, aber niemand ließ ſich ſehen.

„Iſt der Tätte hier?“

„Na.“

„Wie kommſt du denn aber hierher?“

Keine Antwort.

„Das iſt aber doch zu toll!“ murmelte der Graf. Er legte die Rechte an den Mund und rief, ſo laut er konnte: „He—e! He—e!“

Ein paar Vögel erhoben ſich aus ihrer Nachtruhe und flogen eilig davon, ſonſt blieb alles ſtill.

Der Graf ſprang vom Pferde und beugte ſich über das Kind, das ihn mit großen Augen aber unerſchrocken anſah.

„Wie heißt du?“

„Itzig.“

„Und dein Tätte?“

„Auch Itzig.“

„Wie heißt er noch?“

„Auch Itzig.“

„Biſt du mit deinem Tätte hierhergekommen?“

„Na.“

„Mit wem biſt du hierhergekommen?“

„Ich bin hiergekummen.“

Der Graf überlegte. Das Kind, das ſich offenbar verirrt hatte, konnte nur aus einem einige Werſt entfernten Kruge, in dem ſich ein jüdiſcher Schneider eingemietet hatte, ſtammen. „Es bleibt mir nichts übrig, als den Bengel hinzubringen," dachte er. „Solch ein Takelzeug! Können nicht einmal auf ſeine Kinder aufpaſſen! Wartet, ihr ſollt mir!"

„Komm her!"

Der Kleine kam ganz zutraulich heran. Der Graf hob ihn auf, ſchwang ſich aufs Pferd, hielt den Kleinen vor ſich und ſchlug den Weg nach dem Kruge ein.

„Oi! Das iſt fein!" rief der Junge.

Der Graf lachte. „So? Findeſt du? Hör einmal, du könnteſt dich aber auch einmal waſchen. Was?"

„Der Waſſer iſt kalt!"

Sie unterhielten ſich nun ganz vertraulich, bis langgedehnte Rufe, die ihnen entgegenſchallten, dem Grafen ſagten, daß das Kind vermißt worden war und geſucht wurde. Der Graf antwortete und ſtieß nach einiger Zeit auf den Vater des Kindes, einen langen hageren Juden, dem die Gebetslocken wild ums Geſicht hingen. „Gott gerechter!" ſchrie dieſer, „unſer Herr Graf haben den Itzig!"

Der Graf ſchwang ſich vom Roß, ließ den Knaben zu Boden ſinken, hielt mit der Linken das zurückſcheuende Pferd und ſchüttelte mit der Rechten Itzig den älteren, daß dieſer hin und her flog wie ein Päckchen nach Knoblauch riechender Kleider.

„Du Hundesohn," rief er, „du nachläſſige Beſtie! Weißt du auch, du verdammter Kerl, daß der Kleine hätte überfahren werden können! Wirſt du wohl beſſer aufpaſſen! Haſt du nicht verdient, daß ich dich durchhaue, bis du kein Glied mehr rühren kannſt?"

Damit ließ er den Juden zu Boden fallen, ſchwang ſich aufs Pferd und galoppierte davon, ehe der Jude ſich aufrichten konnte. Der Jude aber hob ſein Büblein auf und überhäufte es mit einer Fülle von Liebkoſungen. Darüber fanden ſich denn auch die anderen Familienglieder und einige zur Hilfe aufgebotene Bauern ein. „Gott ſegne den Grafen," rief der Vater, „Gott ſoll ihn ſegnen tauſendmal und ſoll ihm geben Kinder die Fülle und Korn und Heu und Branntwein vollauf und Geſundheit!"

„War das unſer Graf?" fragte das Kind.

„J ja wohl iſt es unſer Graf geweſen. Unſer guter lieber Graf, den Gott ſoll erhalten, und den wir alle haben lieb!"

„Ich lieb' ihn och! Ich lieb' ihn ſehr!" meinte der Knabe.

Unterdeſſen ritt der Graf raſch zu, denn er hatte einen tüchtigen Umweg machen müſſen. Als er in Sergen eintraf, fand er dort eine große Geſellſchaft vor. Herr von Ahlbach war Junggeſell und eine geſellige Natur. Da ging es denn in Sergen zu wie in einem Taubenſchlag. Auch heute mochten wohl ein Dutzend Herren anweſend ſein. Da waren einige junge Gutsbeſitzer von jenſeits des Stromes;

da waren der Kreisrichter und der Friedensrichter; da waren einige Herren von der Branntweinaccise. Man war eben dabei, ein bescheidenes Abendbrot einzunehmen, als der Graf mit einem: „Guten Abend allerseits, meine Herren!“ eintrat. Alsogleich entstand großer Jubel. „Guten Abend, Herr Graf! Guten Abend, Polderkamp! Gu'n Mojen, Georg, alter Junge!“ Man rückte zusammen, zwei der jüngeren Herren rannten dicht vor dem Grafen mit Stühlen, die sie gleichzeitig herbeigeholt hatten, hart zusammen, der Diener brachte noch ein Couvert. Dann nahmen alle wieder Platz.

Der Graf hatte für jeden ein freundliches Wort: „Wie geht es Ihrer Frau Tante, Herr von Bärwald? Besser? Gott sei Dank!“ — „Schotthof, Ihre Wiese steht aber wirklich brutal. Wo werden Sie mit all dem Heu hin?“ — „Stockkirch, quält Ihr Euch noch immer mit der Brandstiftung. Verdammtes Volk diese Juden!“ — „Alexander, wie bist du mit deiner neuen Flinte zufrieden? Der linke Lauf läßt zu wünschen übrig. Nicht?“ ꝛc.

Nach dem Abendessen wurde ein Jeuchen gemacht. Da man wußte, daß der Graf nicht spielte, so verschonte man ihn mit Aufforderungen, sich zu beteiligen. Er sah eine Weile dem Spiel zu und neckte bald diesen, bald jenen. Unter den Herren befand sich auch ein Baron Grünhof, ein junger Mann, der eine furchtbare Narbe im Gesicht trug, die seine linke Wange in zwei Hälften teilte. Er war offenbar der einzige in der Gesellschaft, der mit

Leidenſchaft ſpielte, und er verlor beſtändig. „Armer Schelm," dachte Polderkamp, „was wohl daraus werden wird!"

„Auf ein Wort, Herr Graf."

Der Graf trat zurück. „Was gibt es, Herr von Bärwald?"

„Ich möchte mir Ihren Rat erbitten. Bernſtein bietet mir für den Lapswald zwanzigtauſend Rubel. Er will ihn in drei Jahren abführen. Was raten Sie?"

„Lehnen Sie unbedingt ab. In Rußland wirtſchaften ſie ſo unſinnig, daß ſie in ein paar Jahren mit ihren Wäldern fertig ſein müſſen. Dann kommen wir an die Reihe und können die Preiſe machen. Lehnen Sie den Vorſchlag ab; in fünf, höchſtens in zehn Jahren werden Sie für Ihren Wald das Doppelte bekommen."

„Tauſend Dank! Sie haben gewiß recht. Es lag mir daran, das Urteil eines Sachverſtändigen zu hören."

„Sie ſind ſehr freundlich, mich für einen ſolchen zu halten."

„O, das thun wir alle."

Die Herren traten wieder zurück an den Spieltiſch. Der Herr von Grünhof verlor noch immer. Sein Geſicht war ſehr bleich, ſeine Narbe ſehr rot geworden; aber er bewahrte äußerlich ſeine Haltung. Trotzdem ſchienen ſeine hohen Einſätze allerſeits peinlich zu berühren. „Armer Junge," dachte der Graf, „die Leidenſchaft, die dich fortreißt, kenne ich nur zu

gut.“ Er mochte der Scene nicht länger zuſehen, ging ins Nebenzimmer, wo die Gewehre hingen, nahm eine Flinte von der Wand und begab ſich ins Freie.

„Wohin?“ fragte der Hausherr vom Tiſch her.

„Fledermäuſe ſchießen,“ war die Antwort.

Es war ein Hochgenuß, aus dem heißen vollgerauchten Zimmer in die friſche Luft zu kommen, und der Graf atmete tief auf. Rings um ihn herrſchte die kurze Dämmerung, die in dieſer Jahreszeit vor Mitternacht die helle nordiſche Sommernacht einzuleiten pflegt. In der Nähe war alles ſtill; aber in den Wieſen ſchrie der Wachtelkönig und ſchlug die Wachtel, und aus weiter Ferne klangen eintöniges Hundegebell und weitgezogene Volkslieder herüber. Über dem Hof und dem daranſtoßenden Teiche flatterten zahlreiche Fledermäuſe in jähen Zickzackwendungen. Vom Obſtgarten her flog eine Nachtſchwalbe meckernd nach links über den Hof weg und verſchwand im Dunkel. Der Graf ſetzte das Gewehr an, aber er kam nicht zum Schuß. Da — da — da war ſie wieder — und wieder vorüber. „Warte, dich bekomme ich,“ dachte der Graf, behielt die Flinte an der Backe und gab ſcharf acht.

„Pardon, Herr Graf, ſtöre ich?“ fragte halblaut eine tiefe, leiſe zitternde Stimme. Der Graf kannte die Stimme. Es war die Stimme des jungen Mannes mit der Narbe, der ſo leidenſchaftlich ſpielte.

„Einen Augenblick, Herr von Grünhof,“ erwiderte

er halblaut und fuhr mit dem Gewehr an der Wange raſch nach links herum.

Der Schuß krachte, und der Vogel fiel herab wie ein Stein.

„Kommen Sie, Herr von Grünhof, wir wollen den Vogel aufſuchen.“

Der Graf ging raſch voran, und der Baron folgte ihm.

Sie entfernten ſich dabei vom Wohnhauſe. „Hier muß er liegen,“ ſagte der Graf, indem er ſich bückte und umherſpähte. „Da — da iſt er!“ Er hob das Tier auf. „Was für ein ſeltſamer Vogel,“ ſagte er, und dann zum Baron gewendet: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Grünhof?“

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie mir wohl tauſend Rubel leihen könnten?“

Die Frage kam ſehr gepreßt heraus.

Der Graf hielt den toten Vogel an einem Bein und ſchlug ihn mechaniſch gegen den Flintenlauf.

„Haben Sie ſo viel verloren?“

„Ja.“

„Aber, beſter Herr von Grünhof, das iſt die Hälfte Ihres Gehaltes, und Sie haben doch kein Vermögen.“

Der Baron antwortete nicht.

Der Graf warf den Vogel weg, ſetzte den Hahn des zweiten Laufes in Ruhe und zuckte die Achſeln. „Ich bedaure, Ihnen nicht helfen zu können,“ ſagte er. „Tauſend Rubel ſind eine große Summe; ich kann ſie Ihnen nicht geben.“

„Pardon, daß ich läſtig wurde.“

Der Baron wandte ſich raſch um und ſchlug den Weg nach dem Wohnhauſe ein.

Der Graf blickte ihm ein paar Augenblicke unruhig nach.

„Du biſt nicht mehr der alte Leichtfuß,“ rief eine Stimme in ihm. „Tauſend Rubel ſind ein kleines Kapital, das man nicht auf die Straße werfen darf. — Willſt du den Armen wirklich ſo von dir gehen laſſen?“ rief eine andere Stimme, „du, der du dich früher ſelbſt ſo oft in einer ähnlichen Lage befunden haſt?“

Der Graf ſchwankte einen Augenblick; dann eilte er dem Baron nach. „Herr von Grünhof,“ ſagte er, „ich kann Ihnen das gewünſchte Geld doch geben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Graf, ich reflektiere nicht mehr darauf.“

„Aber, beſter Grünhof, Sie werden doch nicht mir gegenüber den Empfindlichen ſpielen? Ich ſage Ihnen ganz aufrichtig, es war der verdammte Mammon, der für einen Augenblick Herr über mich wurde; aber ich bin, wie Sie ſehen, mit ihm fertig geworden. Sie werden mich doch nicht der Möglichkeit eines Rückfalles ausſetzen? Nicht wahr, das thun Sie mir nicht an?“

Der Baron ſchlug kräftig in die dargebotene Hand des Grafen. „Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ ſagte er, „und ich verſpreche Ihnen, daß ich künftig nie —“

„Aber laſſen Sie das doch, lieber Grünhof.

Solche Gelübde thut man ſich ſelbſt, aber nicht anderen. Sagen Sie — haben Sie den Bergdorfſchen Artikel über die Acciſe in Kurland geleſen? Sehr intereſſant! Nicht?“

Die Herren im Hauſe hatten unterdeſſen mit dem Spiel aufgehört und kamen nun auch ins Freie. Man ſtand paarweiſe oder in Gruppen zuſammen, ſchwatzte und lachte.

„Apropos, Ahlbach, da haſt du dein Taſchenbuch. Du hatteſt es bei mir liegen laſſen.“

„Richtig, beſten Dank. Sag doch, dein Schwager Paul kommt ja in der nächſten Woche?“

„Woher weißt du das?“

„Mein Vetter Auguſt ſchrieb mir davon. „Hör einmal, das iſt ja heuer zum Regimentsfeſt hölliſch hoch hergegangen. Donnerwetter.“

„Na, wir haben uns unſerer Zeit auch nicht lumpen laſſen. Schreibt dein Vetter Näheres?“

„Warte, ich bring' dir den Brief oder beſſer — komm lieber mit ins Zimmer. Du könnteſt ihn ja hier ohnehin nicht leſen. Er ließ dir auch noch etwas ſagen — warte — was war es doch gleich? — richtig, er ließ dir ſagen, die Schwägerin des Fürſten Duchanow — Stallmeiſter iſt er, glaube ich — die Gräfin Lätitia — Lätitia — ja, wie ſie weiter heißt, weiß ich nicht mehr — habe ſich mit dem armeniſchen Fürſten — ja, wer kann dieſe unmenſchlichen Namen behalten — verlobt. Auguſt meint, die Nachricht würde dich intereſſieren.“

Sie waren unterdeſſen bis an die Hausthür

gekommen. Der Graf blieb ſtehen und lehnte ſich ſchwer an den Thürpfoſten. „Wo bleibſt du?“ fragte der Baron, der vorausgegangen war, und wandte ſich um. „Wo bleibſt du?“ wiederholte er, als keine Antwort erfolgte. Als der Graf auch jetzt unbeweglich blieb, ging der Baron raſch auf ihn zu.

„Biſt du unwohl geworden, Georg?“

„Es iſt nichts — einen Augenblick — laß mich — es iſt ſo heiß.“

„Soll ich dir ein Glas Waſſer bringen?“

Der Graf nickte. Der Baron eilte ins Zimmer und brachte eine Karaffe und ein Glas, das er vollſchenkte und dem Grafen reichte. Der Graf leerte ein Glas und noch ein Glas. „Das thut wohl,“ ſagte er, „ich danke dir. Und nun mußt du mir deines Vetters Brief geben.“

Sie traten in das Zimmer und der Graf nahm am Tiſch Platz. Der Baron brachte den Brief, rückte die Lichter näher und ſetzte ſich dem Grafen gegenüber. „Du ſiehſt ſchändlich übel aus,“ ſagte er.

„O, das hat nichts zu ſagen.“ Der Blick des Grafen flog haſtig über die Seiten des Briefes. Da war erſt eine Beſchreibung des Regimentsfeſtes, das durch die Anweſenheit hoher und höchſter Perſonen verherrlicht worden war; dann eine begeiſterte Schilderung der letzten Aufführungen in der italieniſchen Oper; dann ein Vergleich zwiſchen der Deveria und der Lothar vom franzöſiſchen Theater, wobei der Briefſchreiber ſich für letztere entſchied. Da — da war endlich die geſuchte Stelle. Nein, doch noch

nicht: „Aus dem Handel mit Silberſtierna konnte leider nichts werden. Die Stute war zwar ein Schimmel, aber ein Rotſchimmel, und die können wir nicht brauchen. Jammerſchade, die Mähre war ſchön und der Preis nicht hoch.“ Aber da — da war es endlich. „Der Fürſt Duchanow will ſie für ſeine Schwägerin kaufen, die Gräfin Lätitia Paguſko, die ſich eben mit dem Fürſten Ziziani, Rittmeiſter bei den Leibgrenadieren zu Pferde, verlobt hat. Ich ſchrieb dir, glaube ich, einmal von ihm. Er leitete im vorigen Jahre das Jahreseſſen der Kaukaſusveteranen. Er iſt ein Armenier und ein bildſchöner Kerl. Er ſoll in ſeine doch ſchon paſſierte Braut raſend verliebt ſein. Kein Wunder, an ſeiner Stelle wäre ich es auch. Die Gräfin iſt noch immer unendlich liebreizend. Unterrichte den ‚Ziethen der Salons‘ davon, es wird ihn intereſſieren. Was den unverſchämten Junker anbetrifft, ſo kann meine Kleine jetzt wieder unbeläſtigt ausgehen. Ich habe mit ſeinem Schwadronschef geſprochen, und er hat dem Bengel ordentlich den Kopf gewaſchen. Er hatte —“

Das gehörte nicht mehr zur Sache. Der Graf blickte wieder zurück. Da ſtand es: „Die Gräfin iſt noch immer unendlich liebreizend.“ Ja, das war ſie. Der Graf ſah ſie vor ſich, als ob er ſich nie von ihr getrennt hätte. Da ſtand ſie vor ihm, wie ſie ſo oft vor ihm geſtanden hatte, und blickte ihn an mit ihren ſchönen braunen Kinderaugen, wie ſie ihn ſo oft angeblickt hatte. Er ſah wieder das reiche braune Haar, die holden Grübchen in Wangen

und Kinn, die volle und doch so graziöse Gestalt. Er sah das alles, und die tiefe Trauer, die aus dem Antlitz der Jugendgeliebten sprach, ließ sein Herz sich in wildem Wehe zusammenziehen.

„Warst du mit der Gräfin näher bekannt, Georg?"

Der Graf erhob sich. „Ja, ich war oft im Hause ihrer Schwester. Bitte, laß mein Pferd satteln."

„Willst du nicht lieber fahren, Georg? Du siehst noch so elend aus. Ich will anspannen lassen."

„Nein, bitte, laß nur. Ich danke dir. Ich bin wirklich wieder ganz wohl. Ich habe in der letzten Zeit mehrmals solche Anfälle gehabt; aber sie gehen bald vorüber."

„Du greifst dich zu sehr an, Georg. Du bist von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang zu Pferde und auf dem Felde. Ich habe immer gefürchtet, daß du es nicht aushalten würdest."

„O, das halte ich schon aus. Man muß sich tummeln, Leberecht, man muß erwerben, man muß reich werden. Nicht?" Der Graf lachte, aber es war nicht sein gewöhnliches Lachen, das so herzlich klang und so ansteckend wirkte.

Das Pferd wurde vorgeführt, der Graf schüttelte den Herren die Hände, schwang sich in den Sattel und ritt langsam, im Schritt, davon.

Ahlbach ging noch ein paar Augenblicke neben ihm her. „Willst du nicht doch lieber einen Wagen nehmen?" fragte er besorgt.

„Nein. Beſten Dank. Laß dich bald wieder bei uns ſehen.“

Sie ſchüttelten ſich die Hände, und Ahlbach kehrte zu den Herren zurück. Dieſe ſprachen vom Grafen und waren ſeines Lobes voll. Jeder wußte einen neuen liebenswürdigen Zug von ihm zu erzählen.

„Ja, er iſt ein Prachtmenſch; und was das Beſte iſt, er iſt mein Freund!“ rief Ahlbach.

Der Graf ritt langſam ſeines Weges. Über dem Buſch am Bach, in dem die Nachtigall ſchlug, über den Feldern, in denen die Wachtel rief, über den Wieſen, in denen der Erdkrebs ſchnarrte, lag ein zartes roſa Licht. Ein zartes roſa Licht lag auch auf dem ganzen Horizont, ſelbſt die Sterne am Firmament ſchienen durch einen zarten roſa Schleier zu glänzen. Ein kräftiger Geruch von ſchwarzer Erde und grünem Birkenlaub erfüllte die Luft.

Es war eben eine helle, herrliche nordiſche Sommernacht, und ſie rief in dem Grafen Erinnerungen wach an Sommernächte, die noch heller und herrlicher geweſen waren als dieſe. O, wie deutlich erinnerte er ſich noch der erſten dieſer Sommernächte! Er hatte in Pawlowsk mit den Kameraden gezecht, während der Chor der Volksſänger des Fürſten Galizin das zahlreich verſammelte Publikum durch ſeine holden Lieder entzückte. Da war Paguſko auf ihn zugetreten: „Erlaube, daß ich dich meiner Schweſter Lätitia vorſtelle.“ Das war eine köſtliche Nacht geworden, und die darauf folgende war noch ſchöner geweſen. Am folgenden Tage hatte das große

Offiziersrennen ſtattgefunden. Der Graf wäre auch ſonſt wie unſinnig geritten, denn er hatte am Tage vorher die letzte Samoletaktie, die aus dem väterlichen Nachlaß noch übrig war, zum Geldwechsler getragen, und er mußte den Sieg davontragen; aber heute übertraf er ſich ſelbſt. Auch die „Hoffnung" übertraf ſich ſelbſt. Es war, als ob das kluge Tier wußte, daß heute ein paar braune Augen ängſtlich auf ſeinen Reiter gerichtet waren, die in ſtolzer Freude erſtrahlen mußten. Um zwei Pferdelängen ſchlugen die beiden ihre berühmten Konkurrenten. Sie thaten es um hohen Lohn. Wie freudig ſtrahlten am Nachmittag die braunen Augen dem Grafen entgegen, als er ſeinen erſten Beſuch machte, wie ſanft ſtreichelten die weißen Hände den Hals der „Hoffnung", als dieſe noch am ſpäten Abend auf ſpeziellen Wunſch der Damen vor die Villa des Fürſten geführt wurde.

Dann kam eine wonnige Zeit und dann eine wildbewegte und endlich eine ſchreckliche. Was ſollte aus dem Verhältnis werden? Er hatte kein Vermögen, ſie hatte kein Vermögen; aber er hatte einen alten anſpruchsvollen Namen, und ſie hatte auch einen alten anſpruchsvollen Namen. Er war immerhin noch ſchlimmer daran als ſie, denn er hatte weniger als nichts, er hatte Schulden. Sollte er, der ſein Leben lang erſt im Kadettencorps, nachher im Regiment aufgetreten war wie ein großer Herr, ſollte er, der Liebling der Salons, ſeinen Abſchied nehmen, um als ein von ſeinen Gläubigern gehetzter Acciſebeamter in irgend einem kleinen baltiſchen

Judenſtädtchen ſeine Tage unter Landedelleuten zu verbringen?

Und wenn er das auch allenfalls konnte, er, der ein leidenſchaftlicher Jäger und Naturfreund war, und der überdies für die Vettern daheim angeborene Sympathien hatte, konnte er aber auch Lätitia zumuten, ihm auf dieſem Wege zu folgen? Und wenn ſie es doch wollte — und ſie wollte es — durfte er ein ſolches Opfer annehmen?

Es war keine helle freundliche Sommernacht, es war eine finſtere ſtürmiſche Winternacht, in der der Graf den Brief ſchrieb, der dieſe Frage endgültig beantwortete. Als der Morgen trübe und ſchläfrig über die endloſen Ebenen daherſchritt, ſah er den Grafen im Schlitten der halbvergeſſenen Heimat zueilen.

Als er nach einem Monat zurückkehrte, war er der Bräutigam ſeiner Couſine Ina Campbell, der reichſten Erbin und, wie man ſagte, des ſchönſten und beſten Mädchens des Landes.

Als Polderkamp faſt noch ein Knabe war, hatte ihn ein fremder Hund in den Arm gebiſſen. Die Familie, auf deren Landhaus der Kadett gerade weilte, war dadurch in große Aufregung verſetzt worden, denn die Ärzte waren nicht zu finden, und es war nicht unmöglich, daß das Tier toll geweſen war. Der junge Graf hatte ſich darauf in die Küche begeben und mit einem glühend gemachten Eiſen die Wunde ausgebrannt. „Um Gotteswillen, Georg, was thun Sie?“ rief die Hausfrau, die dazu kam. —

„Ich brenne mir die Wunde aus, damit ich aller Ungewißheit ein Ende mache. Ich kann Ungewißheit nicht ertragen," war die Antwort.

„Arme Lätitia," dachte der Graf jetzt. „Du warst treuer als ich. Zehn Jahre hast du gewartet. Gewartet? Worauf konnte sie gewartet haben? Auf —" Der Graf dachte den Gedanken nicht zu Ende. Er schlug dem Pferde die Hacken in die Weichen, daß der Hengst sich wild aufbäumte und sich wie toll im Zügel hin und her warf.

Der Graf brachte ihn wieder zur Ruhe und fuhr sich dann mit der Hand über die Stirn. „Fort damit," sagte er halblaut und erschrak über seine eignen Worte. Er gab dem Tiere die Zügel frei, und dieses eilte im schnellen Lauf Rotenhof zu.

Zu Hause entkleidete der Graf sich rasch und schlich dann leise ins Schlafzimmer. So leise er aber auch auftrat, so erwachte seine Frau doch. Die Gräfin hatte einen sehr leichten Schlaf, und sie hatte beim Erwachen nie mit ihm zu kämpfen. So schlug sie denn auch jetzt die Augen hell auf und sagte freundlich lächelnd: „Das nenne ich lange fortbleiben. Aber was ist das, Georg," fuhr sie fort, indem sie sich im Bette aufrichtete, „du siehst so elend aus! Bist du unwohl?"

„Sei unbesorgt," erwiderte der Graf, „es hat nichts auf sich. Ich habe in Sergen Bier trinken müssen, und du weißt ja, ich kann das Zeug nicht vertragen."

Die Gräfin wollte aufſpringen, aber ihr Mann ließ es nicht zu. „Bitte, bitte, laß mich dir etwas Limonade bringen," bat ſie; aber er blieb unerbittlich. Sie fragte nun noch nach dieſem und jenem; dann ſagten ſie ſich Gute Nacht! Die Gräfin war bald wieder eingeſchlafen, den Grafen aber floh der Schlaf. Er lag eine Weile mit geſchloſſenen Augen da; dann richtete er ſich leiſe auf, ſtützte ſich auf ſeinen rechten Arm und blickte liebevoll auf die ſchönen regelmäßigen Züge ſeiner Frau. Es war, als ob der Adel, der auf ihnen lag, die häßlichen Gedanken, die den Grafen gequält hatten, bannen wollte; aber ſie kamen doch wieder. Vergeblich vergegenwärtigte er ſich, wie treu und voll das Herz ſeines Weibes für ihn ſchlug; vergeblich führte er ſich vor die Seele, wie unendlich viel er ſeiner Frau verdankte; vergeblich rief er zehn glücklich verlebte Jahre zu Hilfe — aus dem Dunkel der Vergangenheit tauchte ein holdes Frauenbild auf, blickte ihn traurig an ſagte: „Du liebſt ſie nicht, wie ich ihn nicht liebe. Du biſt ihr dankbar für die Liebe, die ſie dir geweiht hat, wie ich ihm dankbar bin für die Liebe, die er mir entgegenbringt; aber du liebſt ſie nicht, wie ich ihn nicht liebe. Du liebſt nur mich, und ich liebe nur dich, und doch dürfen wir uns nicht haben, dürfen wir nicht einmal aneinander denken. Das haſt du gethan, du armer, armer Thor."

In den Boskets vor den Fenſtern klagten die Nachtigallen, als hätten auch ſie ein verfehltes Lebensglück zu beklagen.

„Das iſt Unſinn," rief der Graf halblaut und ſchnellte im Bett empor, „Unſinn, Unſinn!"

Die Gräfin erwachte. „Was gibt es, Georg?"

„Nichts, mein Liebchen, ich hatte nur einen tollen Traum."

Die Gräfin lächelte und reichte ihm ihre Rechte. „Haſt du mich lieb, Georg?" fragte ſie.

„Gewiß, Ina, gewiß! So ſehr, wie du es verdienſt."

Die Gräfin lächelte glücklich.

Drittes Kapitel.

Der Graf hatte kaum ein paar Stunden geſchlafen, als die Strahlen der aufgehenden Sonne ihn weckten. Die Gräfin liebte es nicht, daß die Rouleaux oder gar die Vorhänge an den nach Oſten gehenden Fenſtern ihres Schlafzimmers herabgelaſſen wurden, und der Graf hatte ſich um ſo mehr dieſem Wunſche angepaßt, als er ſelbſt gewohnt war, mit der Sonne aufzuſtehen. Er kleidete ſich raſch an und eilte hinaus in den lachenden Sommermorgen. Es war, als ob die Erinnerungen, die ihn in der Nacht ſo beunruhigt hatten, vor den Strahlen der Morgenſonne dahinſchwanden, wie die leichten Nebelwolken über den Wieſen. Es blieb von ihnen nichts zurück als ein Gefühl körperlichen Druckes auf dem Herzen hier, als zahlloſe funkelnde Tautropfen da.

Das laute bunte Treiben des großen Herrenhofes nahm den Grafen bald ganz in Anſpruch. Er verließ ſich weder auf die höheren Wirtſchaftsbeamten, noch auf Kutſcher oder Viehpfleger, ſah überall ſelbſt nach, ordnete ſelbſt auch das Kleine an. Der Graf war immer ein bildſchöner Mann, aber er war nie

ſo ſchön, als wenn er ſo in der Frühe des Sommermorgens, in kurzer grauer Joppe, hohen Stiefeln und mit einem kleinen ſchirmloſen Mützchen auf dem blonden Lockenkopf auf ſeinem Hofe herumhantierte. Für jeden hatte er ein paar freundliche Worte, und ſelbſt die, auf die er heißblütig losfuhr, waren ihm nie länger als für einen Augenblick böſe. Die Frauen zumal waren von der alten „Hofmutter“ bis zum jüngſten Gänſemädchen herab im Grunde alle in „unſeres Grafen“ lachende blaue Augen, ſeinen kirſchroten Mund und ſein keck nach oben gedrehtes Schnurrbärtchen verliebt.

Nachdem der Hof inſpiziert war, ſtieg der Graf zu Pferde und ritt erſt auf dieſes, dann auf jenes Vorwerk, dann zur Brennerei, an der gebaut wurde, dann zur neu errichteten Mühle und ſo fort. Überall mußten Auskünfte verlangt, Anordnungen getroffen werden; der Graf kam, wie man zu ſagen pflegt, kaum zur Beſinnung. Es ging zu wie geſtern und vorgeſtern und wie alle Tage, ſeit der Schnee geſchmolzen war; neu war nur der leiſe ſeltſame Druck, den der Graf auf dem Herzen fühlte. Er wollte nicht an ihn denken; aber er fragte ſich, während der Baumeiſter ihm auseinanderſetzte, warum er an dieſer Stelle das Fundament des Anbaues um einen Fuß tiefer habe legen laſſen, ob dieſer Druck mit der geſtern empfangenen Nachricht zuſammenhänge, und er ſann, während der Müller ihm ſchlagend nachwies, daß er noch einen Mühlſtein haben müſſe, über dieſelbe Frage nach. Er ſagte ſich, während er anordnete, daß man der

kranken Kinder von Jakob Brandwien wegen nach dem Arzt ſchicken ſolle, daß er dieſe Frage gar nicht aufwerfen dürfe; aber er bemerkte, daß er mitten unter Anordnungen über den Ort, an dem künftig der Klee zum Grünfutter geſchnitten werden ſollte, über ſie nachſann. Sie trat erſt in den Hintergrund, als er nach Hauſe zurückkehrte, und ſeine Töchter ihn jubelnd willkommen hießen.

„Guten Morgen, Papa! Heute kommt die neue Gouvernante."

„Guten Morgen, mein liebes gutes Väterchen! Heute kommt Fräulein Heinersdorf. Nicht?"

„Ja wohl, ja wohl, und ſie bringt jeder von euch einen Sack Pfeffernüſſe mit."

Jedes ergriff nun eine Hand des Vaters, und ſo gingen alle vom Stalle dem Wohnhauſe zu.

„Papa, wie ſieht die neue Gouvernante aus? Iſt ſie hübſch?"

„Papa, iſt Fräulein Heinersdorf blond oder brünett?"

„Das will ich euch ſagen. Fräulein Heinersdorf iſt —"

„Wie alt iſt ſie, Papa? Siebzehn Jahre? Was?"

„So hört doch nur! Fräulein Heinersdorf iſt eine Dame von zweiundvierzig Jahren. Sie hat —"

„Nein, Papa. Mama hat uns geſagt ſie ſei noch ganz jung. Erzähle ordentlich, Papa!"

„Sie hat rote Haare, einen ſo breiten Mund wie du, Erna — das heißt, von einem Ohr bis zum andern — und im ganzen nur ſieben Zähne. Sie

hinkt etwas, weil ſie einen Plattfuß hat, und hört auf dem einen Ohr gar nicht und auf dem anderen nur halb.

Der Jubel war endlos, und der Graf hatte alle Mühe, ſich der ausgelaſſenen Mädchen zu erwehren, „Wartet nur, ihr albernen Dinger," ſagte er, „Fräulein Heinersdorf wird euch ſchon Mores lehren!"

„Sie wird uns Moritz lehren!" hieß es nun. Die drei lachten ſchließlich ſo laut, daß die Gräfin auf die Veranda trat.

„Dachte ich es mir doch," rief ſie, mit dem Finger drohend, „daß der Herr Papa wieder da iſt! Da gibt es gleich einen Lärm, daß man es über den ganzen Hof hört."

„Das geſchah heute unwiderruflich zum letztenmale," erwiderte der Graf, „von heute abend an kommen die Füllen unter Zaum und Sattel."

„Ich fürchte, daß, wenn du dabei bleibſt, die Zügel nicht allzu ſcharf angezogen werden," war die Antwort. „Aber nun hört auf, Mädchen! Wenn ihr euch einlacht, ſo gibt es den ganzen Tag über kein Aufhören."

Der Graf trat auf ſeine Frau zu, um ſie zu umarmen, begnügte ſich aber plötzlich damit, einen heißen Kuß auf ihre Hand zu drücken.

Die Gräfin blickte ihn verwundert an. „Nun," ſagte ſie lachend, „was ſind denn das für neue Manieren?" Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken, blickte ihn ſchelmiſch an und ſagte: „Haben

wir einen kleinen Katzenjammer, Monſieur? He? Haben wir einen?"

„Wahrhaftig nicht, Ina. Im Ernſt, ich habe geſtern ſo gut wie nichts getrunken."

„Hm, hm!" meinte dieſe. „Warum fährt man dann plötzlich in der Nacht auf und ruft: ‚Unſinn, Unſinn!' Warum thut man das, Herr Graf?"

„Weil man Bier getrunken hatte und infolge deſſen unruhig träumte. Darum thut man das, Frau Gräfin."

Sie lachten, küßten ſich und gingen auseinander, da mehrere Perſonen auf den Grafen warteten. Dieſer begab ſich in ſein Arbeitszimmer; aber er war ſehr zerſtreut, ſo daß die Leute, die mit ihm verhandelten, verwundert dreinſchauten. Sie waren gewohnt, daß der Graf eben ſo aufmerkſam zuhörte als klar ſprach.

Nach Tiſch forderte der Graf ſeine Frau auf, ihn auf einem Ritt zum Förſter zu begleiten. Die Gräfin erklärte ſich bereit, und ſie ritten bald dem Walde zu. Der Grauſchimmel der Gräfin ging wie immer in einem leichten, nicht allzu raſchen Trott; der neue Hengſt des Grafen aber hatte ſich an dieſe ſanfte Gangart noch nicht gewöhnt und drängte ungeſtüm vorwärts. „Wollen wir nicht ein etwas raſcheres Tempo einſchlagen?" fragte der Graf.

„Nein, ich danke. Du weißt, ich liebe es nicht, raſch zu reiten." Der Graf ſchwieg und ſuchte ſeinen Hengſt zu bändigen. Das Tier wurde aber immer unruhiger.

„Du mußt künftig, wenn Du mit mir reiteſt, wieder die Stute nehmen," ſagte die Gräfin. „Die hat ſich ganz gut in meinen „Alteherrentrab" gefunden."

„Es ließe ſich doch auch denken, daß ich den Hengſt nehme und wir raſcher reiten," erwiderte der Graf.

Der Ton, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, verletzte die Gräfin. Sie trieb ſchweigend ihr Pferd an und ritt im Galopp weiter.

„Pardon, Ina," bat der Graf, der neben ihr blieb, und ergriff ihre Hand.

Die Gräfin ließ ihr Tier ſofort wieder in die gewohnte Gangart übergehen.

„Was willſt du nur, Georg?" fragte ſie. „Du thuſt, als ob ich heute zum erſtenmale in dieſem Tempo ritte. Ich bin ſeit zehn Jahren nie anders geritten, oder richtiger, ſeit ich überhaupt reite, denn meine Eltern haben es ganz mit Recht immer für unſchicklich und unſchön gehalten, daß eine Dame im Galopp einherſprengt."

„Du haſt ganz recht," erwiderte der Graf und fuhr ſich mit der Rechten über die Stirn; „doch du haſt auch nicht recht. Ich habe eine Dame gekannt, das heißt, ich habe Damen gekannt, die gern im Galopp ritten und dabei doch nichts Unſchickliches oder gar Unſchönes thaten — aber einerlei. Nochmals entſchuldige. Ich werde künftig die Stute nehmen."

Die Gräfin hielt und blickte ihren Mann verwundert an.

„Liebster Georg," sagte sie, „du hast gewiß gestern Unannehmlichkeiten gehabt. Ich bitte dich, vertraue dich mir an."

Der Graf suchte sie zu beruhigen, aber es gelang ihm nicht ganz. Sie sprachen nun von gleichgültigen Dingen, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Gesprächen. Die Gräfin dachte darüber nach, was nur die Seele ihres Mannes bewegen möge, und der Graf bewachte einen Gedanken, ein Bild, das immer wieder in ihm auftauchen wollte, und das niederzuhalten er fest entschlossen und ängstlich bemüht war.

Das Haus des Försters stand auf einer Lichtung im Birkenwalde. Es war ein langes schmales Gebäude, über dessen Thür ein riesiges Elengeweih seine gewaltigen Schaufeln ausbreitete. Einige Schritte davon, im Schatten zweier hochstämmiger Birken war eine Quelle zu einem Brunnen eingefaßt und neben ihr eine Rasenbank errichtet worden.

Als der Graf und Frau Ina vor dem Hause hielten, sprangen ihnen ein paar Dachshunde laut bellend entgegen, während aus dem Stall im Nebengebäude erschallende tiefere Stimmen verrieten, daß dort größere Hunde ihre Ferien verbrachten. Das Bellen der Hunde rief den Förster herbei, einen hünenhaften alten Mann mit einem Gesicht, das eben so breit als lang war, und einer Stimme, deren Klang einen Bären erschreckt hätte.

„Guten Abend, Herr Graf!" rief der Alte so

laut, als ob die Herrſchaften noch einen Büchſenſchuß weit von ihm entfernt geweſen wären. „Guten Abend, gnädigſte Frau Gräfin! Danke für die Ehre. Hein—rich, Hein—rich — verzeihen Sie, aber das Luder iſt natürlich wieder nicht da, wenn man ihn braucht, — Hein– rich!“

In der Thür des Nebengebäudes erſchien ein langer ſemmelblonder Junge mit einem langen ſemmelblonden Geſicht und eilte, als er die Gruppe gewahr wurde, raſch auf ſie zu.

„Nun, du Rammskopf,“ rief der Förſter, während der Junge dem Grafen die Hand und der Gräfin den Ärmel küßte, „haſt du keine Löffeln? Der Herr Graf und die Frau Gräfin werden doch abſteigen?“

Sie ſtiegen ab. Der Graf ſprang zuerſt aus dem Sattel und half dann der Gräfin aus demſelben. Der Junge ergriff die Zügel der Pferde, nicht ohne zuvor von ſeinem Herrn ermahnt worden zu ſein: „Daß du mir aber nicht wieder die Steigbügel auf den Sattel legſt, du Schmaltier!“

Die Gräfin ging auf die Raſenbank zu und ſetzte ſich.

„Förſter,“ ſagte der Graf, „bringen Sie uns ein paar Stühle.“

„Laſſen Sie es nur, ich bleibe hier auf der Raſenbank.“

„Aber, beſte Ina — bringen Sie nur die Stühle — du könnteſt dich erkälten.“

„Nicht doch, ich danke dir, aber ich bleibe hier ſitzen.“

„Aber warum — du ſiehſt — da kommt der Alte ſchon.“

„Nun, Herr Leitmann, wie geht es?“

„Danke, Frau Gräfin, wie ſoll es gehen, immer munter. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Nein, danke, ich ſitze ſchon. Haben Sie Nachrichten von Ihrer Tochter?“

„Aber wollen die Frau Gräfin nicht doch lieber einen Stuhl nehmen? Der Boden iſt doch noch nicht ganz trocken.“

„Ich bitte dich, Ina, ſetze dich auf einen Stuhl.“

„Ich ſitze ganz trocken. Ich fragte, wie es Ihrer Tochter geht, Herr Leitmann?“

Der Graf biß ſich in aufſteigendem Zorn auf die Lippen, ſchwieg aber, und ſetzte ſich nun auch auf die Raſenbank. Iſt das nun weiblich, dachte er, ſo hartnäckig zu ſein. Aber das iſt ſo recht Inas Art. Ob ich wohl jene andere auch vergeblich um eine ſolche Kleinigkeit gebeten hätte?

„Danke für die Nachfrage,“ erwiderte der Förſter im breiteſten Deutſch, „meine Tochter iſt natürlich ſo luſtig wie eine Ricke im Auguſt. Was fehlt ihr? Sie hat einen Mann, und es würde mir nicht wundern, wenn da bald auch ein Kleines wäre. Aber ich? Was mach' ich? Ich bin ſo allein wie der Birkhahn im Juli. Ich meine, der liebe Gott ſchießt mir bald ab. Ich meine, der Herr Graf würden damit auch ganz zufrieden ſein. Nicht? Alte Hunde führt man nicht gern. Da hilft kein Majoran mit Butter. Die Naſe iſt weg. Ha, ha, ha!“

Der Graf fuhr aus ſeinem Nachdenken auf. „Was ſagten Sie, Alter?“ fragte er.

„Ich ſagte, daß ich nun bald im ſiebzigſten Felde ſtehe, und daß der Herr Graf froh ſein werden, einen im zwanzigſten zu bekommen.“

„Nein, Alter, das wäre ich gewiß nicht, wahrhaftig nicht. Aber — was ich Sie fragen wollte — wie ſteht es mit der Anpflanzung.

„Wie ſoll es damit ſtehen? Schlecht ſteht es mit ihr. Ich ſagte es ja gleich, mit den Bauern geht es nicht. Wenn ein Bauer und ein Bulle nebeneinander ſtehen, ſtehen zwei Stück Vieh zuſammen. Ein Bauer iſt gar kein Menſch. Ich ſag' Ihnen, Frau Gräfin, ich wollte lieber eine Kette Auerhühner beten lehren, als Bauern Bäume pflanzen. Früher, als man noch mit der Karbatſche über ſie kommen konnte, da ging es noch; aber jetzt ſoll man ja zum Ochſen ſagen: Hab die Freundlichkeit und geh links! Ha, ha, ha! Die Brotpeitſche kommt ſchon noch wieder! Oho, ſie kommt ſchon noch wieder. Wer wird die Fichte mit dem Hammer fällen? Wer kriegt den Bauern mit Gefängnis klein? Er hat ſein Heu, er hat ſeine Schlämpe, er ſchläft ſich was und lacht den Hauptmann aus.“

Der Graf lachte. „Darüber ſind wir verſchiedener Meinung, Leitmann,“ ſagte er, indem er ſich erhob und ein Papier aus der Bruſttaſche zog. „Da haben Sie die Wegroute, die Sie ſchlagen laſſen müſſen. Der Reviſor kommt morgen früh. Ich bin fertig, Ina!“

Als der Graf und die Gräfin nach Hause zurückkehrten, erblickten sie — ihr Weg führte am Ufer des Stromes entlang — auf dem anderen Ufer den Schnellzug. Die Wagenreihe glitt rasch über die Fluren, donnerte über eine kleine Brücke und verschwand dann im Walde. Nur ein weißes Wölkchen, das rasch vorwärts schritt, deutete noch den Weg an, den der Zug nahm.

Die Gräfin seufzte. „Da kommt die neue Hausgenossin," sagte sie. „Ich kann dir nicht sagen, wie unangenehm mir der Gedanke ist, daß unser schönes Alleinsein nun ein Ende haben soll."

„Es handelt sich doch nur um ein blutjunges Mädchen," meinte der Graf. „Wir hatten doch auch bisher schon die Bonne."

„Lieber Georg, Annette war ein Dienstbote und störte als solcher natürlich nicht. Jetzt aber bekommen wir ein Fräulein ins Haus und noch dazu eine Standesgenossin."

„Ach was, Standesgenossin! Gouvernante ist Gouvernante, sei sie nun bürgerlich oder adelig!"

„Du hast leicht guten Mutes sein, denn dich geht sie nichts an, ich aber muß ihr nun die richtige Stellung anweisen. Ich sehe ja ein, daß Mama recht hat, wenn sie verlangt, daß ich das gleich anfangs thun soll, aber mir ist gar nicht wohl dabei. Ich sage dir, als ich Johann befahl den Einspänner zur Bahn zu schicken, wurde mir heiß und kalt."

„Aber, liebes Herz, warum thatest du es denn überhaupt?" fragte der Graf mißmutig. „Wir lassen

ja nicht einmal die kluge Frau in einem Einſpänner holen."

„Nein, nein, Georg, auf ſolche Kleinigkeiten kommt es eben an. Das Fräulein muß gleich anfangs gewahr werden, daß ſie bei uns eine dienende Stellung einnimmt und keine Anſprüche machen darf. Nachher iſt es zu ſpät."

Der Graf war unzufrieden. „Das iſt kleinlich," ſagte er.

„Laß mich nur gewähren," erwiderte die Gräfin. „Vieles, was ihr Männer kleinlich nennt, iſt für uns Frauen und ſchließlich auch für euch ſelbſt groß und wichtig. Glaube mir, es wird mir ſchwer genug, ſo zu handeln, aber ich erkenne, daß es notwendig iſt. Das Fräulein muß entweder von vornherein Gouvernante ſein oder junge Dame, und ſo ſehr ich ihr letztere Stellung gönnte, ſo iſt für dieſelbe in unſerem Hauſe doch kein Platz."

* * *

Der Zug hielt unterdeſſen an der Station.

„Campbellshof! Drei Minuten Aufenthalt! Bitte, Sie wollten nach Campbellshof," rief der Kondukteur, indem er das Damencoupé zweiter Klaſſe öffnete. Das junge Mädchen, das ſich allein im Coupé befand, faßte ein Köfferchen und einen Beutel mit der einen, ein Plaid und einen Schirm mit der anderen Hand und ſtieg mit Hilfe des Kondukteurs aus. Auf dem Perron herrſchte für einen Augenblick ein wüſtes

Gedränge. Herren, die aus dem Zuge ſprangen, ſtürzten eilig in die Reſtauration; einige Juden zerrten große Packen hinter ſich her aus den Waggons, während andere Hals über Kopf in dieſelben kletterten; ein Herr, der hier einſteigen wollte, ſchrie nach einem Platz erſter Klaſſe. Dann ertönte die Glocke zum drittenmale, alles eilte zurück in die Waggons, die Kondukteure ſchlugen die Thüren zu, der Lokomotivführer rief: „Alles fertig!“ und pfiff. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung; der Bahnhofsinſpektor, ein großer Mann mit einem weit herabwallenden ſchwarzen Vollbart und einem überaus ſtolzen Ausdruck im Geſicht ging ins Haus; die ausgeſtiegenen Juden haſteten davon und nach ein paar Augenblicken blieb niemand auf dem Perron zurrück, als die junge Dame und ein ſchäbig ausſehender Mann, der neben zwei Kiſten und einem alten braunen Koffer ſtand.

Der Mann ſchnob ſich mit Zeigefinger und Daumen die Naſe, fuhr ſich mit dem Ärmel über das Geſicht und kam dann auf das junge Mädchen zu.

„Das gnädige Fräulein wollen wohl auf den Hof?“ fragte er.

„Nein, ich will nach Rotenhof,“ war die Antwort. „Iſt keine Equipage da?“

Der Mann ſchlurrte ſchwerfällig in das Bahnhofsgebäude und kam nach einigen Augenblicken mit der Nachricht zurück, daß kein Wagen da ſei. Der Bahnhofsinſpektor folgte ihm auf dem Fuße und trat mit militäriſchem Gruße an die junge Dame heran.

„Pardon, mein Fräulein,“ ſagte er, „ich höre,

daß Sie nach Rotenhof wollen. Es muß ein Mißverständnis vorliegen, wenigstens iſt kein Wagen da; ich will aber, wenn es Ihnen recht iſt, in den Hof ſchicken und den Herrn Baron um einen Wagen bitten laſſen."

„O, ich danke, Sie ſind ſehr freundlich, aber ich möchte Herrn von Campbell nicht bemühen. Der Wagen hat ſich vielleicht nur verſpätet und kommt noch."

„Hm, hm! Sehr möglich. In der That. Allerdings. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorſtelle: mein Name iſt Sirius."

Die junge Dame verneigte ſich ein wenig, ſchwieg aber. Herr Sirius grüßte wieder militäriſch und ging ein paarmal auf dem Perron auf und nieder. Der Koffer am Ende desſelben ſah, wie ſchon geſagt, alt und verbraucht aus, und die beiden Kiſten hatten nach den Fakturen auch ſchon früher im kaufmänniſchen Verkehr Dienſte gethan.

„Wer zum Kuckuck kann das bildhübſche Ding ſein," dachte der Inſpektor und betrachtete den ungewohnten Gaſt mit verdoppeltem Intereſſe. Er konnte das thun, da die junge Dame aufmerkſam über den Zaun des Bahnhofsgärtchens weg nach dem vom Strom heraufführenden Weg blickte. Sie hatte ein edles regelmäßiges Profil, volles dunkles Haar und dunkle Augen. Sie war fein aber für ihr zartes Alter voll gebaut; ſie war endlich ordentlich und ſauber, aber doch ſehr einfach gekleidet. Herr Sirius warf die Frage auf, ob ſie wohl adelig ſei., und verneinte ſie. Für ein Edelfräulein war ſie zu füllig, die waren alle hager. Sie hätte eine Polin ſein können, aber

ſie hatte im reinſten Deutſch geſprochen. Wer, zum Kuckuck, war ſie?

„Hm, hm! Waren das Fräulein ſchon einmal in Rotenhof?“

„Nein.“

„Hm, hm! Kennen das Fräulein den Herrn Grafen?“

„Nein.“

„O, entzückender Menſch! Unſer Graf! Wir nennen ihn alle ‚unſer Graf‘, weil wir ihn alle lieb haben. Ein herrlicher Mann! Wird Ihnen ſehr gefallen. Nicht?“

Die junge Dame ſchwieg.

„Kennen das Fräulein die Frau Gräfin?“

„Nein.“

„O, auch ſehr achtungswerte Dame. Wird allgemein ſehr geachtet. Iſt auch ſehr ſchön. Eine ſehr ſchöne Frau die Frau Gräfin Polderkamp, geborene Baroneſſe Campbell. Man findet das allgemein.“

Das junge Mädchen zog ſein Taſchentuch, fuhr ſich damit über die Stirn und hielt es dann vor den Mund.

„Die Herrſchaften haben auch zwei Töchter. Sehr hübſche kleine Mädchen. Hm, hm! Richtig, zwei Töchterchen. Entſchuldigen Sie, Fräulein, aber wollen Sie vielleicht als Gouvernante nach Rotenhof?“

Auf der dem Frager zugewandten Wange der jungen Dame erſchien ein allerliebſtes Grübchen. Sie zog das Taſchentuch vom Geſicht und lachte hell auf.

Herr Sirius fand, daß er noch nie ein so silberhelles Lachen gehört und nie weißere Zähnchen gesehen hatte.

„Ganz richtig, Herr Inspektor, ich will als Gouvernante nach Rotenhof."

„O, ich gratuliere Ihnen von Herzen. Sie werden sich dort gefallen, mein Fräulein. Die Frau Gräfin ist zwar ein bißchen adelsstolz — Sie wissen bei den Tschernomoren (Spitzname für den Adel) geht es ohne Stolz selten ab, — aber doch nicht allzusehr, und der Graf ist es gar nicht. O, nicht im mindesten. Nein, es ist ein sehr anständiges Haus."

Das Fräulein wurde durch diese Unterhaltung offenbar auf das höchste belustigt.

„Ein sehr anständiges Haus," fuhr der Inspektor fort. „Ich muß Ihnen sagen, daß ich grundsätzlich nie einen Edelmann zuerst anrede — wer etwas auf sich hält, sollte das überhaupt nicht thun — man kann ihnen doch nie ganz trauen, nein — aber mit dem Grafen mache ich eine Ausnahme. ‚Herr Graf,' sage ich, wenn er angefahren kommt, ‚Ihr Diener!' Und er: ‚Moien, Sirius'! Und ich: ‚Sie haben noch fünf Minuten Zeit, Herr Graf', oder zehn Minuten, oder fünfzehn, je nachdem. Dann sagt er: ‚Na, viel zu thun?' Oder: ‚Verdammt schlechtes Wetter heute!' Oder: ‚Na, heute wärmt einmal das Sonnchen.' Ja, wir stehen auf ganz gleichem Fuße miteinander. Sehen Sie, Fräulein, gegen die anderen Barone bin ich grob, sobald ich es irgend sein kann — Sie wissen — von Standeswegen, — man muß etwas

auf ſich halten — aber gegen den Rotenhofſchen nie. Der Rotenhofſche iſt eben ‚unſer Graf‘. Aber was ich ſagen wollte: Haben Sie ſchon einmal konditioniert, mein Fräulein?“

Der Ausdruck „konditioniert“ machte der Heiterkeit des jungen Mädchens ein Ende. Sie errötete bis an die Schläfen.

„Nicht? Nun, dann erlauben Sie mir wohl, daß ich Ihnen einige Ratſchläge erteile. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich zwei Jahre Medizin ſtudiert habe und dann ſelbſt mehrere Jahre hindurch bei Tſchernomoren Hauslehrer geweſen bin. Alſo: Begehren Sie gleich anfangs recht auf. Zum Beiſpiel: man ſtellt Ihnen zwei Lichte hin. Sagen Sie, daß Sie kurzſichtig ſeien und verlangen Sie drei. Oder: Sie haben ſich Ihre Fettſtiefel ſchmutzig gemacht — na, zum Kuckuck, Damen tragen übrigens keine Fettſtiefel. Oder nein — doch — oder der Diener gießt Ihnen, wenn Beſuch da iſt und Wein getrunken wird, keinen ein, — das thun die Halunken manchmal, — nun dann ſtehen Sie auf und gehen auf Ihr Zimmer. Sie ſtehen auf und gehen auf Ihr Zimmer. Jetzt kommt der — aber mein Gott — was haben Sie, Fräulein?“

Das junge Mädchen hatte ihr Geſicht in das Tuch gehüllt und ſchluchzte ſtill in dasſelbe hinein. O Gott! Sie war im Begriff, in ein Verhältnis zu treten, in Bezug auf das man ihr ſolche Ratſchläge geben konnte!

Luſtiges Peitſchenknallen und ein raſch vom Strome

heran rollendes Wägelchen machten der peinlichen Scene ein Ende. Der auf das äußerſte erſchreckte Herr Sirius war froh, verſichern zu können, daß das eine Rotenhofſche Equipage ſei. Das junge Mädchen fuhr ſich mit dem Tuch über das Geſicht, ſchluchzte noch ein paarmal und eilte dann, ohne irgend auf die Entſchuldigungen des Inſpektors zu achten, durch das Bahnhofsgebäude ins Freie.

„Sind Sie der Kutſcher aus Rotenhof?“

„Der Kutſcher nicht, gnädiges Fräulein, aber der Stallknecht.“

„Einerlei — ſollten Sie mich hier abholen?“

„Ja, gnädiges Fräulein. Nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich zu ſpät komme — aber ich wurde auf der Fähre aufgehalten.“

„Schön. Können Sie meine Sachen alle mitnehmen? Es ſind zwei Kiſten und ein Koffer.“

Die Sachen werden morgen abgeholt werden.“

„Gut.“

Das junge Mädchen wies die Hilfe des Inſpektors zurück und ſtieg raſch in den Wagen, ja es war ſo undankbar, daß es den Gruß des Herrn nicht einmal erwiderte. Dieſer ſchien ihr das übrigens nicht übel zu nehmen. Er blickte dem Wagen lange nach und murmelte: „Hätten dem armen Dinge doch auch einen Jagdwagen ſchicken können. Aber das iſt wieder ſo ein tſchernomoriſcher Tick. Für uns bürgerliches Pack iſt ein Einſpänner gut genug. Armes Mädel, ſo jung ſchon unter die Tſchernomoren gehen zu müſſen.“

Herr Sirius ſetzte ſich auf eine Bank und ſtellte nach längerem Nachdenken feſt, daß das hübſche Mädchen, wenn es einmal Frau Sirius werden ſollte, nicht mehr nötig haben würde, unter den Tſchernomoren zu hauſen. „Ich muß den Grafen warm halten," murmelte er, als ſeine Schweſter ihn zum Abendeſſen rief.

Viertes Kapitel.

Das junge Mädchen fuhr unterdeſſen in raſchem Tempo der Fähre zu. Als ſie dieſe erreichte, war die Sonne ſchon untergegangen, aber der Himmel war noch in lila Glut getaucht, und ihr Wiederſchein im Waſſer ließ auch den Strom wie dunkles Lila erſcheinen. Auf den Flößen, die bereits zur Nachtruhe am Ufer befeſtigt waren, flammten ſchon die Nachtfeuer auf, und von dem nahen Campbellshof erklangen jene unbeſtimmten verworrenen Töne: menſchliche Rufe, Gebrüll der Rinder, Blöken der Schafe, Hundegebell, die auf dem Lande andeuten, daß des Tages Arbeit eben im Begriff iſt, der Ruhe der Nacht Platz zu machen. Der breite Strom, die ganze Scenerie waren wie geſchaffen, die aufgeregten Nerven des jungen Mädchens zu beruhigen. Sie ſtieg aus und ging langſam auf der Fähre auf und ab. Jakob betrachtete ſie aufmerkſam. „Was für ein blutjunges Ding," dachte er. „Die Arme, ſie hat gewiß Heimweh, ſie hat geweint, man muß ſie zerſtreuen."

„Das ist Campbellshof," sagte er, indem er mit dem Peitschenstiel stromaufwärts wies. „Da wohnen die gnädigen Eltern von unserer gnädigen Frau."

Das Fräulein nickte.

„Das da sind Flöße."

„Jawohl!"

„Können Sie den Stein da am anderen Ufer sehen, gnädiges Fräulein? Sehen Sie — da — hinter dem Floß mit der großen Hütte."

„Was ist's mit ihm?"

„Nun, gegenüber diesem Stein wurde im Winter in der Nacht ein Jude totgeschlagen."

„Wirklich! Aber warum denn?"

„Nun natürlich, um ihn zu berauben. Sie hatten ihm mit einem Messer den Bauch aufgeschlitzt, und die Eingeweide hingen heraus — na, ich sage, man hätte sie in einen Korb füllen können."

„Schrecklich! Hat man die Mörder entdeckt?"

Jakob schmunzelte über das ganze Gesicht. Seine Absicht gelang.

„Jawohl," erwiderte er. „Es waren drei Russen — Sektierer natürlich — sie haben die Kaake gekriegt und sind nach Sibirien geschickt worden."

„Entsetzlich. Ist die Gegend hier so unsicher?"

„Das kann man nicht behaupten. Wem haben sie in diesem Winter den Bart nach oben gekehrt? Da war die Müllerin unter Gruntenhof und der Krebswirt und dann verschiedene Juden natürlich. Aber werden das gnädige Fräuleinchen nicht lieber Ihr Tuch umnehmen? Es zieht hier auf dem Flusse."

Das Fräulein lehnte dankend ab, aber Jakob drang so lange und so väterlich in sie, bis sie nachgab. „Wie heißen Sie?“

„Ich? Jakob Waldmann.“

„Sind Sie verheiratet?“

„Jawohl. Ich habe eine Tochter, die gerade so alt ist wie das gnädige Fräulein. Sie ist Stubenmädchen bei der gnädigen Frau Gräfin.“

„Ist sie zufrieden?“

„Wie soll sie nicht zufrieden sein. Spaß — unser Graf ist ein Engel.“

„Seltsam,“ dachte das junge Mädchen, „es ist immer nur vom Grafen die Rede.“

Vor ihnen blitzten Lichter auf. „Das ist das Schloß,“ sagte Jakob. Sie fuhren durch ein Stück Park, dann über einen Hof, durch einen Blumengarten und hielten endlich vor der Mittelthür eines großen, von zwei Flügeln eingefaßten Gebäudes. Ein Diener half dem Fräulein aus dem Wagen und eine große breitschulterige Person mit finsterem Gesicht trat ihr entgegen. Diese ergriff das Handgepäck, sagte mit rauher Stimme: „Ich werde Sie auf Ihr Zimmer führen,“ und stieg dann eine Treppe hinan. Das Fräulein folgte. Von oben kam ihnen ein hübsches junges Ding, das eine Kerze trug, entgegen und leuchtete ihnen. Sie bogen erst rechts in einen Korridor und traten dann links in das erste Zimmer.

„Stelle das Licht auf den Tisch, Lottchen. Fräulein Heinersdorf, wenn Sie sich umgekleidet haben, werden

Sie zum Nachteſſen herunterkommen. Die Herrſchaften warten auf Sie. Ich bin Amalie. Gute Nacht!“

Damit ging ſie.

Fräulein Heinersdorf war das Herz voll zum Zerſpringen. Sie hatte gehofft, daß die Gräfin ſie an der Schwelle ihres Hauſes willkommen heißen und ihr ſo den ſchweren erſten Schritt erleichtern würde; ſtatt deſſen war ihr eine Amalie entgegengetreten. Wer war dieſes Hünenweib? Die ehemalige Amme der Gräfin vermutlich oder dergleichen.

Einen Augenblick lang beugte das junge Mädchen unter der Laſt der empfangenen Eindrücke ihr Haupt nieder auf den Tiſch, und ein paar große Thränen rollten über ihre Wangen. Alice Heinersdorf war ein mutiges entſchloſſenes Mädchen. „Vorwärts,“ ſagte ſie, noch einmal aufſeufzend und griff nach ihrem Köfferchen, „vorwärts, es gibt kein Zurück mehr.“

Da ſie kein anderes Kleid mit hatte — ihr Koffer war ja zurückgeblieben — ſo reinigte ſie ihr graues Kleidchen vom eingedrungenen Staube, legte einen neuen Kragen um, wechſelte die Manſchetten und war fertig. Als ſie mit dem Licht an den Spiegel trat, um ſich zu überzeugen, daß ihr Haar in Ordnung war, fielen ihr die Worte des Bahnhofsinſpektors ein und ſie ſah ſich unwillkürlich nach der zweiten Kerze um. Es war aber nur eine vorhanden, wenn auch eine ſo dicke, wie Alice noch nie eine geſehen hatte.

Als ſie auf den Korridor trat, bemerkte ſie, daß

Lottchen ſie erwartet hatte. „Wenn Sie erlauben, gnädiges Fräulein, werde ich Sie hinunterführen,“ bemerkte das Mädchen, indem es nach dem Licht griff.

Alice dankte und ſie ſtiegen die Treppe hinab. Alice durchſchritt raſch ein paar Zimmer und ſtand dann vor der Familie Polderkamp.

„Seien Sie uns willkommen, mein Fräulein,“ ſagte die Gräfin, indem ſie dem jungen Mädchen entgegentrat und ihm die Hand reichte. „Seien Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Heinersdorf,“ ſagte auch der Graf. „Ich hoffe, daß Sie ſich bei uns recht wohl fühlen werden. Kommt her, Erna und Eleonore! Das ſind Ihre — aber was lacht ihr denn, ihr albernen Dinger? Werdet ihr euch wohl anſtändiger aufführen.“

Die kleinen Mädchen traten an Alice heran und reichten ihr die Hand, pruſteten aber vor unterdrücktem Lachen.

„Erna, Eleonore!“ rief die Gräfin. Alice errötete über und über. Die beiden Mädchen aber warfen ſich auf den Vater, drückten ihre Geſichter an ſeine Arme und lachten laut auf. „Papa,“ rief die ältere endlich, „du haſt uns geſagt, Fräulein Heinersdorf ſei alt und lahm und häßlich und nun iſt ſie noch jünger und ſchöner als Mama.“

„Und ſie hinkt auch gar nicht, Papa,“ ſtimmte die andere zu.

Die Gräfin lächelte, der Graf aber ließ ſein lautes, herzliches Lachen hören. „Pardon, mein

Fräulein," rief er, „was werden Sie von mir denken. Ich habe mir allerdings erlaubt, meinen neugierigen Töchtern ein ähnliches Bild von Ihnen zu entwerfen. Nicht wahr, Sie nehmen mir den allerdings etwas derben Scherz nicht übel?"

„Gewiß nicht, Herr Graf," erwiderte Alice.

Bei Tisch saß Alice zwischen den beiden kleinen Mädchen, mit denen sie rasch Freundschaft schloß. Die Hausfrau verhielt sich sehr schweigsam, der Graf aber war in der besten Laune, neckte anfangs nur seine Töchter, dann auch seine Frau, endlich auch Alice, tanzte nach Tisch mit jeder Tochter einen Walzer, zu dem Alice die Begleitung spielen mußte, und brachte schließlich sogar unter unendlichem Jubel der Kinder die beliebte Laterna Magica herbei.

Der Jubel war eben auf dem Höhepunkt, als Amalie plötzlich ins Zimmer trat. „O weh!" riefen die Kinder.

„Was meinen Sie, Amalie, legen Sie nicht heute Fräulein Heinersdorf zu Ehren ein Viertelstündchen zu?" fragte der Graf.

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr Graf," versetzte Amalie, ohne eine Miene zu verziehen.

„Daß heißt also nein? Nun, dann ist nichts zu machen. Sagt ‚Gute Nacht' Kinder und geht schlafen. Sie müssen nämlich wissen, mein Fräulein," fügte der Graf erläuternd hinzu, „daß unsere gute Amalie früher die Amme meiner Frau war und jetzt die Wärterin von uns allen ist. Sie müssen ihre Gunst zu erringen suchen, denn sie kann, wie Sie sehen,

mitunter ſtreng ſein. Nicht wahr, Amalie, Sie werden das Fräulein auch unter Ihre Flügel nehmen?"

Amalie blickte Alice ſo feindlich an, daß dieſe erſchrak. „Was habe ich mit dem Fräulein zu thun," erwiderte ſie, „ich gehe meine Wege, das Fräulein geht ihre Wege, das gibt keinen Kreuzweg."

„Das war nun wieder einmal amalienhaft grob," rief der Graf. „Sie ſind der reine Waldmenſch, Amalie."

„Ich bin ja auch nicht adelig, ſondern von einfacher Leute Schlag," war die Antwort.

„Das ſtimmt, meine Gute. Gute Nacht, mein Kind. Gute Nacht, Erna."

Als auch die Erwachſenen aufgebrochen waren und die Gräfin ſich von Amalie das Haar kämmen ließ, fragte ſie: „Warum warſt du denn ſo grob, Amalie?"

„Was war ich grob? Was habe ich mit dem Fräulein zu ſchaffen? Ich werde den Komteßchen keine Stunden geben. Ich ſchlafe mit ihnen zuſammen, ich kleide ſie an, ich gehe mit ihnen in den Garten. Was geht mich das Fräulein an?"

„Wie gefällt dir das Fräulein?" fragte die Gräfin nach einer Pauſe.

„Gar nicht!"

„Wie, gar nicht?"

„So, gar nicht. Wer wird nur eine ſo junge und ſchöne Gouvernante ins Haus nehmen?"

Die Gräfin errötete und wandte ſich unwillig ab. „Sei nicht albern," ſagte ſie.

Amalie kämmte ſchweigend darauf los. Man hörte nichts als das leiſe Rauſchen, das die über die Haarwellen hinfahrende Bürſte hervorrief. Endlich legte Amalie die Bürſte fort und begann das Haar in breite Flechten zu ordnen.

„Schmollſt du, Amalie?“

„Ich bin ja albern.“

Die Gräfin wandte ſich um. „Was wollteſt du denn vorhin ſagen?“

„Ich wollte ſagen, daß, wer einen jungen Mann hat, keine junge hübſche Gouvernante ins Haus nehmen ſoll.“

Die Gräfin legte langſam ihre Ringe ab und ließ einen Diamantring im Licht der Kerzen funkeln.

„Und adelig iſt ſie noch dazu,“ fuhr Amalie fort. „Wozu wird ſo eine Gouvernante? Wenn ſie eine Predigerstochter wäre oder eine Doktorstochter, ſo wäre es in der Ordnung, aber wer hat je gehört, daß ein adeliges Fräulein Gouvernante wird.“

Die Gräfin blickte noch immer aufmerkſam auf das Feuer am Ringe, den ſie hin- und herbewegte. „Findeſt du ſie denn ſo ſchön?“ fragte ſie.

„Ich finde ſie nicht ſchön — nein — wahrhaftig nicht, aber die Herren werden ſie ſchön finden.“

Die Gräfin erhob ſich ſo jäh, daß die Zofe kaum Zeit hatte, die eben beendete Flechte fahren zu laſſen. „Es iſt gut, du kannſt gehen,“ ſagte ſie.

Amalie küßte ihrer Herrin die Hand und ging.

Die Gräfin legte den Ring fort, ſtützte ihren Kopf auf die Hand und verſank in tiefes Sinnen. Sollte

Amalie recht haben? Frau Ina wußte, wie blind ſie ihr ergeben war und ſie hatte nur zu oft Gelegenheit gehabt, gewahr zu werden, wie der ſcharfe Verſtand dieſer einfachen Frau Dinge, Perſonen und Verhältniſſe richtig beurteilte, die weit über ihren geiſtigen Horizont hinaus zu gehen ſchienen. War das nicht eine Warnung vom Himmel? Die Gräfin hatte es nie ohne Eiferſucht anſehen können, wenn die Herzen aller Menſchen ihrem glänzenden Gemahl ſo raſch und voll entgegenſchlugen, aber ſie hatte ſich immer ſagen müſſen, daß er ihr nie auch nur den geringſten Anlaß zur Eiferſucht gegeben hatte. Sie hatte dieſe daher immer niederwerfen und ſich ganz freudigem Stolz hingeben können. Nein, er, den alle, zumal alle Frauen liebten, liebte nur ſie. Es verging kein Abend, an dem ſie nicht Gott ausdrücklich dafür dankte, aber ſie hatte ein Gefühl eiferſüchtiger Furcht doch nie ganz los werden können. Es war thöricht dieſes Gefühl, ſehr thöricht, aber es lag einmal in ihrer Natur. Oder lag die Wurzel des Übels in ſeiner Natur?

Die Gräfin erhob ſich und ging auf dem weichen Teppich, der den Fußboden des Zimmers bedeckte, langſam auf und nieder. „Nein, er iſt ſeinem Temperament nach konſervativ. Wen er einmal liebt, es ſei Menſch, Tier oder Gerät, an dem hängt er ſein Leben lang. Und gar in dieſem Falle liegt doch wirklich kein Grund zur Eiferſucht vor. Sollte ein ſo junges dummes Ding, ſollte ſolch ein Kind mir gefährlich werden können?“

Auf dem Sims des Kamins ſtand eine Meißner Vaſe, auf der eine reizende Schäferin mit einem entzückenden Grübchen in der Wange dargeſtellt war. Die Gräfin blieb vor der Vaſe ſtehen. „Und doch — die Kinder ſagten vorhin, ſie ſei ſchöner als ich. Das iſt nicht wahr, ſie iſt gar nicht ſchön, aber ſie iſt lieb-reizend. Amalie mag recht haben. Du da gefällſt ja auch den Herren beſonders.“

Die Gräfin fuhr zuſammen, denn der Graf legte plötzlich ſeine Arme um ihren Leib. „Wo bleibſt du ſo lange?“ fragte er. „Komm“ erwiderte ſie.

Der Graf war in der beſten Laune. „Das iſt einmal ein reizendes Geſchöpfchen,“ ſagte er. „Das muß ich ſagen.“

„Wer?“

„Wie, wer? Fräulein Heinersdorf natürlich. Ein allerliebſtes Mädchen. Haſt du bemerkt, was ſie für zuckerſüße Grübchen hat, wenn ſie lacht? Die ſoll mir hier fleißig lachen, dafür will ich ſchon ſorgen. Du haſt doch ihr Zimmer traulich eingerichtet?“

„Ich weiß nicht, was du traulich nennſt. Es ſieht oben aus wie eben in einem Gouvernanten-zimmer.“

„Aber, beſte Ina, was du immer mit der Gouver-nante vorfährſt. Sei doch nicht ſo pedantiſch, liebes Herz. Fräulein Heinersdorf wird ja allerdings auch die Gouvernante unſerer Kinder, vor allen Dingen aber doch ein liebenswürdiger Hausgenoſſe ſein. Ich will morgen ſelbſt hinauf und nachſehen, ob

wir dort nicht noch irgend einen kleinen Schmuck anbringen können."

„Vortrefflich, lieber Georg, aber zunächst wollen wir — denke ich — schlafen."

Sie schwiegen eine Weile; dann fragte der Graf: „Schläfst du schon?"

„Nein. Was wünschest du?"

„Ich wollte dich fragen, wo die englischen Stahlstiche geblieben sind, die früher im grauen Zimmer hingen. Wir könnten sie jetzt ganz gut hinaufgeben."

„Ich werde sie dir morgen aufsuchen lassen."

„Tausend Dank, mein Herz. Du sollst einmal sehen, wie die Kleine sich freuen wird. Wir hängen sie ihr hin, während sie ausgegangen ist. Das wird einmal Grübchen geben. Gute Nacht, Ina."

„Gute Nacht, Georg."

Auch Alice war noch nicht gleich zu Bett gegangen, sondern schrieb erst noch an ihre Freundin. Sie schilderte derselben ihr Erlebnis mit Herrn Sirius und fuhr dann fort: „Mir war, wie gesagt, das Herz sehr, sehr schwer, aber die Fahrt durch die herrliche Abendluft richtete mich wieder auf. Dazu kam, daß man mir ein sehr hübsches Wägelchen mit einem prachtvollen Braunen davor entgegengeschickt hatte, so daß ich dahinfuhr wie eine Prinzessin. Auch der Kutscher gefiel mir — er machte den Eindruck eines guten Menschen, und ich freue mich, daß seine Tochter mich bedienen wird." Es folgte nun eine Beschreibung des Empfanges und hieß dann weiter: „Der Graf gefällt mir sehr, und ich bin überzeugt, daß er so

gut ist, wie alle Leute behaupten. Ich habe jedenfalls noch nie eine so prächtige Erscheinung gesehen wie diesen Mann, und es ist mir ganz verständlich, daß jedermann an ihm hängt. Die Gräfin dagegen gefällt mir gar nicht. Du wirst fragen, warum nicht? Ich kann Dir diese Frage allerdings noch nicht beantworten, aber mein Gefühl spricht gegen sie. Und doch ist sie von ungewöhnlicher Schönheit und überdies sehr gütig gegen mich. Ich glaube aber nicht, daß wir uns je einleben werden. Um so besser gefallen mir meine Schülerinnen, ganz entzückende kleine Mädchen. Sie gleichen der Mutter, aber sie haben die herrlichen Augen des Vaters und, wie es scheint, auch seinen offenen freundlichen Sinn.

„Die Einrichtung und auch der ganze Zuschnitt des Hauses scheinen mir, soviel ich bis jetzt sehen konnte, unbeschreiblich elegant und großartig zu sein. Ich sage Dir, Onkel Alexanders Haus ist gegen Rotenhof wie ein Wirtshaus eingerichtet, und das will doch etwas sagen. Überall Teppiche über das ganze Zimmer, Portièren, Blumenarrangements, Marmorgruppen, Büchertische. Ich glaube die Bilder an den Wänden sind wirkliche Gemälde, wie sie in Bildergalerien hängen. Dabei ist alles so einheitlich, so weit und doch so traulich — ich sage Dir — entzückend. Ich glaube, daß es im ganzen Lande nicht noch so ein Haus gibt. Offenbar hat der Graf das alles so eingerichtet und angeordnet.

„So lebe ich denn, wie Du siehst, in eitel Pracht und Reichtum, und die Sklavenkette, die ich trage, ist

von Gold. Ach, Adelheid, ſie iſt aber doch eine Sklavenkette und jetzt, da ſie mir um den Leib geſchmiedet iſt, jetzt kann ich es Dir ja ſagen, Du treue Seele, es wurde mir unendlich ſchwer, ſie mir umlegen zu laſſen. Eine Heinersdorf — eine Gouvernante! Was würde mein Großvater dazu geſagt haben, mein ſtolzer Großvater, und was alle die übrigen, aus deren Blut ich entſtamme? Aber ich that es ja nicht um meinetwillen. Ich werde Papa helfen können, ich werde dazu beitragen können, daß er ſich weniger einzuſchränken braucht. Ach, ſeine Rente iſt ja ſo klein, daß ſelbſt die paar hundert Rubel, die ich ihm werde ſchicken können und der Umſtand, daß ich an ſeinem Tiſche nicht mehr mit eſſe und daher nur eine Portion geholt zu werden braucht, ſeine Lage nicht unerheblich erleichtern werden. Wenn ich außer dem Gelde, das mir meine Stickereien einbringen, noch fünfzig Rubel für mich verbrauche, — billiger kann ich mich unmöglich einrichten, denn meine Toilette muß doch einigermaßen dem Anſtrich des ganzen Hauſes entſprechen und um meine Wäſche iſt es ſo ſchlecht beſtellt, daß ich durchaus etwas für ſie thun muß, ſchon der Wäſcherin wegen, — ſo werde ich Papa jährlich 250 Rubel ſchicken können.

„Und nun gute Nacht, Du Treue, Gute. Ich bin todmüde und muß morgen früh aus dem Bett. Lebewohl, Dich küßt Deine

Alice.

P. S. Mir ist doch sehr bange. Ich bete zu Gott, daß er mich stärken und gnädig behüten möge. Thue Du es auch.

Deine A."

Alice erhob sich, ließ die Rouleaux und die Vorhänge herab, steckte die letzteren noch mit Stecknadeln zu und breitete ein Tuch über ihr Bett, denn sie schlief gern warm. Dann kleidete sie sich aus und suchte ihr Lager auf.

Fünftes Kapitel.

Als der Graf am folgenden Morgen in gewohnter Weiſe ſeinen Geſchäften nachging, bemerkte er mit Verwunderung, daß das Gefühl körperlichen Druckes auf dem Herzen, das ihn am vorhergehenden Tage ſo ſehr beunruhigt hatte, verſchwunden war. Ein ſo jäher Wechſel in ſeinen Empfindungen beſchämte ihn, und er dachte nun abſichtlich an die verlorene Geliebte; aber ſeltſam, das Gefühl vom geſtrigen Tage wollte nicht wiederkommen. Seine innere Stellung zu dem Vorgang hatte ſich verändert. Es erſchien ihm jetzt doch gut, daß er damals mit Lätitia gebrochen hatte. Sie hätte ſich in ärmliche Verhältniſſe nie finden können, und ihr künftiger Gatte ſollte ja ein liebenswürdiger Mann ſein. Polderkamp konnte auch heute nicht ohne Schmerz daran denken, daß es ihm nicht beſchieden geweſen war, mit der Jugendgeliebten durchs Leben zu wandern; aber er dachte an ſie mit ſanfter Trauer, wie wir einer lieben Toten gedenken, die uns durch ein grauſames Geſchick entriſſen wurde. Des Grafen erſtes Gefühl über dieſe Empfindung war, wie geſagt, Verwunderung; aber dieſe wich bald

einer faſt freudigen Erhebung; konnte er doch nun wieder wie bisher in warmer Zuneigung ſeines Weibes gedenken. Er dachte an die zehn ſchönen Jahre, die er, von ihr beglückt, an ihrer Seite durchlebt hatte; er dachte daran, daß er die Stellung, die er einnahm, den weiten Wirkungskreis, den er hatte, die Gaſtfreundſchaft, die er üben konnte, ihr verdankte; er dachte an ihre, wie er glaubte, zwar leidenſchaftsloſe und ruhige, aber auch ſtets gleichmäßige und nachſichtige Liebe zu ihm, den edlen Ton, den ſie ſeinem Hauſe verlieh, den klugen verſtändigen Rat, den ſie erteilte.

Dem Grafen wurde es warm ums Herz, und es erfaßte ihn eine plötzliche Sehnſucht nach ſeinem Weibe. Er kehrte auf dem halben Wege zum Vorwerk Berghof um und ritt zum Schloſſe zurück, obgleich er ſonſt noch ein paar Stunden auszubleiben pflegte. Die Morgenkühle war noch nicht ganz gewichen, und ein friſcher Wind ließ den noch grünen Roggen zur Seite des Weges in bläulichen Wogen ſchwanken. Dazu ſchien die Sonne ſo hell, und die Vöglein ſangen laut in den leiſe rauſchenden Zweigen der Trauerbirken.

„Wo iſt die gnädige Frau, Amalie?“ fragte der Graf im Vorſaal.

„Die gnädige Frau läßt im Leutezimmer alte Bilder abſtäuben,“ war die Antwort.

„Was für alte Bilder?“

„Die Bilder, die früher im grauen Zimmer hingen.“

„Ah, die für Fräulein Heinersdorf! Schön.“

Der Graf eilte weiter, Amalie aber blieb ſtehen und blickte ihm finſter nach. „Alſo dazu waren die Bilder beſtimmt?“ murmelte ſie. „Arme gnädige Frau!“

„Schon zurück?“ fragte die Gräfin ihren Gemahl, als ſie ihn eintreten ſah. „Die Bilder ſind übrigens ſchon fertig,“ fügte ſie hinzu.

„Welche Bilder?“

„Die Stahlſtiche aus dem grauen Zimmer.“

„Ach ja, Amalie ſprach mir von ihnen. Nun, damit hätte es nicht ſolche Eile gehabt. Aber komm, ich habe dir etwas zu ſagen.“

Sie ſtiegen die Treppe hinan. „Was willſt du?“ fragte die Gräfin oben.

„Komm hierher,“ erwiderte der Graf, indem er auf ein kleines Sofa wies, und ſetze dich auf meinen Schoß. So, und nun ſieh mich nicht ſo verwundert an. Ich bin einzig und allein deshalb früher nach Hauſe gekommen, um dir zu ſagen, daß ich dich über alle Maßen lieb habe.“

Über das Geſicht der Gräfin flog es wie Sonnenſchein. So hatten ſie und Amalie geſtern abend doch nur Geſpenſter geſehen. Sie war innerlich voll Jubel, aber ſie bewahrte äußerlich wie immer ihre gemeſſene Haltung.

„Das war hübſch von dir, daß du kamſt, Georg,“ ſagte ſie, indem ſie ihn auf die Stirn küßte. „Komm immer zu mir, wenn dich dein Herz dazu treibt.“

„Dann würde es ſchlecht um die Wirtſchaft ſtehen, meine Liebe," war die Antwort.

Zum Frühſtück erſchienen Alice und die Kinder. Die letzteren waren von ihrer neuen Lehrerin offenbar höchlichſt erbaut und ſchwatzten ohne Ende. Der neue Liebling mußte doch zunächſt wenigſtens durch das Wort mit allem Intereſſanten, das es in Rotenhof gab, bekannt gemacht werden. „Und dann," fuhr Eleonore fort, „hat Amalie in ihrem Zimmer eine Tafel. Auf der ſtehen die Namen aller Dienſtboten, die je bei Papa und Mama gedient haben, aller Diener, aller Kutſcher, aller Mädchen, alle, alle. Sie ſind auch ſchon eingetragen."

„Ja, und Amalie hat hinter Ihrem Namen noch drei Kreuzchen gemacht," fügte Erna hinzu, „aber ſie ſagt uns nicht, was das zu bedeuten hat."

Alice errötete über und über, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Ihr habt euch falſch ausgedrückt, Kinder," bemerkte der Graf. „Amaliens Tafel enthält nicht nur die Namen der Dienſtboten, ſondern die aller Hausbewohner. Das iſt ein Unterſchied."

„Wir ſtehen aber nicht darauf, Papa!"

„Nun, ihr ſeid eben noch allzu kleine Leute, um als Hausbewohner gelten zu können."

„Ja, das iſt wahr. Was bedeuten aber die drei Kreuze?"

„Dieſe verdanken ihre Entſtehung einem Aberglauben. Das Volk glaubt, daß, wer den Namen eines neuen Hausgenoſſen zum erſtenmal ſchreibt, ihm

drei Kreuze beigeben müſſe. Dann haben die Hexen keine Macht über ihn."

„Es gibt aber doch keine Hexen?"

„Nein, darum bezeichnete ich eben dieſe Sitte als Aberglauben."

Nach dem Frühſtück begaben ſich Alice und die Kinder in den Garten. „Das war eine komiſche Scene," ſagte die Gräfin, als die Thüre ſich hinter ihnen ſchloß.

„Ich fand ſie weniger komiſch als überaus peinlich," erwiderte der Graf, indem er an der Klingelſchnur zog, ungewöhnlich ſcharf. „Friedrich, ſage Amalie, ſie ſolle auf mein Zimmer kommen."

„Aber, liebſter Georg," rief die Gräfin, ſobald der Diener das Zimmer verlaſſen hatte, „laß doch Amalie aus dem Spiel! Du weißt ja, daß mit ihr nichts anzufangen iſt."

„Das weiß ich — bitte, laß mich — das weiß ich ſehr wohl; aber die Tyrannei, die dieſe Perſon hier im Hauſe ausübt, wird nachgerade unerträglich. Laß mich — ich werde ihr ja nichts thun, ich will ihr nur den Standpunkt klar machen."

„Aber, beſter Georg, du weißt doch ſehr wohl, daß das bei ihr ein vergebliches Bemühen iſt."

„Ich will es doch einmal auf eine Probe ankommen laſſen."

„Ich bitte dich, thue es nicht. Wir müſſen ſie nun einmal nehmen, wie ſie iſt. Wir können ſie ja doch nicht fortſchicken. Es wird wieder dieſelbe Geſchichte werden wie mit dem letzten Koch. Damals

war ſie auch im Unrecht, und doch mußten wir den Koch gehen laſſen, und ſie blieb."

Der Graf wollte aufbrauſen, hielt aber an ſich und erwiderte, wenn auch mit zornbebender Stimme, ſo doch einigermaßen ruhig: „Ich verſtehe dich nicht, Ina! Steht denn auch in deinen Augen eine Baroneſſe von Heinersdorf, nur weil ſie das Unglück hat, Gouvernante ſein zu müſſen, mit einem Koch auf gleicher Stufe?"

„Nein, aber es handelt ſich in dieſem Falle auch nicht um die Baroneſſe Heinersdorf, ſondern um die Gouvernante gleichen Namens. Du ſagteſt ja ſelbſt —"

„Aber mein Gott," brauſte der Graf auf, „du wirſt doch nicht behaupten wollen, ich hätte geſagt, dieſe freche Canaille dürfe —"

Die Gräfin trat zurück. „Entſchuldige," ſagte ſie kalt, „ich bedaure meine Einmiſchung. Bitte — geh — ich halte dich nicht länger zurück."

Der Graf griff raſch nach der Hand ſeiner Gemahlin und führte ſie an die Lippen. „Verzeih, beſte Ina," bat er. „Du weißt ja, ich bin ſo heftig. Aber dieſer Ausbruch kam inſofern zur rechten Zeit, als ich jetzt Amalie gegenüber gewiß nicht in Harniſch geraten werde. Ich glaube dir das verſprechen zu können."

„Warum willſt du dann überhaupt mit ihr ſprechen? Es kann dabei doch nichts Gutes herauskommen."

„Laß es mich wenigſtens verſuchen."

„Wie du willſt."

„Und du biſt mir nicht mehr böſe, mein Herz?"

„Nein, Georg."

Als der Graf ſein Zimmer erreicht hatte, fand er Amalie ſchon vor. Sie blickte ihn finſter und, wie es ihm ſchien, drohend an.

„Sie haben auf ihrem Zimmer eine Tafel, auf der Sie die Namen aller Dienſtboten des Hauſes verzeichnet haben?" begann der Graf, indem er ſich ſetzte.

„Ja."

„Sie haben auf dieſe Tafel auch den Namen des Fräulein Heinersdorf verzeichnet?"

„Ja."

„Warum thaten Sie das?"

„Weil ihr Name dahin gehört."

„Wiſſen Sie, daß das Fräulein eben ſo adelig iſt wie die gnädige Frau oder ich?"

„Ja."

„Nun, dann werden ſie wohl auch wiſſen, daß das Fräulein nicht unter die Dienſtboten gehört."

„Ach ſo, ſie iſt nicht Gouvernante, ſondern eine Dame?"

Die Zornesader des Grafen ſchwoll an und ſeine Hände, die auf den Stuhllehnen ruhten, zitterten; aber er hielt an ſich.

„Von was für einer ‚ſie' ſprechen Sie, Amalie?"

„Von der Heinersdorf."

„Sie dürfen nicht ſo von der Dame ſprechen,

Amalie; das ſchickt ſich nicht. Sie müſſen ſagen: Fräulein Heinersdorf."

Keine Antwort.

„Sie haben ſich auch erlaubt, den Namen des gnädigen Fräulein mit drei Kreuzen zu verſehen?"

„Ja."

„Warum thaten Sie das?"

Keine Antwort.

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Amalie, das Sie ſich merken müſſen. Ich wünſche nicht, daß dergleichen noch einmal vorkommt. Verſtehen Sie?"

Amalie wurde kreidebleich; nur auf der Stirn entſtand ein dunkler Fleck.

„Herr Graf," erwiderte ſie mit bebender Stimme, „ich bin keine Lettin, ich bin eine deutſche Frau, eine deutſche Bürgersfrau. Ich kann in meinem Zimmer thun, was ich will, und ſchreiben, was ich will."

„Gewiß können Sie das; aber Sie dürfen die Tafel dann nicht offen aushängen laſſen."

„Ich rufe die Komteßchen nicht in mein Zimmer. Wenn die Komteßchen in mein Zimmer kommen, ſo iſt das nicht meine Sache. Ich werde meiner gnädigen Frau Kinder nicht fortſchicken. Nein, gnädiger Herr, ich bin keine Lettin, ich bin eine deutſche Frau; ſo wie Sie darf kein Menſch zu mir ſprechen. Ich habe mir nichts zu merken. Ich werde die Perſon nicht gnädiges Fräulein nennen, und wenn ſie zehnmal adlig iſt, ich werde ihr nicht die Hand küſſen. Wenn meine gnädige Frau Amalie nicht mehr haben will, ſo kann ſie Amalie fortjagen wie einen Hund — das

kann ſie — aber merken werde ich mir nichts, gnädiger Herr, und in meinem Zimmer werde ich ſchreiben, was ich will, gnädiger Herr Graf, und da haben Sie mir nicht zu ſagen, daß ich mir was ‚merken‘ ſoll. Meine gnädige Frau kann alles, ſie kann mir auch ſagen, was ich auf meinem Zimmer ſchreiben ſoll, und was ich mir merken ſoll; aber der gnädige Herr darf nicht ſo zu mir reden, denn ich bin eine deutſche Frau und keine Lettin, und das leid' ich nicht — und das leid' ich nicht — und das leid' ich nicht!"

Der Graf blickte die leidenſchaftlich Erregte mit zornfunkelnden Augen an. Er hätte ſie am liebſten durchgeprügelt und zur Thüre hinausgeworfen; aber er wußte, daß weder ſeine Frau noch ſeine Schwiegermutter ihm das jemals vergeben haben würden. Einen Augenblick kämpfte er mit ſich, dann ſiegte die Vernunft über die Leidenſchaft. „Sie können gehen," ſagte er.

Amalie wandte ſich um und verließ das Zimmer.

„Es iſt empörend," dachte der Graf, „dieſe freche Perſon lehnt ſich offen gegen mich auf. Man kann ſie weder durch Freundlichkeit noch durch Strenge zähmen. Andererſeits haben die Frauen nicht ganz unrecht, denn ſie iſt treu wie Gold, und ſie würde ſich für Ina in Stücke hauen laſſen. Ich muß künftig immer nur durch dieſe auf ſie einwirken laſſen, der gehorcht ſie wenigſtens einigermaßen. Ich bin ihr gegenüber wehrlos — ich kann dieſe treue Bulldogge doch nicht aus dem Hauſe jagen."

Amalie begab ſich ſtracks zu ihrer Herrin.

„Gnädige Frau," ſagte ſie, „wollen Sie, daß ich fortgehe?"

„Nein, Amalie, das will ich nicht. Du brauchſt aber auch nicht ſo empfindlich zu ſein, wenn dir der Herr einmal den Kopf wäſcht."

„Ich bin nicht empfindlich, aber ſo behandeln laſſe ich mich nicht! Ich bin keine Lettin, ich bin eine deutſche Frau. Ich werde ſie nicht ‚gnädiges Fräulein' nennen und werde ihr nicht die Hand küſſen. Nein, das werde ich nicht. Und ich werde mir nichts ‚merken', gar nichts."

„Hat denn der gnädige Herr verlangt, daß du dem Fräulein die Hand küſſen ſollſt?"

„Ich weiß nicht, ob er es verlangt hat; aber ich werde es nicht thun. Und wenn der gnädige Herr mich deshalb fortjagt wie einen Hund, ſo werde ich vor der Thüre liegen bleiben und warten, bis Sie nachkommen; denn das wird ja doch nicht mehr lange auf ſich warten laſſen, und Sie werden auch gehen."

„Amalie!"

Amalie fiel vor der Gräfin nieder und umfaßte ihre Kniee. „Ja," ſchluchzte ſie, „und ich will von meiner gnädigen Frau nicht fortgehen und gerade jetzt nicht, wo ſie mich nötig haben wird — und ich habe immer gewußt, daß es einmal ſo kommen würde — und die Frau Baronin hat es auch gewußt und hat auch nicht ‚ja' ſagen wollen — aber ich bitte Sie, jagen Sie mich jetzt nicht fort — denn ich weiß, es wird nicht gut — und es wird nicht gut — und es wird nicht gut!"

Die Gräfin war auf das höchſte erregt. Sie hatte Amalie noch nie in einem ſolchen Zuſtand geſehen, und die wilde Energie in der Rede der aufgeregten Frau erſchreckte ſie. Das, was ſie ſprach, war ja thöricht; aber es war doch gut gemeint, und es kam aus dem treueſten Herzen, das je rückhaltlos für einen anderen Menſchen geſchlagen hatte. Oder war es gar am Ende doch nicht thöricht? Fühlte nicht etwa der Inſtinkt der Liebe eine Gefahr heraus, wo auch das ſchärfſte Auge noch keine gewahr werden konnte?

Die Gräfin ſuchte die Aufgeregte ſo gut ſie konnte zu beruhigen; aber ſie ſelbſt bedurfte der Beruhigung faſt eben ſo ſehr wie ſie, obgleich ſie es ſich nicht merken ließ. Die Abneigung gegen die Gouvernante wurzelte feſter und feſter in ihrem zähen Empfinden. Sie glaubte ihr nur zu zürnen, weil ihre Anweſenheit von vornherein Unfrieden ins Haus brachte; aber ſie täuſchte ſich. Ein anderes, weit mächtigeres Gefühl als vorübergehender Zorn nahm langſam aber unaufhaltbar Beſitz von ihrem Fühlen und Denken.

Ein Diener überbrachte der Gräfin eine Karte: Herr von Grünhof wünſchte ihr ſeine Aufwartung zu machen. Der Baron hatte bisher noch nicht in Rotenhof verkehrt, es aber jetzt für angemeſſen erachtet, daſelbſt einen Beſuch zu machen. Er kam dem Ehepaar ſehr gelegen; man ſuchte daher ſeinen Beſuch zu verlängern und forderte ihn auf, zu bleiben. Kurz bevor man ſich in das Speiſezimmer begab, er-

ſchien auch Alice, und ihre Erſcheinung machte auf den jungen Mann ſichtlich einen tiefen Eindruck. Er wandte ſich während der Mahlzeit mehrmals an ſie, und ſie antwortete anfangs ein wenig ſchüchtern; dann aber wurde ſie warm und geriet bald mit den beiden Herren in eine lebhafte Debatte über einen ſoeben erſchienenen Roman. Darüber wurde auch des Grafen natürliche Heiterkeit mit der letzten Erinnerung an die Scene mit Amalie fertig, und er ging bald eben ſo energiſch als erfolgreich darauf aus, die entzückenden Grübchen auf Alicens Wangen und ihr Lachen hervorzurufen. Die Gräfin ihrerſeits, deren Temperament nicht ſo flüchtiger Natur war wie das ihres Mannes, und in der der Eindruck der Scene mit Amalie noch lebhaft nachzitterte, wurde mittlerweile immer ſchweigſamer. „Wie unpaſſend," dachte ſie, „daß dieſes junge Mädchen gleich am erſten Tage das große Wort führt! Und wenn es noch klug wäre, was ſie ſpricht; aber es iſt ganz gewöhnliches ſentimentales Backfiſchgeſchwätz." Sie wollte ſich anfangs an der Debatte beteiligen; aber ſie fand, daß es ſich einer ſolchen Gegnerin gegenüber nicht der Mühe lohnte. Die Herren ſprachen ja auch nur um der Grübchen willen.

So ſaß Frau Ina denn ſtill und einſilbig da und überlegte, wie ſie „die junge Perſon" auf das Unſchickliche in ihrem Benehmen aufmerkſam machen und ſie in die Schranken ihrer Stellung zurückweiſen könne.

Der Nachmittagskaffee wurde, wenn die Familie

allein war oder doch nur wenig Beſuch hatte, auf einer kleinen mit tropiſchen Blattpflanzen geſchmückten Veranda eingenommen, die im Winter als Privatwintergarten diente. Jetzt im Sommer war die Glaswand fortgenommen, ſo daß die friſche Luft freien Zutritt hatte.

Ein Diener brachte ein Servierbrett, auf dem ſich eine Thee- und eine Kaffeekanne mit dem entſprechenden Geſchirr befanden, ſtellte es vor dem Platz der Gräfin auf den Tiſch und zog ſich zurück. Dasſelbe that ſein Gefährte, nachdem er die Cigarren und eine Kerze gebracht hatte.

Die drei ſtanden an der in den Garten hinabführenden Steintreppe und disputierten noch immer. „Aber Sie werden mir doch zugeben, mein Fräulein, daß man eheliche Untreue nicht ganz aus den Romanen verbannen darf," rief der Graf. „Sie kommt doch auch im Leben vor und iſt unter Umſtänden doch auch ſehr verzeihlich."

„Fräulein Heinersdorf, trinken Sie Thee oder Kaffee?" fragte die Gräfin von ihrem Platz aus.

„Wie Sie wollen, gnädige Frau. Es iſt mir ganz einerlei."

„Mir auch," erwiderte Frau Ina.

Der Ton, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, war ſo ſcharf und ſchneidig, daß die Gräfin ſelbſt darüber erſchrak und errötete, ſo daß es ausſah, als ob ſie mühſam ihren Zorn beherrſchte. Alice wurde blutrot, und die Thränen traten ihr in die Augen; der Baron blickte voll Erſtaunen auf die Gräfin, von

der er einen ſolchen Ausfall nimmermehr erwartet hatte, und der Graf biß ſich vor Ärger auf die Lippen. Er faßte ſich übrigens raſch und rief lächelnd: „Nun, meine Damen, das Getränk wird unter allen Umſtänden ein gleichgiltiges. Ja — was ich ſagen wollte — in vorliegendem Fall zum Beiſpiel muß man doch jedenfalls zugeben, daß der Profeſſor durch die Taktloſigkeit ſeiner Frau auf das höchſte degoutiert werden mußte.“

Der Graf ſprach dieſe Worte ohne alle Hintergedanken, nur um etwas zu ſagen und das Geſpräch nicht ins Stocken geraten zu laſſen; Frau Ina glaubte aber, daß er ihr damit habe andeuten wollen, daß ſie ſoeben taktlos gehandelt hatte. Sie war innerlich empört, blieb aber äußerlich ruhig, und nur ein leichtes Zittern ihrer Stimme verriet ihre Aufregung, als ſie fragte: „Nicht wahr, Herr von Grünhof, Ihre Tante, die Berghöffſche Frau, war den Winter über in Dresden?“

Alice ging unterdeſſen die Stufen hinab in den Garten. Sie war tief verletzt. Womit hatte ſie eine ſolche Behandlung verdient? Sie ſuchte ſich eine verſteckte Laube auf und weinte dort bittere Thränen. Hatte ſie nicht doch etwas übernommen, was über ihre Kräfte ging? Wenn dieſe Demütigungen ſich wiederholten, konnte ſie ſie ertragen? War es nicht beſſer, fortzugehen — gleichviel wohin — nach Rußland — nach Sibirien meinetwegen — wo niemand ſie kannte — als ſich hier von ihren eigenen Standesgenoſſen mißhandeln laſſen? „Warum beleidigt mich

die Gräfin? Warum sieht sie auf mich herab? Weil sie reich ist, während ich arm bin. Aber auf der anderen Seite — soll ich den Fuß vom kaum betretenen Pfade schon zurückziehen? Heißt es nicht gerade jetzt: halte aus, erringe dir deine Stellung, erkämpfe sie dir? Ich bin und bleibe doch eine Heinersdorf, ich führe doch einen uralten, nie befleckten Namen. Und dann bin ich ja auch nicht ohne Hilfe. Der Graf wird schlimmsten Falls schon zu meinen Gunsten eintreten."

Als Alice an den Grafen dachte, wurde ihr warm ums Herz. Wie dankbar war sie ihm, wie bewunderte sie seine Herzensgüte, seine Gewandtheit! Ja, er war ein Mann!

Als der Baron Grünhof aufbrach und sich von der Hausfrau verabschiedete, fügte er hinzu: „Bitte, mich Fräulein Heinersdorf zu empfehlen!" Die Gräfin empfand auch das als eine Malice; dem Wunden erscheint ein Charpiefaden als eine Last.

Der Graf begleitete seinen Gast bis an den Wagen und kehrte dann zu seiner Frau zurück. „Warum bist du so unfreundlich gegen das junge Mädchen?" fragte er.

„Daß ich nicht wüßte! Was meinst du damit?"

„Ich meine, daß die Bemerkung, die du ihr gegenüber machtest, nicht so höflich war, wie du dich sonst auszudrücken pflegst."

„Ja, lieber Georg, ich habe dir, wie du dich erinnern wirst, gleich anfangs gesagt, daß wir für eine

junge Dame keinen Platz im Hause haben. Wir brauchen eine Gouvernante.

„Gewiß, mein Herz; aber das scheinen mir doch keine unvereinbaren Gegensätze zu sein."

„Ich fürchte fast. Ich fange an zu glauben, daß Fräulein Heinersdorf nicht die Persönlichkeit ist, die wir brauchen. Ich fürchte, daß wir eine schlechte Wahl getroffen haben."

„Aber warum — um alles in der Welt — fürchtest du denn das?"

„Weil sie ihre Stellung offenbar nicht richtig versteht; weil sie es selbst darauf anlegt, von mir zurechtgewiesen zu werden. Aber lassen wir dieses Thema."

„Ich denke doch nicht. Ich muß dir sagen, daß —"

„Ich bitte dich, wollen wir nicht mehr davon sprechen."

„Aber weshalb denn nicht? Ich glaube gerade —"

Die Gräfin erhob sich und verließ die Veranda. Der Graf blickte ihr in sprachlosem Erstaunen nach. Seine Frau war wie verwandelt, er hatte sie noch nie so unfreundlich gesehen. Was hatte sie nur?

Frau Ina eilte unterdessen rasch durch ein paar Zimmer und blieb dann stehen. Sie legte unwillkürlich die Hand auf das Herz und holte tief Atem. Was war das? Ein Zwist mit ihrem Manne? Und sie hatte ihn gewissermaßen herbeigeführt? Sie wandte sich um und wollte zu ihm eilen; aber sie blieb doch stehen. Er konnte ja auch zu ihr kommen. Aber

wenn er nicht kam? Sie horchte nach der Veranda hin; aber es blieb alles ſtill. Wenn er am Ende zur Heinersdorf gegangen war?

Die Gräfin dachte nicht weiter, ſie durchſchritt raſch den Vorſaal, flog die Treppe hinan und eilte in ein Zimmer, von deſſen Fenſtern aus man auf die Veranda blicken konnte. Mit atemloſer Spannung blickte ſie hinab. Der Graf ſtand noch immer auf dem Platze, an dem ſie ihn verlaſſen hatte. Er hatte den Kopf in tiefem Nachſinnen gebeugt und klopfte mit der Rechten mechaniſch auf die Stuhllehne.

Dann wandte er ſich um, ſtieg langſam die in den Garten führende Treppe hinab und ſchlug die Richtung ein, die vorhin Alice genommen hatte.

Die Gräfin taumelte zurück und verbarg ihr Geſicht in den Händen. Dann fuhr ſie ſich mit der Rechten über die Stirn — einmal — noch einmal — und ging wieder hinab zu ihrem Platz auf der Veranda.

Der Graf ging unterdeſſen langſam in den Garten. Er ſuchte wirklich Alice. „Ich muß Ina mit Unwohlſein entſchuldigen," dachte er, „ſie muß ja auch wirklich krank ſein. Ich habe ſie nie ſo reizbar geſehen. Ich will doch morgen mit dem Doktor ſprechen."

Die kleinen Mädchen kamen ihm entgegen und eilten auf ihn zu. „Wo iſt Fräulein Heinersdorf?" fragte er.

„Iſt ſie im Garten? O dann wollen wir ſie

ſchon finden. Vorwärts, Erna, wer ſie findet, iſt Königin!"

Sie liefen davon. Nach einiger Zeit hörte der Graf ſie rufen und ging langſam auf die Gruppe zu. Sein ſcharfer Blick ſagte ihm ſogleich, daß das junge Mädchen geweint hatte, und er war voll Mitleid. Er ſchickte die Töchter unter einem Vorwande voraus und ſprach dann davon, daß ihm der Zuſtand ſeiner Frau viel Sorgen mache. Sie habe ſich offenbar zu ſehr angeſtrengt und ſei infolge deſſen nervös und reizbar geworden. „Wir werden meine liebe Frau in der nächſten Zeit wie eine Kranke behandeln und ſehr ſchonen müſſen," ſchloß er und ging dann zu einem anderen Geſprächsthema über.

Alice war ihm aus tiefſter Seele dankbar.

Sechstes Kapitel.

Die Morgensonne ist die größte Feindin der Leidenschaft. Wie ihre hellen warmen Strahlen den Grafen vor zwei Tagen beruhigt hatten, so ließen sie heute auch die Gräfin ihre Lage in einem ruhigern Lichte betrachten. Sie hatte nach dem Kaffee ihr Lieblingsplätzchen aufgesucht, einen kleinen freien Platz mitten zwischen den Blumenbeeten des Gartens, auf dem ein Tischchen und zwei Stühle standen, und nähte fleißig an einer Stickerei. Der Morgen war köstlich, die Sonne schien hell und warm, die Blumen dufteten, rings um sie her war alles offen und frei, wie sie es liebte. Schmetterlinge gaukelten von Beet zu Beet, im Schatten der Hecken perlten noch Tautropfen, und vieltausendstimmiger Vogelgesang erfüllte den Park und Garten.

Die Gräfin hatte Gespenster gesehen, ohne Zweifel. Ein Grund zu ernstlicher Besorgnis lag durchaus nicht vor. Die neue Gouvernante war ihr unsympathisch — nun, das sind Gouvernanten oft. Das junge Mädchen war mitunter etwas vorlaut — man konnte ihr das abgewöhnen. Das Schlimmste war,

daß die Gräfin ſich geſtern eine Blöße gegeben hatte, allein das komte ſie künftig vermeiden. Die Fremde durfte jedenfalls nicht zwiſchen ſie und ihren Mann treten. Sie gefiel Georg — wohlan ſie mußte geſchont werden. Er war ja unſäglich gutmütig, weich und mitleidig — wenn er ein aus dem Neſt gefallenes Vöglein fand, traten ihm Thränen in die Augen — es war nur natürlich, daß er für die Verletzte Partei ergriffen hatte, zumal dieſe Verletzte halb und halb eine Waiſe und zumal ſie arm war. Die Zurückweiſung war derb ausgefallen, ſehr derb, aber Georg war nach weicher Menſchen Art heftig und aufbrauſend. War die Gouvernante nur tüchtig als ſolche, ſo ließ ſich ſchon mit der Zeit ein erträgliches Verhältnis herſtellen. Aber war ſie eine tüchtige Gouvernante? Das, was ſie geſtern während der Debatte vorgebracht hatte, war ſo unreif, ſo unklar geweſen.

Die Gräfin warf einen Bick anf ihre Uhr nnd erhob ſich. Sie ging gemeſſenen Schrittes ins Hans und begab ſich ins Schnlzimmer.

„Sie haben wohl nichts dagegen, Fräulein Heinersdorf,“ ſagte ſie eintretend, „daß ich mir erlanbe, Ihrem Unterricht für ein Stündchen beizuwohnen. Ich muß mich doch überzeugen, ob meine kleinen Wildfänge Ihnen nicht allzu viel zu ſchaffen machen.“

Alice wurde beim Eintritt der Gräfin über und über rot. „Sie ſind ſehr freundlich, gnädige Frau,“ ſtammelte ſie verwirrt.

Die Gräfin rückte ſich einen Stuhl ans Fenſter und ſetzte ſich ſo, daß ſie ihr Geſicht Alice zuwendete, ſah ſie aber nicht an, ſondern war eifrig mit ihrer Stickerei beſchäftigt.

„Wünſchen Sie vielleicht, daß ich ein kleines Examen anſtelle? fragte Alice.

„O bitte, durchaus nicht. Laſſen Sie ſich durch mich in keiner Weiſe ſtören. Ignorieren Sie meine Gegenwart vollſtändig."

Die kleinen Mädchen ſahen erſt Fräulein Heinersdorf und dann einander an und lachten — halb verlegen und halb erfreut, jedenfalls aber zerſtreut. Auch Alice war zerſtreut. „Sie kommt, um zu finden, daß ich eine ſchlechte Lehrerin bin," dachte ſie.

Die Vorausſetzung eines feſſelnden Unterrichts iſt ein gewiſſes magnetiſches Fluidum, das Lehrer und Schüler verbindet, das aber latent bleibt, wenn der Lehrer nicht bei der Sache iſt. Letzteres war jetzt der Fall. Alice erteilte eine Rechenſtunde, aber ſie war, ſo viel Mühe ſie ſich auch gab, zerſtreut. Sie dachte, während ſie ihren Schülerinnen das Dividieren mit benannten Zahlen beizubringen ſuchte, darüber nach, ob ſie die Dame am Fenſter mit den ſchön geſchwungenen Augenbrauen, den langen ſeidenen Wimpern und den griechiſchen Geſichtszügen wohl je lieb gewinnen könnte, und verwickelte ſich darüber ſo in die Ballen, Ries, Buch und Bogen ihres Exempels, daß die Wimpern ſich hoben und die blauen Augen ſie ſo verwundert anſahen, daß ſie darüber erſchrak und nur noch mehr verwirrt wurde.

„Ach, ich war zerſtreut — nein — ſo iſt es nicht, wir wollen noch einmal anfangen, Kinder. Alſo gebt acht!“

Die kleinen Mädchen wandten ſich für einen Augenblick nach der Mutter um, lächelten und blickten dann wieder mehr neugierig als aufmerkſam auf die Tafel. Die Gräfin ſah längſt wieder auf ihre Stickerei, und Alice begann von neuem. Es gelang ihr aber wieder nicht, ihre Aufmerkſamkeit auf Ries, Buch und Bogen zu konzentrieren, ſie dachte vielmehr nur: „Ach Gott, für wie dumm muß die Gräfin mich halten!“ Auch der zweite Verſuch mißlang. Alice hatte ſich nie ſo unglücklich gefühlt wie in dieſem Augenblick. Die Verzweiflung gab ihr endlich die Klarheit des Geiſtes zurück, aber jetzt waren die Kinder zerſtreut und gaben die einfältigſten Antworten.

Endlich, endlich ſchlug die Uhr zehn. Die Gräfin erhob ſich, küßte ihre Töchter auf die Stirn und verneigte ſich gegen Alice. Dieſe, im Innerſten erregt, rot, erhitzt wie ſie war, fühlte, daß ſie irgend etwas ſagen mußte. Aber was?

„Gnädige Frau,“ ſtammelte ſie mit einer Stimme, in der künftige Thränen durchzitterten. „Sie dürfen —“

„O bitte, mein Fräulein,“ fiel ihr die Gräfin mit einem Blick auf die Kinder ins Wort. „Sie hatten ſich geirrt. Das kommt natürlich vor. Sie rechneten das Buch zu zwanzig Bogen, während es vierundzwanzig hat. Ich wollte nicht ſtören, ſonſt hätte ich

Sie auf Ihr Verſehen aufmerkſam gemacht. Auf Wiederſehen!"

Da Frau Ina viel größer war als Alice, ſo hatte dieſe zu ihr aufſehen müſſen. Jetzt wandte die Gräfin ihr den Rücken und Alicens hilfeſuchender Blick fiel nur noch auf die langen Falten und die weiße Schleppe ihres weißen Morgenkleides.

„Sie iſt durchaus unfähig," dachte die Gräfin, während ſie die Treppe hinabſtieg. „Meine Befürchtungen erfüllen ſich, ſtatt einer Gouvernante haben wir ein Stück adeligen Proletariats ins Haus bekommen. Sie war zerſtreut — ſchön — aber könnte ich wohl je ſo zerſtreut ſein, daß ich nicht mehr wüßte, wieviel Bogen ein Buch hat. Und dann, warum wurde ſie durch meine Gegenwart zerſtreut?"

„Der Herr Doktor iſt auf der Veranda," meldete der Diener im Vorſaal.

„Guten Morgen, Doktor," rief die Gräfin, als ſie die Veranda betrat, und ſtreckte dem Angeredeten beide Hände entgegen. „Wie geht es daheim?"

Der Doktor, ein großer Mann mit grauem Haupthaar und Vollbart und einem von Wind und Wetter rot gefärbten Geſicht, ergriff die Hände der Gräfin und führte ſie an die Lippen. „Danke beſtens, Inachen," — ſo nannte er die Gräfin auf ihren Wunſch, wenn ſie allein waren — „die Alten ſind ganz wohlauf. Na, wie ſollten ſie auch nicht, Paul kommt Ende nächſter Woche."

„Kommt er, Doktor? Kommt er wirklich? Das iſt herrlich. Sehen Sie, Doktor, Sie bringen mir immer etwas Liebes, darum liebe ich Sie auch ſo.“

„Wirklich? Thue ich das. Na ja, früher, als man noch mit Zuckerkringeln und Schokoladeplätzchen wirken konnte, da war ich bei meinem Inachen ein lieber Gaſt — aber jetzt auch noch?“

„Jetzt auch noch, Doktor. Aber kommen Sie — Sie wiſſen, ich muß Luft und Licht haben. Sie lieben ja auch die Sonne. Geben Sie mir Ihren Arm — ſo, kommen Sie!“

Sie ſtiegen die Treppe hinab und ſuchten den Platz wieder auf, den die Gräfin vorhin verlaſſen hatte.

Die Augen des Arztes ruhten mit zärtlichem Ausdruck auf der Gräfin. Er hatte viele Kinder und er liebte ſie ſehr, aber er liebte doch keines mehr als ſein Inachen.

„Sie ſehen übel aus,“ ſagte er. „Wo fehlt es?“

„Es iſt nichts, Doktor. Wer ſieht nicht einmal etwas angegriffen aus!“

„Nein, nein, Sie haben Ringe unter den Augen — Sie ſehen wirklich angegriffen aus.“

„Ich verſichere Ihnen, Doktor, ich bin ganz geſund. Waren Sie ſchon im Hoſpital?“

„Ich? Im Hoſpital? Nein, was ſoll ich da. Da iſt ja — Gott ſei Dank, kein Menſch darin. In der Knechtsſtube war ich — wiſſen Sie — der Kinder des Brandwine wegen — aber das hat nichts auf ſich.“

„Nun, das iſt erfreulich. Alſo eine geſunde Zeit.“

„Na ja, hier. Aber drüben im Pargelſchen — das halbe Gebiet iſt krank. Ich ſage Ihnen, Inachen, die Leute riſſen ſich um mich.“

„Waren Sie ſo weit gefahren?“

„Ja, was blieb mir übrig? Sie haben dort keinen Arzt. Da war eine arme Frau — ein Knechtsweib — konnte nicht gebären. Arme Leute — vier Kinder waren ſchon da — das fünfte ging zu Grunde — daß Gott erbarm!“

„Kommen Sie wieder hin, Doktor?“

„Na ja, weiß ſchon, danke herzlich, werde es beſorgen laſſen. Zehn Rubel werden zunächſt genug ſein, behalten Sie die fünf nur, Inachen, hole ſie mir ſchon ab, ein andermal. Oder warten Sie — geben Sie ſie doch lieber her — ſo — danke herzlich, legen Sie noch fünf zu, dann langt es für den Hirſch im Smiltenkruge. Armer Kerl — hat die Schwindſucht, kann nichts verdienen, daß Gott erbarm! Was die Slaumke anbetrifft — wiſſen Sie, die Mutter von der hübſchen Kalle — die kriegt nichts. Sie hat es nicht nötig, bekommt von der jüdiſchen Gemeinde zwei Rubel monatlich. Nein, die will nur für die Tochter ein Krongeld zuſammenſparen, hat aber noch keine Eile damit.“

Die Gräfin drohte dem Doktor mit dem Finger.

„Na ja, was wollen Sie — für ein hübſches Mädchen behält auch ein alter Kerl noch ein Auge. Apropos, ein alter Kerl bin ich, das habe ich neulich geſehen — ich ſage Ihnen, Inachen, ich wäre vor-

gestern, als ich nach Pargel fuhr, um ein Haar ertrunken."

„Aber, Doktor!"

„Nein, wahrhaftig. Na, bleiben Sie nur sitzen, Inachen, aber ich wäre wahrhaftig um ein Haar Chatzke gewesen. Wissen Sie, es war schon dunkel und ich verfehlte die Furt durch die Erke — und mit einemmale fällt der Braune hinein — was soll ich Ihnen sagen, Inachen — nur die Ohren standen heraus."

„Nun? Nun?"

„Na ja, was ist da zu Nu—en? Ich heraus und an den Gaul heran. Aber ich sage Ihnen, es wurde mir höllisch schwer, die Mähre an die Zügel zu fassen, ich sage Ihnen, Inachen, höllisch schwer. Na ja, man wird alt, Inachen, man wird alt. Aber sprechen wir von etwas anderem — vom Alter spricht man nämlich nicht gern, Inachen — nein, wahrhaftig nicht. Wie gefällt Ihnen denn die neue Gouvernante? Soll ja ein bildhübsches Mädel sein."

„Wie so? Wer sagt das?"

„Der Herr von Grünhof. Wissen Sie, Inachen, der bei der Accise — junger blonder Mensch — Mordschmarre über die linke Wange. Na ja, was rede ich, er kam ja von Ihnen. Begegnete ihm gestern abend. War ganz aus Rand und Band. Soll ja reizende Grübchen haben. Wie? Hören Sie, Inachen — die Edeltanne da gedeiht aber wirklich ganz famos."

„Ja, ſie gedeiht.“

„Na ja, ſchön. Ihr müßt ſie aber nicht maltraitieren, weil ſie adelig iſt.“

„Was fällt Ihnen ein, Doktor!“

„Na ja, wir ſprechen ja unter uns. Sie haben auch ein bißchen adeligen Tick — ein klein bißchen, Inachen, aber doch ein bißchen.“

„Nun, dann müßte ich ja gerade glücklich ſein, ſogar eine adelige Gouvernante zu haben.“

„Na ja, das ſcheint ſo, iſt aber nicht ſo. Man denkt, ſie wird immer Kuchen haben wollen und gönnt ihr darüber das liebe Brot nicht. Na ja, mein Inachen wird ihr gutes Herz ſchon mitſprechen laſſen. Armes junges Ding! Muß auch kein Vergnügen ſein, den alten Heinersdorf zum Vater zu haben.“

„Wie ſo, Doktor, wie ſo?“

„Na, der Alte iſt keinen Schuß Pulver wert. Die ganze Raſſe hat eigentlich nie was getaugt — verfluchtes Volk, die Engländer, ſagt der alte Graf Rechberg, ſprechen meinen ehrlichen Namen Heinersdorf aus. Na ja, aber laſſen Sie es das Dingchen nicht entgelten. — Wie geht es dem Grafen? Übernimmt alſo doch Hallermünde? Na ja, freut mich. Er iſt der Mann dazu — werden einmal dreimal ſo reich ſein, wie Sie jetzt ſchon ſind, Inachen. Na ja, kann meinen Armen ſchon recht ſein. Grüß Sie Gott, Inachen.“

„Aber bleiben Sie doch zum Frühſtück, Doktor. Georg wird gleich nach Hauſe kommen. Sie können

ja dann auch die Grübchen von Fräulein Heinersdorf bewundern."

„Ha, ha, ha! Na ja, das fehlte noch. Bin heute in Sorgen. Wird eine schandbar heiße Fahrt werden, aber was thun? Dazu ist man da. Adieu, Inachen, und grüßen Sie den Grafen. Na ja, und sticken Sie nicht so viel. Taugt nichts — taugt gar nichts. Na ja — Adieu, Inachen."

Der Doktor saß schon in seinem Wägelchen, und der Stallknecht vorn am Kopf des Pferdes ließ schon die Zügel fahren, als der Doktor dem Diener zurief: „Rufen Sie doch einmal Amalie."

Der Diener eilte ins Haus, und Amalie erschien. Alice hätte schwerlich geglaubt, daß Amalie so freundlich aussehen könne wie jetzt.

„Guten Tag, Amalie," sagte der Doktor in lettischer Sprache. „Geben Sie acht, daß die Gräfin nicht zu viel stickt."

„Jawohl, Herr Doktor," erwiderte Amalie ebenfalls lettisch. Die Gräfin und der Doktor waren die einzigen Menschen, mit denen Amalie lettisch sprach — in beiden Fällen redete ihr Herz.

Der Doktor trieb sein Pferd an. In der Allee begegnete ihm der Graf.

„Ich danke Ihnen, Doktor, daß Sie gleich gekommen sind. Sie haben doch meiner Frau nichts von meinem Brief erzählt?"

„Nein, nichts. Na ja, mit dem Unwohlsein ist es übrigens nicht so schlimm, wie ich fürchtete — kleine

Indisposition, das gibt sich. Na ja, wie geht der neue Hengst?"

„Danke, Doktor, leicht. Also sie meinen, es habe nichts auf sich? Ina ist aber in den letzten Tagen ganz verändert, so reizbar."

„Na ja, die Frauen sind alle reizbar — man muß sie eben nicht reizen. Adieu, Herr Graf!"

Der Besuch des alten Freundes hatte die Gräfin noch mehr beruhigt. „Also die Heinersdorfs hatten ein so schlechtes Renommée! Und speziell Alicens Vater taugte nicht viel. Ganz richtig, der Graf hatte sich ja kürzlich ihrem Vater gegenüber ähnlich ausgesprochen. Und dann — der Vater hatte recht, wenn er sagte, daß man von seinen Lieben nichts Schlechtes glauben dürfe. Der Graf — nein, ihr Eifersuchtsanfall war doch noch thörichter gewesen, als sie geglaubt hatte. Ina Campbell eifersüchtig auf Alice Heinersdorf, das war lächerlich und weiter nichts!"

Frau Ina ging durch das Souterrain ins Haus, um dem Koch einen Auftrag zu erteilen. Als sie das Speisezimmer der Dienstboten durchschritt, fiel ihr Blick auf die noch an der Wand lehnenden Stahlstiche. Der Graf hatte recht, man mußte bemüht sein, dem armen Mädchen, das unter seinen Verhältnissen doch gewiß litt, eine Freude zu machen. So wenig sie auch als Gouvernante taugte, so konnte man sie immerhin nicht vor Ablauf eines halben Jahres entlassen und bis dahin konnte man dazu beitragen, ihr das schwere Leben zu erleichtern. Die Gräfin gab den Befehl, die Bilder hinaufzubringen und zunächst in einem

leerſtehenden Gaſtzimmer abzuſtellen. Sie wollte ſelbſt ihren Gemahl an ſein Vorhaben erinnern.

Der Graf kehrte verſtimmt nach Hauſe zurück. Er war, als die neue Gemeindeordnung eingeführt worden war, einſtimmig zum Gemeindeälteſten der Gemeinde Rotenhof erwählt worden und hatte die Wahl angenommen, aber er hatte ſich bald überzeugt, daß ſein neues Amt keine Sinecure war. Auch beim redlichſten Willen, beim geſchickteſten Vorgehen gelang es nur ſchwer oder auch wohl gar nicht, die natürliche Kurzſichtigkeit und den Eigennutz der Bauern zu überwinden. Heute hatte es ſich darum gehandelt, einen endgültigen Entſchluß über den Bau eines Armenhauſes zu faſſen. Die Armen der Gemeinde waren bisher bei den einzelnen Bauern in Penſion gegeben worden und waren dabei eben ſo ſchlecht gefahren, wie die Gemeinde ſelbſt. Jetzt ſollten ſie in einem eigenen Armenhauſe verpflegt werden, aber der Graf hatte vergeblich ſeine Beredſamkeit erſchöpft, um zu beweiſen, daß ein ſolches ſich nicht nur beſſer überwachen ließe, ſondern daß dieſe Anordnung ſich auch als bedeutend billiger erweiſen würde. Die wohlhabenden Wirte und ſelbſt die beſſer geſtellten Knechte hatten gedacht, wir kommen doch nicht ins Armenhaus und hatten den Antrag abgelehnt.

Der Graf ſuchte ſeine Frau auf und ging langſam mit ihr auf und ab.

„Es iſt zum Verzweifeln,“ ſagte er. „Ich erbot mich, den Grund und Boden unentgeltlich herzugeben, die Ziegel, die Balken, den Kalk — nichts half.

Dabei waren sie alle die Freundlichkeit in Person. Und doch kenne ich sie — wäre ich nicht Gemeindeältester, säße ich ihnen nicht immer auf dem Nacken — Gnade Gott den Armen! Sie hätten es noch schlimmer als jetzt, müßten vielleicht gar wie früher in jeder Woche in ein anderes Gesinde! Ich sage dir, Ina, wenn ich an alle diese schwachen Kerlchen und Weiblein denke und an diese hartherzigen, gesunden starken Männer — wahrhaftig es ist, um unter die konservativen Heulbrüder zu gehen und im Namen von Deutschtum und Luthertum die selige Brotpeitsche zu reklamieren."

„Könntest du ihnen nicht das Haus fix und fertig herstellen?" fragte Ina. „Würde das sehr viel kosten?"

„Gewiß könnte ich das, aber ich will es nicht. Sie müssen doch lernen, selbst an die Ihrigen zu denken. Ich will ihnen ja helfen, aber schenken ist nicht helfen. Es ist zum tot ärgern. Aber ich lasse nicht nach, ich will doch einmal sehen, ob ich nicht hartnäckiger bin als sie. Eine Bande! Aber sprechen wir von etwas anderem!"

Sie durchschritten gerade ein kleines trauliches Plauderstübchen, und des Grafen Blick fiel auf einen schönen Stahlstich über dem Sofa. „Apropos," sagte er, „sind die Bilder für das Zimmer unserer kleinen Hausgenossin aufgesucht?"

Die Gräfin hatte selbst ihren Gemahl an die Bilder erinnern wollen, aber seine Frage ging ihr jetzt wie ein Stich durchs Herz. Er hatte mitten

unter seinen Geschäften doch noch Zeit gefunden, an die „kleine Hausgenossin“ zu denken!

„Ich habe die Bilder abstäuben und vorläufig ins dritte Gastzimmer stellen lassen.“

„Vortrefflich, das wird ja ganz prächtig. Wie bekommen wir sie aber für eine halbe Stunde aus ihrem Zimmer? Man muß die kleinen Mädchen ins Geheimnis ziehen.“

„Es ist angerichtet!“ meldete der Diener.

Als man gefrühstückt hatte, rief der Graf die Töchter beiseite. „Geht ihr jetzt spazieren?“

„Jawohl, Papa! Willst du mitkommen?“

„Nein. Ich habe aber eine Überraschung für Fräulein Heinersdorf im Sinn. Ihr müßt daher dafür sorgen, daß sie nicht vor einer halben Stunde zurückkehrt. Versteht ihr?“

„Was ist es? Lieber guter Herzenspapa, was ist es?“

„Sage es uns, Papa, wir werden ganz gewiß schweigen!“

„Seid nicht so neugierig. Nach einer halben Stunde werdet ihr wissen, worum es sich handelt.“

Der Graf kehrte in das Speisezimmer zurück, und damit hatten die Quälereien seitens der Töchter ein Ende.

Sie nickten aber nun erst der Mutter und dann einander zu, bis Alice aufbrach.

Frau Ina hatte unterdessen darüber nachgedacht, ob sie nicht mit Rücksicht auf die Eindrücke, die sie in der Rechenstunde empfangen hatte, die „Überraschung“

verhindern ſollte. Nach ſolchen Überraſchungen mußte die doch unvermeidliche Kündigung noch peinlicher ſein. Sollte ſie andererſeits ihrem ohnehin ſo vielgeplagten Manne dieſe harmloſe Zerſtreuung mißgönnen? Sie blieb ſitzen.

Sobald der Graf vom Fenſter aus geſehen hatte, daß Alice und die Kinder im Garten waren, befahl er dem Diener, die Bilder in das Zimmer der Gouvernante zu bringen. Er ſelbſt holte ſich ein Käſtchen mit Nägeln und einen Hammer und kehrte dann zu ſeiner Frau zurück. „Komm!“ ſagte er.

„Ich danke,“ erwiderte die Gräfin, „du bringſt es ja wohl auch allein fertig.“

Frau Ina fühlte ſelbſt, daß ihre Antwort unfreundlich war, aber ſie konnte nicht anders. Ihr innerſtes Weſen ſträubte ſich dagegen, ſich an dieſer Überraſchung zu beteiligen.

Der Graf blickte ſeine Frau verwundert an und ging dann ſchweigend hinaus. Die halbe Freude war ihm verdorben.

„Ina iſt doch mitunter recht teilnahmlos,“ dachte er.

Als er das Zimmer der Gouvernante betrat, fand er übrigens die Freudigkeit an ſeinem Vorhaben zum Teil wieder. Es war da alles ſo zierlich und traulich und recht nach Frauenart mit den kleinſten Mitteln Hübſches erreicht. Die Blumen ſtanden zwar in Gläſern, aber die Gläſer befanden ſich an der rechten Stelle, auf dem Schreibtiſche waren einige, an ſich freilich ſehr unbedeutende Kleinigkeiten anmutig

verteilt, hier ſtand ein Körbchen, dort ein Käſtchen. Der Graf dachte darüber nach, welches Bild er ihr wohl über den Schreibtiſch hängen könnte, aber keines der vorhandenen eignete ſich für dieſen Zweck. „Was könnte ich ihr hierher hängen? Halt, ich habe es. Sie wird ohne Zweifel für ihn ſchwärmen, alle ſchwärmen ja für ihn. Chriſtoph, eile einmal hinunter und bringe mir ſchnell das Bild, das in meinem Vorzimmer über dem Eckſofa hängt!“

Das Bild wurde gebracht und fand ebenſo wie die anderen ſeinen Platz. Der Graf betrachtete ſein Werk mit zufriedenen Blicken; das Zimmer hatte wirklich ſehr gewonnen. Er ſah nach der Uhr — es war die höchſte Zeit. Als er aus dem Zimmer ſchlüpfte, hörte er die Kinder ſchon auf dem Vorſaal lachen.

Alice ſtieg die Treppe zwar langſam, aber doch neugierig hinan. Die Kinder hatten ihr gegenüber nicht reinen Mund gehalten; — was für eine Überraſchung konnte aber der Graf ihr bereiten?

Als ſie das Zimmer betrat, ſtieß ſie unwillkürlich einen Ruf freudigen Erſtaunens aus. Über ihrem Schreibtiſch hing das Bild ihres Lieblings, hing Bismarcks Bild. Wie zartfühlend war das wieder! Wie hatte er aber nur in Erfahrung gebracht, daß ſie für Bismarck ſchwärmte? Nun, ſie mußte das doch einmal geäußert haben. Aber damit nicht genug, da hingen noch andere Bilder. Das Zimmer war noch einmal ſo traulich!

„Sehen Sie, Fräulein Heinersdorf," ſagte die kleine Erna mit Stolz, „ſo iſt Papa. Wenn er jemand eine Freude machen kann, ſo geht er zu Fuß nach Riga."

Alice lächelte. „Ja, ihr habt einen ſehr guten, freundlichen Papa," ſagte ſie, „ihr müßt ihn auch recht lieb haben!"

„Spaß! Und ob wir ihn lieb haben!" war die Antwort.

Alice errötete plötzlich über und über. Bei dem Gedanken, daß der Graf in ihrem Zimmer geweſen war, überfiel ſie ein Gefühl von Blödigkeit; hatte er auch nur alles in Ordnung gefunden? Aber ſo viel ſie auch umherſpähte — alles ſtand, wo es ſtehen mußte.

Der Graf war unterdeſſen ungeſehen hinabgelangt und begab ſich zu ſeiner Frau. „Inachen," ſagte er, „da oben ſieht es ja aus, wie in dem Zimmer einer Zofe. Du könnteſt der jungen Dame doch auch einen Teppich unter den Schreibtiſch und einen vor das Sofa legen laſſen."

„Es wird geſchehen, Georg."

„Schön, mein Liebchen. Auf Wiederſehen!"

Der Graf begab ſich in ſein Arbeitszimmer und war ſofort in Verhandlungen aller möglichen Art vertieft.

Als er zu Tiſch kam, trat ihm Alice entgegen, reichte ihm die Hand und dankte ihm für ſeine Aufmerkſamkeit. Sie ſah allerliebſt aus, wie ſie ſo vor ihm ſtand und, über und über errötend, ihren Dank

ſtammelte. Der Graf bemerkte, daß er nie ein zarteres Blau an der Schläfe einer Dame geſehen hatte, und die Grübchen waren heute noch lieblicher als gewöhnlich.

„Ihr Herr Gemahl hat mich in ſo freundlicher Weiſe überraſcht, gnädige Frau, indem er mir meinen Liebling über den Schreibtiſch hing.“

„Wen meinen Sie, mein Fräulein? Wer iſt Ihr Liebling?“

„Der Graf Bismarck.“

Die Gräfin warf einen raſchen Blick auf ihren Gemahl. „Es freut mich, daß mein Mann Ihren Geſchmack getroffen hat,“ ſagte ſie. Ihre Worte klangen aber wie: „Ja, was geht das mich an!“

Der Umſtand, daß er wieder einmal einen rechten Griff gethan hatte, ſtimmte den Grafen heiter. Er erzählte, daß er gleich nach dem Eſſen nach Papenſtadt — ſo hieß die nahegelegene Kreisſtadt — fahren müſſe, um dort am Abend einen Vortrag im landwirtſchaftlichen Verein zu halten. Da ſeine Frau ſich durchaus ſchweigend verhielt, ſo wandte er ſeine Worte unwillkürlich an Alice, der der Verein ja ohnehin etwas Neues war.

„Und worüber werden Sie ſprechen?“ fragte Alice.

„Über das Gipſen von Klee. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß meine Zuhörer zum größeren Teile Bauern ſind. Wir haben dieſen Verein ins Leben gerufen, um an unſerem Teile zur Verbreitung

landwirtſchaftlicher Kenntniſſe unter dem Landvolke beizutragen.“

„Das iſt ſehr gemeinnützig, Herr Graf.“

„Finden Sie? Wenn es damit nur beſſer aus der Stelle ginge. Bisher halten wir Gutsbeſitzer den Vortrag und debattieren dann darüber; natürlich nur, um die Leute dazu zu veranlaſſen, daß ſie mitſprechen, daß ſie wenigſtens fragen; aber bisher iſt das alles verlorene Liebesmühe. Wir reden uns heiſer und ſie lächeln, lächeln — Sie wiſſen ja, unſere Bauern lächeln immer, wenn ein Edelmann dabei iſt — aber ſie ſchweigen. Ich habe neulich ſchon abſichtlich den größten Blödſinn geſprochen, nur um ſie in Harniſch zu bringen; aber alles vergebens. So fabrizieren wir dann um die Wette — wir Blech, die Bauern Gold.“

Als die Mahlzeit aufgehoben worden war, fragte der Graf Alice, ob ſie reite. Als ſie die Frage verneinte, drang er in ſie, ſie möge es doch erlernen. „Ich habe einen alten Schimmel,“ ſagte er lachend, „der für ſolche Zwecke wie geſchaffen iſt.“

Die Ausſicht reiten zu können, war für Alice ſehr verlockend; ſie hatte ſich das Reiten immer ſo herrlich gedacht; aber ihr fuhr der Gedanke durch den Kopf, daß ſie dazu eines Reitkleides bedürfe, und ſie wollte doch ſparſam ſein.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ ſagte ſie, „aber ich fürchte, was Hänschen nicht lernte, lernt Hans nimmermehr.“

„Nun, mit dem Hans hat es, denke ich, noch gute Weile," erwiderte der Graf lächelnd, „überlegen Sie sich die Sache."

Der Wagen hielt vor der Thür.

„Du siehst übel aus, Ina," sagte der Graf, indem er sich verabschiedete.

„Ich danke dir, es hat nichts auf sich. Ich habe ein wenig Kopfweh und will mich etwas zurückziehen."

Siebentes Kapitel.

Der Graf kehrte am Abend nicht zurück. Statt ſeiner kam ein Briefchen, in dem er ſeiner Frau mitteilte, daß er in Angelegenheiten Hallermündes zur Stadt müſſe. Da er noch nicht beſtimmen könne, wie lange er dort feſtgehalten würde, ſo möge der Kammerdiener nachkommen.

Der Brief konnte noch in der Nacht an ſeine Adreſſe gelangen, denn Frau Ina ſchlief noch nicht. Sie fieberte und war überhaupt ſehr unwohl. Als am anderen Morgen der Arzt kam, machte er ein bedenkliches Geſicht. „Inachen," ſagte er, „damit iſt nicht zu ſpaßen. Na ja, wir wollen hoffen, daß es ſich nur um einen vorübergehenden Anfall handelt; Sie müſſen aber jedenfalls ſehr vorſichtig ſein — ſehr. Liegt keine Erkältung vor? Haben Sie nicht auf einem Stein geſeſſen? Oder auf der feuchten Erde? Irgend ſo etwas muß dem Leiden zu Grunde liegen. Aber ſo ſeid ihr, junges Volk. Na ja, da heißt es immer: ‚Ach was, das ſchadet nichts' — ſchadet aber doch, und dann ſagt man: ‚Ich habe es mir an dem und dem Tage des Juni oder Juli

oder was weiß ich, geholt.' Na ja — nur gleich hübsch im Bett bleiben und sich von Amalie pflegen lassen. Die süße Kleine — Donnerwetter, Inachen, ist das ein reizendes Dingchen, Ihre Gouvernante! Bin ihr eben begegnet — also sich von dem kleinen Fratzchen was vorlesen lassen. Nichts Aufregendes — verstehen Sie — irgend eine Abhandlung über Ägypten aus der „Revue des deux mondes" oder ein Feuilleton aus der ‚Stern-Zeitung' oder eine recht breite englische Romanbettelsuppe — einerlei — muß nur recht langweilig sein. Meine, das kleine Persönchen wird es länger aushalten als Sie — sieht mir ganz danach aus die kleine Person — hat Feuer — und Sie schlafen darüber ein. Na ja, Sie verlieren ohnehin nichts, Inachen. Draußen regnet es Bindfaden. Nachher kommt dann die Mama —"

Die Gräfin unterbrach ihn. „Wenn Sie mir nicht versprechen, weder Georg noch Mama zu alarmieren, so stehe ich sofort auf," sagte sie.

„Na ja, dann werde ich wohl schweigen müssen; bis morgen wenigstens. Wird übrigens nicht sobald gut werden, wie Sie meinen, Inachen. An den Grafen würde ich ohnehin nicht geschrieben haben. Dazu liegt absolut keine Veranlassung vor, Inachen, aber warum ich es der Mama nicht sagen soll, weiß ich nicht."

„Bester Doktor, schweigen Sie heute noch. Ich möchte Mama nicht beunruhigen, und dann — wenn ich Schmerzen habe, bin ich am liebsten allein."

„Na ja, aber Amalie bleibt doch bei Ihnen?“

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Sie iſt im Nebenzimmer.“

Der Doktor öffnete die Thür, und Amalie trat ein.

„Schöne Geſchichte,“ ſagte der Doktor, „da haben wir es. Können Sie nicht beſſer auf die gnädige Frau aufpaſſen, Amalie?“

„Was kann ich da aufpaſſen,“ erwiderte Amalie ganz ernſthaft. „So lange die gnädige Frau im Schloſſe iſt, werde ich ſchon aufpaſſen, und hier hat ſich die gnädige Frau auch nicht erkältet; aber wenn die gnädige Frau mit dem gnädigen Herrn ausreitet und ſich gleichviel wo hinſetzt, dann kann ich nichts dabei thun. Die gnädige Frau iſt ja wie ein großes Kind.“

Die Gräfin lächelte. „Komm hierher, Amalie,“ ſagte ſie, „wenn du ſo weit von mir biſt, ſprichſt du dummes Zeug.“

„Na ja, Inachen, ſie hat ſchon recht. Na, alſo ordentlich aufpaſſen, Amalie. Na ja, das brauche ich übrigens nicht erſt zu ſagen. Alſo heute ſchweige ich noch. Adieu!“

„Gehen Sie hinauf,“ ſagte der Doktor draußen zum Diener, „und bitten Sie Fräulein Heinersdorf in meinem Namen, ſich für einen Augenblick herunter zu bemühen. „Fräulein Heinersdorf,“ ſagte er dann, als Alice erſchienen war, „erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorſtelle: Dr. Berg aus Campbellshof — langjähriger Hausfreund. Die Gräfin hat ſich ſtark erkältet und wird wahrſcheinlich mehrere Tage

lang das Bett hüten müſſen. Nun hat die Dame mich gebeten, ihrer Mutter nichts von ihrem Unwohlſein zu ſagen, und der Graf iſt nicht zu Hauſe. Na ja, da erlaube ich mir an Sie die Bitte zu richten, die Gräfin zu zerſtreuen. Leſen Sie ihr ein wenig vor — na ja, aber es darf nichts Intereſſantes ſein, oder plaudern Sie ein wenig mit ihr — na ja — aber nicht zu lebhaft."

Alice war ſehr erſchreckt. „Es iſt doch nichts Ernſtliches?" fragte ſie beſorgt.

„Nein, nein," erwiderte der Doktor. „Es kann ſehr wohl ſein, daß wir es nur mit einem vorübergehenden Anfall zu thun haben. Jedenfalls iſt für den Augenblick keine Gefahr."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich rufen ließen," ſagte Alice. „Ich werde mich bemühen, ſo viel in meinen ſchwachen Kräften ſteht, die Frau Gräfin zu unterhalten."

Der Doktor blickte lächelnd auf ſie herab. „Entſchuldigen Sie," ſagte er, „aber ich bin ein alter Hausfreund. Na ja, wie gefällt es Ihnen in Rotenhof?"

Alice errötete über und über. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Sehr gut!"

„Na, das freut mich. Donnerwetter, wem ſollte es auch bei — bei — bei der Gräfin Polderkamp nicht gefallen? Na ja, den möchte ich ſehen! Adieu, mein Fräulein!"

Der Doktor ſtreckte ſeine Rechte hin, und Alice reichte ihm ihre Hand. Der Doktor war ein älterer

Mann und ein glücklicher Familienvater — aber als er jetzt Alicens kleines weiches Händchen in der seinen fühlte, war ihm zu Mute wie einem Jüngling im gleichen Fall.

„Merkwürdig," dachte er, während er durch den Garten den Wirtschaftsgebäuden zuschritt und sich mit der Linken langsam über die innere Fläche der Rechten fuhr, „sieht ganz aus wie eine Polin. Da hat man solche süße puscheliche Frauenzimmerchen. Du lieber Gott! und das will eine Gouvernante sein!"

Alice hatte sich unterdessen zur Gräfin begeben. Als sie das Boudoir betrat, blieb sie unwillkürlich einen Augenblick stehen. Wie reizend war es hier, wie elegant und doch wie traulich. „Glückliche Frau," seufzte Alice und klopfte dann leise an die Thür des Schlafzimmers. Amalie öffnete und fuhr, als sie Alice gewahr wurde, zurück. Sie schloß die Thür sofort wieder so weit, daß sie nur ihren Kopf durch die Spalte bringen konnte und fragte leise: „Was wünschen Sie?"

Alice stieg das Blut zu Kopf. „Ich wünsche die Frau Gräfin zu sprechen," erwiderte sie.

Amalie zog sich zurück, schloß die Thür und wendete sich zur Gräfin. „Sie wünscht Sie zu sprechen, gnädige Frau. Ich werde sie fortschicken."

Die Gräfin nickte. „Sage ihr, ich bedauerte, sie nicht empfangen zu können, aber ich fühlte mich leider zu unwohl."

Amalie ging hinaus, zog die Thür so sorgfältig

hinter ſich zu, als ob Alice die Abſicht gehabt hätte, bei der Gräfin einzubrechen, und ſagte rauh: „Nein!“

„Wie — nein?“ fragte Alice zornig. „Wie unterſtehen Sie ſich, in dieſem Tone mit mir zu ſprechen?“

„Ich ‚unterſtehe‘ mich gar nichts,“ war die Antwort, „ich ſage Ihnen nur, daß die gnädige Frau Sie nicht ſprechen will.“

Alice wandte ſich entrüſtet um und ging. Sollte ſie ſich vor dem Schlafzimmer der Gräfin in einen Zank mit der Zofe derſelben einlaſſen? Alice zweifelte nicht daran, daß Frau Ina ihre Abweiſung in andere Worte gekleidet hatte, aber ſie glaubte annehmen zu dürfen, daß dieſe Worte nicht eben in ſehr zarter Weiſe gewählt worden waren, da Amalie ſich ſonſt nicht erlaubt haben würde, ſo frech aufzutreten. Tief verletzt, kehrte ſie auf ihr Zimmer zurück. Ja, es war hart, arm zu ſein, unſäglich hart. Und doch — wenn ſie darüber nachdachte — die Gräfin war doch eigentlich die erſte Perſon, die ſie ihre Armut ſo ſchwer empfinden ließ. Zu Hauſe hatte ſie dieſelbe zwar oft genug ſchmerzlich empfunden, aber man hatte ſie ſie nie empfinden laſſen. Auch in den Häuſern der reichſten Edelleute war man ihr als einer Baroneſſe Heinersdorf eben ſo freundlich entgegen gekommen, als wenn ihr Vater Majoratsherr geweſen wäre.

Alice hatte Zeit, über dieſe Frage nachzudenken, denn der Tag wollte kein Ende nehmen. Draußen herrſchte trotz des Regens eine dicke ſchwüle Luft,

und drinnen war alles totenstill. „Wenn Papa nicht zu Hause ist," sagte Erna gähnend, „ist es immer so langweilig."

„Ja, wenn Papa nicht da ist, ist auch gar nichts los," sekundierte die Schwester.

Alice fand, daß die kleinen Mädchen nicht unrecht hatten. Unwillkürlich wendeten sich ihre Gedanken immer und immer wieder dem Grafen zu. Sie war als Schülerin bei ihren Schulgenossinnen sehr beliebt gewesen und hatte in deren Familien so manchen schönen und liebenswürdigen jungen Mann kennen gelernt, aber keiner hatte je einen tieferen Eindruck auf sie gemacht. Sie trug, seit sie allmählich zur Jungfrau herangereift war, ein Ideal im Herzen, an dem sie unwillkürlich jeden Mann maß. Dieses Geschöpf ihrer Phantasie war ein sehr vornehmer, sehr reicher Edelmann, der aber auf seine Abstammung und seinen Reichtum gar keinen Wert legte, sondern die Stellung, die er einnahm, nur seinen persönlichen Eigenschaften verdanken wollte und verdankte. Er war ein großer Landwirt, zugleich aber auch ein großer Industrieller. Er war sehr gemeinnützig, sehr freigebig, sehr mutig; vor allem überaus zartfühlend. Mit einem Wort: er war ein ganzer Mann, mit dem Zartgefühl einer edlen Frau und dem reichen empfänglichen Herzen eines Kindes. Äußerlich war er sehr groß, sehr schlank, hatte edle, etwas bleiche Züge, schwarzes Haar, schwarze Augen, einen schwarzen Schnurrbart und ein schwarzes Bartflöckchen unter der Unterlippe.

Wie oft hatte Alice, wenn sie in den langen Dämmerstunden müßig auf ihrem Stübchen saß, sich bis ins Kleinste ausgemalt, wie sie wohl einmal die Bekanntschaft dieses Mannes machen könnte, wie er sie lieb gewinnen und sie und ihren Vater endlich in sein Schloß führen würde.

Das war ein Traum gewesen, über den Alice jetzt lächelte, aber an ihrem Ideal konnte sie doch festhalten. Entsprach denn der Graf nicht allen Forderungen, die sie an dasselbe stellte? Er sah freilich sehr anders aus, aber doch nur noch schöner. „Ach wenn ich doch auch einmal einem solchen Grafen begegnete," seufzte sie, während sie nach Tisch langsam durch die lange Zimmerreihe promenierte. Sie nahm an, daß der Graf einen unverheirateten Bruder hatte, der ganz so war wie er selbst, und vertrieb sich die Zeit damit, sich auszumalen, wie dieser sie als sein Weib heimführte auf ein Schloß, das ganz so aussah und ganz so eingerichtet war wie Schloß Rotenhof. Sie legte sich dann zurecht, wie sie dieses und jenes an der Einrichtung ändern würde.

Sie vertiefte sich so in ihre Träumereien, daß sie über ihnen die Wirklichkeit ganz vergaß und sich einbildete, sie gehe mit ihrem Gemahl, der seinen rechten Arm um ihre Taille gelegt hatte, auf und nieder. Sie bemühte sich eben, ihm zu beweisen, daß es nicht hübsch sei, wenn die Vorhänge wie im braunen Zimmer von oben nach unten gestreift seien. „Siehst du," begann sie laut und schrak darüber aus ihrem Traume auf. „Was sagten Sie?" fragte Erna, die,

den Arm auf ihrer Schweſter Schulter gelehnt, am Fenſter ſaß und mit dieſer zuſammen „Herzblättchens Zeitvertreib" ſtudierte.

„Nichts, nichts," erwiderte Alice verwirrt und errötete über und über. „Wie war ich thöricht!" dachte ſie. Sie rief die Kinder von ihrer Lektüre ab und begab ſich mit ihnen auf die Veranda. Der Regen fiel noch immer in Strömen, die Luft war ſchwül, und in den Schrubbs im Garten klagten die Nachtigallen.

Alice wurde von einer ſeltſamen unerklärlichen Angſt ergriffen. Es war ihr, als drohe ihr eine große Gefahr, die ſich langſam aber unaufhaltbar näherte. Ihr Herz klopfte laut, ſie fühlte das Blut in ihren Schläfen pulſieren, und vor ihren Augen flimmerten und wogten grüne Maſſen.

„Das kommt vom Träumen," dachte ſie und forderte die kleinen Mädchen auf, mit ihr Federball zu ſchlagen. Darüber wurde ſie das Angſtgefühl los und mußte ſelbſt über den Streich lachen, den die Einſamkeit und die von Elektricität erfüllte Luft ihr geſpielt hatten.

Am folgenden Morgen kamen die Campbells, um nach Frau Ina zu ſehen. Die Baronin machte der Tochter, nachdem ſie ſich mit ihr begrüßt und ſich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, Vorwürfe, weil ſie den Arzt dazu bewogen, der Baronin gegenüber von ihrer Erkrankung zu ſchweigen, ſchalt Amalie tüchtig aus, weil dieſe ihr nicht von ſich aus Nachricht gegeben hatte, und nahm dann auf einem an

Inas Couchette herangerückten Seſſel in ihrer Lieblingsauslage Platz, das heißt, ſie lehnte ſich weit zurück und legte beide Arme auf die Armlehnen des Stuhles. Der Baron ſetzte ſich auf das Fußende der Couchette und betrachtete ſeinen Liebling mit ſorgenvollem Geſicht.

Man ſprach von dieſem und jenem; dann fragte die Baronin: „Wie gefällt dir denn die neue Gouvernante? Der Doktor iſt ganz entzückt von ihr.“

„Gar nicht, Mama.“

„Das iſt wenig, mein Töchterchen!“ lachte der alte Baron.

„Wirklich? Gar nicht?“ fragte die Baronin, den Kopf ſchüttelnd. „Und warum nicht?“

„Erſtens iſt ſie noch ein vollkommenes Kind. Ihr werdet ſie ja ſelbſt ſehen; macht euch aber nur gleich auf einen Backfiſch im langen Kleide gefaßt. Zweitens iſt ſie ſehr unwiſſend. Ich wohnte geſtern einer Rechenſtunde bei, und es erwies ſich, daß dieſe ſeltſame Gouvernante nicht einmal mit benannten Zahlen zu dividieren verſtand. Buchſtäblich. — Drittens —“

„Aber, beſte Ina,“ unterbrach ſie der Baron, „das kann doch nur ſcheinbar geweſen ſein. Du haſt das junge Mädchen durch deine Gegenwart blöde gemacht und ſie iſt zerſtreut geworden.“

„Nun, ſie iſt, wie ihr gleich hören werdet, nichts weniger als blöde. Drittens alſo —“

„Pardon, daß ich dich unterbreche, Ina — be-

halte dein Wort — aber ſie hat doch ihr Gouvernantenexamen gemacht?"

„Wie ſie das fertig gebracht hat, weiß ich nicht, Mama; aber was ich euch erzähle, iſt eine Thatſache."

Der Baron ſchüttelte den Kopf, die Baronin blickte ſtarr vor ſich nieder und ſagte: „Seltſam!"

„Ihr meint, ſie ſei durch meine Anweſenheit zerſtreut worden," fuhr Frau Ina fort, „und das iſt natürlich, da ihr ſie noch nicht kennt. Sie iſt aber in Wahrheit viel zu wenig blöde. Neulich war der Acciſe-Grünhof hier — er machte uns einen Beſuch — und ſie führte bei Tiſch das große Wort, als ob ſie die Hausfrau wäre. Dazu kommt, daß ſie für Herren, wie es ſcheint, einen Haken hat. Grünhof war ſichtlich entzückt, der Doktor ebenfalls. Wir können uns alſo darauf gefaßt machen, daß unſer Haus demnächſt um der Gouvernante willen der Sammelpunkt für die Herrenwelt des ganzen Kreiſes werden wird."

Das Geſicht der Baronin wurde immer nachdenklicher. „Das iſt freilich ſchlimm," ſagte ſie, „und es wird dadurch nicht beſſer, daß ich es, wie du dich erinnern wirſt, voraus geſehen und vorausgeſagt habe. Es taugt eben nichts, eine Standesgenoſſin zur Gouvernante zu machen. Wäre ſie bürgerlich, ſo könnteſt du ihr einfach ſagen: ‚Sie gefallen mir nicht, mein Fräulein, ſetzen Sie gefälligſt Ihren Wanderſtab weiter'; jetzt aber muß irgend eine anſtändige Form gefunden werden. Es wird kaum etwas anderes übrig bleiben, als daß ihr die Mädchen

für ein Semeſter in Penſion gebt oder eine größere Reiſe macht."

„Wenn Fräulein Heinersdorf dich indirekt dazu bewegen ſollte, daß du dich endlich dazu entſchließeſt, dich für ein paar Monate von Georg zu trennen und uns nach Italien zu begleiten, ſo würde ich jedenfalls ihr Andenken ſegnen," ſagte der Baron im tiefſten Baß und lachte herzlich.

Zu Mittag ſpeiſten die Campbells mit den Kindern, um Fräulein Heinersdorf perſönlich kennen zu lernen. Als ſie das Schlafzimmer verlaſſen hatten, bemerkte der Baron: „Inachen muß fiebern. Bemerkteſt du, wie haſtig ſie ſprach, ganz gegen ihre Gewohnheit, und wie ihre Augen leuchteten?"

„Ina fiebert allerdings," erwiderte die Baronin, „aber nur wenig."

Alice gefiel den beiden Alten und die Campbells gefielen ihr. Dieſe fühlten ihr nach verſchiedenen Richtungen hin, wie man ſagt, auf den Zahn, anfangs ſchüchtern, nachher recht kräftig, aber ſie beſtand die Prüfung in Ehren. Der Baronin gefiel ihr beſcheidenes Auftreten, der kunſtfreundliche Baron wurde ſchon durch ihr Äußeres beſtochen. Als ſie zu Frau Ina zurückkehrten, ſagte die Baronin:

„Ich weiß nicht, was du willſt. Mir hat das junge Mädchen außerordentlich gefallen."

„Mir auch," fügte der Baron hinzu. „Und was das Rechnen mit benannten Zahlen anbetrifft, ſo ſtehe ich dir dafür, daß eben nur Zerſtreutheit vorlag.

Das kleine Perſönchen hat ſehr hübſche Kenntniſſe, wenn ſie auch noch nicht ganz verdaut ſind.“

Die Worte der Eltern gingen Ina wie Dolchſtiche durchs Herz. Alſo ſelbſt ſie nahmen gegen ihre eigne Tochter Partei für die Fremde! Sie ließ ſich aber nichts merken und brachte das Geſpräch auf ein anderes Thema.

Als die Mutter für die Nacht dableiben wollte, widerſetzte ſie ſich dieſem Vorhaben auf jede Weiſe und bewog ſie ſchließlich wirklich dazu, nach Hauſe zu fahren. Sie hatte nur den einen Wunſch: allein zu ſein, wie ſie geſtern allein geweſen war. Und ſo ſaß ſie denn bald wieder allein und ſpann ſich dichter und dichter ein in das Netz, gewoben von Liebe und Eiferſucht, das ihr den geſunden Sinn mehr und mehr einſchnürte. Nichts ſtörte ſie in dieſem traurigen Beginnen. Im Zimmer war es ſo ſtill, daß Amaliens Stricknadeln ein vernehmbares Geräuſch machten; draußen ſtrömte der Regen und dazwiſchen rollte der Donner ſtärker und ſtärker, und die Dunkelheit ſank ſo raſch herab, daß Amalie, die ſchweigend am Fenſter ſaß, ihren Strickſtrumpf beiſeite legte und hinausblickte. Blitz folgte auf Blitz, das Rollen des Donners nahm kein Ende. Amalie ſchellte und ließ die kleinen Mädchen rufen, die ſich ängſtlich neben der Mutter hinkauerten. „Gottlob, die Eltern müſſen ſchon zu Hauſe ſein,“ dachte Ina. „Wie ſchön, daß Georg nicht daheim iſt. Wenn er jetzt draußen wäre!“

Ein weißer Blitz fuhr im Zickzack nieder, und

der Donner erſchütterte das Schloß in ſeinen Grundfeſten. Die Fenſter klirrten, als ob in nächſter Nähe eine Exploſion ſtattgefunden hätte.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“ ſagte Amalie laut, ſtand auf und zündete die Kerzen auf der Toilette an.

Der Gräfin fuhr ein ſeltſamer Gedanke durch den Kopf, ein unſinniger Gedanke, aber in gewiſſen Lebenslagen kommen uns ſolche Gedanken. Sie wollte eine Frage an das Schickſal ſtellen. Der Graf war jetzt in der Stadt, alſo fünfzehn Meilen von Rotenhof, und es war ziemlich gewiß, daß er erſt am folgenden Tage zurückkehren würde. Trat er nun doch jetzt gleich, noch während des Gewitters in ihr Zimmer, ſo ſollte das ein Zeichen ſein, daß er ſie nicht mehr liebte; daß er die Gouvernante lieb gewinnen würde.

Die Gräfin fuhr ſich mit der Rechten über die Stirn, wie um den unſinnigen Gedanken zu verſcheuchen; aber in demſelben Augenblick ſchrieen die Kinder laut auf: „Papa, Papa!“

Die Gräfin machte eine Bewegung nach vorn, ſtreckte die Arme weit aus und ſank ohnmächtig zurück.

Der Graf erſchrak. Die Diener hatten ihn zwar davon unterrichtet, daß ſeine Gemahlin krank ſei, ſie hatten aber gleich hinzugefügt, daß es ſich nach dem Ausſpruche des Arztes nur um ein vorübergehendes Unwohlſein handle. Er und Amalie bemühten ſich, die Gräfin wieder zum Bewußtſein zu bringen, und es gelang ihnen bald. Als Frau Ina die Augen

aufſchlug, ſchlang ſie ihre Arme um den Hals ihres Mannes, drückte ihren Kopf an ſeine Bruſt und brach in Thränen aus. Georg winkte Amalie und ſie verließ zugleich mit den kleinen Mädchen das Zimmer.

Georg blieb bewegungslos auf dem Rande der Couchette ſitzen und ſtrich nur zuweilen beruhigend mit der Rechten über das reiche Haar ſeiner Frau. Es war ganz ſtill im Zimmer, man hörte nur das dumpfe Rollen des immer ſchwächer werdenden Donners und das Rauſchen und Plätſchern des Regens, der noch immer in Strömen fiel. Frau Ina bewegte von Zeit zu Zeit den Kopf wie eine Kranke, die ein nagender Schmerz nicht Ruhe halten läßt. „Georg," flüſterte ſie leidenſchaftlich, „Georg, liebſt du mich?" Hätte Frau Ina dieſe Frage vor acht Tagen gethan, ſo hätte ihr Mann nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen „Ja!" ſagen können; denn damals hielt er noch die Freundſchaft und Dankbarkeit, die er für ſein Weib empfand, für Liebe. Er ſagte auch jetzt: „Gewiß, Ina, ich liebe dich, ſo ſehr nur ein Mann ſein Weib lieben kann!" Aber eine Blutwelle ſchoß ihm dabei heiß zu Kopf, denn er ſprach die Unwahrheit, und er wußte, daß er die Unwahrheit ſprach.

Frau Ina raffte ſich auf. „Vergib, mein Liebling," ſagte ſie, indem ſie ihr von Thränen überſtrömtes Geſicht zu ihm erhob, „vergib; ich bin krank und die ſchwüle Luft hat meine Nerven angegriffen."

Als ſie ihm in die Augen ſah, in die hellen

leuchtenden Augen, die ſie ſo liebte, da kam ihr der Gedanke, ihm jetzt offen zu ſagen, wie es um ihr Herz ſtand; aber ſie verwarf ihn wieder. Liebte er ſie wirklich, wie er ſagte, ſo war keine Gefahr; wenn er ſie aber nicht liebte, nicht mehr liebte — was lag dann daran, den Bruch hinauszuſchieben.

So dachte ſie, während ſie mit einem Blicke voll heißer Liebe auf Georg ſah und in ängſtlicher Spannung den Ausdruck ſeines Geſichtes, ſeines Auges beobachtete. Sie fand in ihnen die alte warme Liebe. „Nein, ich liebe dich nicht mit der Liebe, die du in mir glaubſt," dachte der Graf, „und ich habe dich nie mit ihr geliebt; aber was thut das? Achte ich dich nicht hoch, liebe ich dich nicht als mein kluges, ſanftes, herrliches Weib, als meiner Kinder Mutter? Und werde ich dich nicht immer ſo lieben? Nein, ich durfte doch ausſprechen, was ich vorhin ſagte."

Sie ſaßen ſo eng umſchlungen wie ſonſt und küßten ſich wie ſonſt, und doch war alles anders geworden, und ſie fühlten es, obgleich ſie es nicht ausſprachen.

Der Graf, der keine Ahnung von den Empfindungen hatte, die Frau Ina erfüllten, ſuchte ſeine Frau zu zerſtreuen. Er erzählte ihr ausführlich von ſeinen Geſchäften, von den geſellſchaftlichen Begegnungen, die er gehabt, und von den kleinen Skandalen, die gerade die Klatſchmäuler der Stadt in Bewegung ſetzten. Die Gräfin ging auch darauf ein, fragte nach dieſem und jenem und ſchien ſich ſichtlich

wohler zu fühlen. Sie legte ſich wieder auf die Couchette und ließ ſich durch Amalie eine Taſſe Thee bringen. Der Graf verließ ſie auf einen Augenblick und kehrte dann in Begleitung eines Dieners, der eine Anzahl Schachteln und Schächtelchen trug und ſie im Boudoir der Gräfin Amalie zum Weitertransport übergab, zurück. Der Graf kam nie aus der Stadt nach Hauſe, ohne für jeden Hausgenoſſen etwas mitzubringen, und er pflegte aus dem Mitgebrachten immer erſt eine kleine Ausſtellung für ſeine Frau herzurichten. „Das iſt für dich," ſagte er, indem er eine prachtvolle Robe aus der Schachtel hob und ſie der Gräfin hinhielt. Es war hellblau und weißgeſtreifte Seide, der Rock breit, der Überwurf ſchmal geſtreift, letzterer mit Roſetten aufgenommen, wie es damals eben Mode wurde.

Dazu kamen noch ein paar reizende hellgraue, nach ruſſiſcher Art reich mit Silber geſtickte Pantöffelchen. Die kleinen Mädchen erhielten allerlei für ihre Puppen, die Gouvernante ein paar hübſche kleine Berliner Vaſen, Amalie einen Plaid, die Dienerſchaft Kleider, Weſten, Halstücher.

Die Gräfin dankte ihrem Gemahl mit einem Kuß und war mit allem zufrieden. Eine Schachtel war noch nicht ausgepackt.

„Nun noch eine Bitte, Inachen. Du warſt ja, glaube ich, dabei, als wir mit der Kleinen vom Reiten ſprachen. Ich glaube, ſie wollte nicht recht daran, weil ſie kein Reitkleid hat. Da habe ich ihr

nun eins für dich mitgebracht. Das mußt du ihr ſchenken."

Der Graf war, während er dieſe Worte ſprach, damit beſchäftigt, die Schnur, mit der die Schachtel umwickelt war, zu löſen; er bemerkte es daher nicht, daß ſeine Frau erbleichte und unwillkürlich die Hand aufs Herz legte. Die Gräfin wollte in dieſem Augenblick nicht zu Amalie hinüberblicken, aber ſie konnte nicht anders, und Amaliens Geſicht war ſo finſter, als wäre die Kataſtrophe, die ſie kommen ſah, ſchon vor der Thür. Die Gräfin wandte ſich nach der Wand hin und ſeufzte ſchwer.

Der Graf fuhr auf. „Haſt du Schmerzen, Ina?" fragte er, indem er an die Couchette herantrat.

„Die gnädige Frau hat ſtarke Schmerzen," erwiderte Amalie für ihre Herrin.

„Sollen wir dich allein laſſen, Ina?"

Die Gräfin nickte. Der Graf beugte ſich zu ihr herab, küßte ſie auf die Stirn und ging dann leiſe aus dem Zimmer.

Im Saal fand er die Kinder und die Gouvernante. Die Freude darüber, ihn wiederzuſehen, ſprach ſo deutlich aus allen dreien, daß er ſich auf das angenehmſte davon berührt fühlte. Er ſelbſt war nie krank und faſt immer heiter; Krankheit und Thränen waren ihm daher im höchſten Grade zuwider. So war er froh, wieder in lachende Augen ſehen zu können, und war bald in der beſten Laune. Er ſchickte endlich einen Diener ab, um die bei Frau Ina

zurückgebliebenen Geſchenke zu holen. Als Amalie dieſe zuſammenraffte, griff ſie auch nach dem Reitkleid.

„Was willſt du damit?“ fragte die Gräfin.

„Das kann der Herr ihr ſelbſt abgeben.“

Die Gräfin fuhr von der Couchette auf. „Was unterſtehſt du dich!“ rief ſie mit leuchtenden Augen. „Lege die Schachtel ſofort wieder hin.“

Amalie gehorchte ſchweigend.

Achtes Kapitel.

Der Graf ritt am folgenden Morgen sofort nach Campbellshof, um den Arzt über den Zustand der Gräfin zu befragen. Dieser gab nur schlechten Trost: es sei leider nicht unmöglich, ja nicht einmal ganz unwahrscheinlich, daß bei der Gräfin ein zwar ungefährliches, aber langwieriges und schmerzliches Übel in der Entwicklung sei. Die Patientin müsse jedenfalls nach jeder Richtung hin sorgsam geschont und vor jeder Anstrengung oder Aufregung behütet werden. „Na ja, letztere ist freilich in diesem Falle nicht zu befürchten," fügte der Doktor lachend hinzu. „Ich wüßte wahrhaftig nicht, worüber Ihre Frau Gemahlin sich aufregen sollte." Der Graf dankte dem Doktor, bat ihn um Entschuldigung, daß er ihn hatte wecken lassen, und ritt davon. Bald nahmen ihn die Tagesgeschäfte so in Anspruch, daß er darüber die traurigen Aussichten für den Gesundheitszustand seiner Frau vergaß. Auch zu Hause hatte er nicht die Zeit, mit der Familie zu frühstücken, und mußte sich schließlich in aller Hast umkleiden, um nur rechtzeitig an der Mittagstafel erscheinen zu können. Er war müde

und hatte in hohem Maße das Bedürfnis ſich zu zerſtreuen.

Als er den Speiſeſaal betrat, trat Alice auf ihn zu. „Ich muß Ihnen, Herr Graf," ſagte ſie, „für die freundliche Vermittlung des hübſchen Geſchenkes danken, durch das Ihre Frau Gemahlin mich in ſo liebenswürdiger Weiſe überraſcht hat."

Der Graf blickte mit großem Wohlgefallen auf ihr durch eine gewiſſe Schüchternheit noch verſchöntes Geſichtchen herab. „O bitte, mein Fräulein," erwiderte er, „ich verdiene Ihren Dank nicht. Das Kleid kommt ja nicht von mir, ſondern von meiner Frau, und ich werde überdies für meine geringe Mühe ſchon dadurch belohnt werden, daß ich künftig meine Spazierritte in Ihrer Geſellſchaft werde machen können. Du wirſt ja leider in dieſem Sommer jedenfalls auf das Reiten verzichten müſſen, Ina."

„Allerdings. Fräulein Heinersdorf hat übrigens keine Urſache, damit unzufrieden zu ſein, da auf dieſe Weiſe meine Stute frei wird."

„O bitte, gnädige Frau! Ich würde es nie wagen, Ihre Stute zu beſteigen. Es war, denke ich, von einem ehrwürdigen alten Herrn, einem Schimmel, die Rede, wenn ich nicht irre."

„Ein ſolcher iſt allerdings vorhanden; aber nehmen Sie das Anerbieten meiner Frau nur an, der alte Herr wird Ihnen hoffentlich bald gar zu ſanft erſcheinen. Aber wir werden ja ſehen. — Friedrich, ſage dem Reitknecht, er möge für das gnädige Fräulein den Schimmel und für mich den Wallach ſatteln. Er

ſoll auch die Reitleine anlegen. — Ich bin überzeugt, mein Fräulein, daß Sie bald Luſt am Reiten finden werden."

Sobald die Tafel aufgehoben war, zog ſich Alice zurück, um das Reitkleid anzulegen. Der Graf umfaßte ſeine Frau, küßte ſie und fragte zärtlich: „Wie geht es, Ina?"

„Ich danke dir, ich fühle mich wohler," war die Antwort.

Als die Pferde vorgeführt worden waren, ging die Gräfin, obgleich ſie heftige Schmerzen hatte, mit den Kindern hinab in den Hof und ſah zu, wie dieſe die Pferde mit Brot fütterten, das ſie ihnen auf der flachen Hand reichten. Der Graf hatte den Schimmel in der erſten Zeit ihrer Ehe geritten, und er erinnerte die Gräfin an manchen köſtlichen Abend. „Es möge kommen, wie es wolle," dachte ſie, „die Erinnerung an mein früheres Glück kann mir wenigſtens niemand rauben." Als aber jetzt Alice erſchien, friſch und reizend wie eine Roſenkoſpe, als die Kinder, hingeriſſen von dem Liebreiz, der auf ihr lag, auf ſie zueilten, ſie umfaßten und ausriefen: „Nein, wie ſind Sie reizend, Fräulein," als ſelbſt der Stallknecht ſie anglotzte wie ein höheres Weſen — da lohte in Frau Ina die Eiferſucht ſo jäh und wild auf, daß ſie ſich umwandte und raſch ins Haus ſchritt.

Der Graf begegnete ihr im Vorſaal. „Wohin?" fragte er, „du mußt doch mit anſehen, wie die Kleine ihren erſten Reitverſuch macht."

Die Gräfin eilte ſchweigend an ihm vorüber. Der

Graf blickte ihr einen Augenblick verwundert nach und folgte ihr dann. „Beſte Ina," ſagte er, „fühlſt du dich wieder unwohler?" Die Gräfin ſank in einen Seſſel, beugte ihren Kopf herab auf den Tiſch und brach in Thränen aus.

Der Graf biß ſich auf die Lippen, aber er beherrſchte ſich: Ina war krank. „Ich will Fräulein Heinersdorf ſagen, daß du dich nicht wohl fühlſt, und will bei dir bleiben," ſagte er freundlich und wandte ſich zum Gehen.

„Ich bitte dich, thue es nicht. Ich flehe dich an — reitet!"

Der Graf ergriff ihre Hand. „Laß mich bei dir bleiben," bat er.

„Nein, nein, nein! Auf keinen Fall! Ich bitte dich, reitet nur."

Der Graf wandte ſich raſch um und ging. Dieſe Nervoſität, dieſes ganz unmotivierte Pathos war unerträglich.

Als er den Hof betrat, glättete ſich ſeine Stirn. „Was für ein reizendes Mädchen," dachte er. Als er Alice in den Sattel geholfen und ſie gelehrt hatte, wie ihr Händchen die Zügel halten müſſe — es ließ ſich dabei nicht vermeiden, daß er das Händchen auch berührte — war jeder Mißmut von ihm gewichen.

„Jetzt reiten wir anfangs ein wenig Schritt," ſagte er, als ſie ſich in Bewegung geſetzt hatten, und amüſierte ſich über den Ausdruck kindlichen Vertrauens und harmloſer Wißbegierde, mit dem Alice zu ihm aufblickte, „nachher reiten wir dann nur kurzen

Galopp. Das ist für den Anfänger die bequemste Gangart."

So geschah es. Sobald sie den Park hinter sich hatten, gingen die Pferde in Galopp über. Alice wunderte sich selbst darüber, daß sie so mutig war; aber sie hatte das Gefühl, daß ihr in der Gesellschaft des Grafen unmöglich etwas zustoßen könne.

Der Graf seinerseits blickte mit Behagen auf das junge Mädchen. „Die wird mit der Zeit eine tüchtige Reiterin werden," dachte er und freute sich schon darauf, wieder einmal in Gesellschaft einer Frau einen tüchtigen Ritt machen zu können.

„So," sagte der Graf, als sie den Wald erreicht hatten, lächelnd, „erschrecken Sie nicht, ich werde meinen Arm um Ihre Taille legen, damit Sie nicht herabfallen; wir wollen doch wieder etwas Schritt reiten."

Er zwang sein Pferd an das ihre heran, umfaßte sie und zügelte die Tiere. Als er sie so umfaßt hielt, lächelte er, während die Berührung durch seinen Arm in Alice ein wunderbares Gefühl wachrief, über das sie selbst erstaunte. Ihre Bewegung entging dem Grafen nicht, und er amüsierte sich darüber wie ein Mann, der als Knabe eifrig den Krammetsvögeln nachgestellt hat und nun im späteren Alter, da ihn die Drosseln nichts mehr angehen, eine solche in die Schlinge gehen sieht. „Es ist gut, daß wir uns erst jetzt begegnet sind," dachte er, „vor einem Dutzend Jahren wäre ich kein Kumpan für dich gewesen."

Der Abend war wundervoll. Die Birken dufteten,

die Vögel ſangen, ein leiſer Wind trieb den beiden die milde, weiche Frühlingsluft ins Geſicht.

„Sie ſind wohl ganz in der Stadt erwachſen?“ fragte der Graf.

„Ja. Ich bin aber eine leidenſchaftliche Freundin der Natur.“

„Wie gewöhnlich die Städterinnen. Laſſen Sie den Zügel nur loſer — ſo — aber Sie haben doch auch ſchon auf dem Lande gelebt?“

„Ja, ich habe meine Ferien bei den Grandenſchen verlebt. Der Grandenſche iſt ein Bruder meiner verſtorbenen Mutter.“

„Granden iſt ein hübſches Gut? Nicht wahr?“

„Es iſt hübſch gelegen, aber das Wohnhaus iſt recht alt und verfallen, und für den Garten kann mein Onkel nicht viel thun. Mein Onkel iſt nicht reich — er hat, als mein armer Vater Berghof verkaufen mußte, viel verloren.“

Alice ſah ſehr traurig aus, als ſie dieſe Worte ſprach. Beides, ihre Trauer und ihr Vertrauen zu ihm rührten den Grafen. Er wußte, daß der alte Heinersdorf das Vermögen ſeiner Frau und das ihrer ſämtlichen Verwandten in kürzeſter Friſt und auf die ſchnödeſte Weiſe verſchlampt und verſpielt hatte, wie er denn auch jetzt noch jeden Kopeken, den er ſich irgendwie und irgendwoher verſchaffen konnte, in Speiſe und Trank umſetzte, die er heimlich, aber doch nicht ganz allein genoß, aber darum rührte ihn der „arme Vater“ nur um ſo mehr.

„Sie haben wohl eine recht schwere Jugend verlebt?“ fragte er weiter.

„Ja und nein. Zu Hause war es oft recht einsam, und wir mußten uns ja sehr einschränken — Papas Rente ist nur klein, und das Leben in der Stadt ist jetzt sehr teuer — aber ich habe doch auch viele Freundinnen gehabt, und mein guter Papa hat alles gethan, um mir eine frohe Jugend zu verschaffen. Und dann —“ hier sah Alice den Grafen voll an — „Armut schändet nicht, und unser Wappenschild ist rein und unbefleckt.“

„Du liebe Seele,“ dachte der Graf, „wenn du wüßtest, daß deines Papas ‚Rente‘ in dem Gelde besteht, das er sich zu Johannis als ‚Bruder‘ zusammenbettelt; daß alles, was er für dich gethan hat, darin bestand, daß er deinen Verwandten erlaubte, für dich zu sorgen; daß niemand dein Wappenschild annähme, auch nicht einmal die, die überhaupt keins haben!“ Als der Graf ferner daran dachte, daß sie das doch einmal erfahren könnte, fühlte er, wie sich sein Herz mitleidig zusammenzog.

Diese Gedanken gingen dem Grafen durch den Kopf; er sagte aber nur: „Gewiß, mein Fräulein.“

„Diejenigen, die nicht adlig sind,“ fuhr Alice fort, „behaupten wohl, der Adel sei zu nichts da, als um seine Träger hochmütig zu machen. Sie irren. Das Bewußtsein, aus einer Familie entsprossen zu sein, deren Glieder durch so viele Jahrhunderte immer ehrenhaft handelten, gewährt eine kräftige Stütze. Ich kann mir nicht denken, daß zum Beispiel jemand, der

Heinersdorf heißt, je unedel handeln könnte. Ich denke mir, daß ſchon unſer Name hinreicht, um jede Verſuchung von uns fern zu halten."

Dem Grafen war die Wendung, die das Geſpräch genommen hatte, unendlich peinlich. „Sie haben ganz recht, liebes Fräulein," ſagte er raſch, „aber man muß den Wert der Familientradition auch nicht überſchätzen. Ausſchlaggebend ſind denn doch die perſönlichen Eigenſchaften des einzelnen. Wenn es Ihnen übrigens recht iſt, ſo kehren wir jetzt um."

Auf dem Rückwege fragte der Graf nach Alices Schulfreundinnen, nach den Familien, in denen ſie verkehrt, endlich auch nach den jungen Leuten, mit denen ſie getanzt hatte. „Ich muß doch herausbekommen," dachte er, „ob die Kleine ſchon verliebt iſt." Seine freundliche Art bewirkte, daß Alice das Herz aufging. Sie erzählte lebhaft und geſtikulierte dabei ſo ſehr, daß ſie faſt vom Pferde gefallen wäre. Es war ihr eine Wohlthat, endlich einmal wieder ſo recht von der Leber weg plaudern zu können und ſie fühlte ſich dem Grafen gegenüber ſchon ganz vertraut. „Nein," dachte der Graf, „ſie hat noch nie geliebt; glücklich der Mann, für den einmal dieſes Herz in Liebe erglühen wird."

Als ſie im Schloßhofe vom Pferde ſtiegen, hatten beide das Gefühl, einen ſchönen Abend verlebt zu haben. Wir müſſen recht oft ſpazieren reiten," ſagte der Graf.

„An mir ſoll es nicht fehlen," erwiderte Alice lachend.

Der Graf begab ſich zu ſeiner Frau. Ihm war friſch und fröhlich zu Mute, aber dieſe Stimmung verließ ihn, nachdem er eine Weile bei ihr zugebracht hatte. Frau Ina hatte vom Weinen gerötete Augen und verhielt ſich, wie er fand, ſehr teilnahmlos. Er ſprach von dieſem und jenem, aber ſie ging auf kein Geſpräch recht ein. Es war das ja natürlich, denn ſie war krank, aber es war nicht gerade ſehr unterhaltend. Der Graf verſtummte endlich auch, und beide ſaßen ſchweigend nebeneinander. Der Graf war ſehr müde, und im Zimmer war es ſehr ſtill, ſo ſann er denn erſt darüber nach, wovon er wohl ſeine Frau unterhalten könnte, dachte dann an das Geſpräch mit Alice und an den alten Heinersdorf, und träumte endlich, daß er mit Alice nach Nowaja Derewnä (einem Ort bei Petersburg) ritt. Sie ſaß auf einem wunderſchönen, ſchneeweißen Zelter, und alle Spaziergänger blieben ſtehen und blickten ihr nach.

Plötzlich fuhr er zuſammen und erwachte. Die Gräfin lag noch immer auf der Couchette und hatte die Augen geſchloſſen. Sie hatte, gottlob, offenbar gar nicht bemerkt, daß er eingeſchlafen war. Er erhob ſich leiſe und ging auf den Zehen der Thür zu. Dort wandte er ſich noch einmal um und blickte zurück. Die Gräfin bewegte kein Glied.

Er ging hinaus.

Und doch hatte Frau Ina alles geſehen. Ach, und wie geſehen! Georg ſchlief in ihrer Geſellſchaft ein!

Der Graf war am folgenden Tage in Hallermünde und kehrte erſt kurz vor Tiſch nach Hauſe zurück. Er hatte dort endlich den längſt erwarteten Boniteur vorgefunden und ihn — da der folgende Tag ein Sonntag war — mit nach Rotenhof genommen.

Herr Schwäberle war ein kleines altes Männchen mit kurzgeſchnittenem grauem Haupthaar, das er von Zeit zu Zeit durch eine jähe Handbewegung aufwärts ſtrich, einer ungeheuren Habichtsnaſe und kleinen Äuglein, die unter buſchigen Augenbrauen klug und aufmerkſam in die Welt blickten. Man ſchätzte den alten Mann, der ſchon lange im Lande war, ebenſoſehr um ſeiner Kenntniſſe als um ſeines liebenswürdigen beſcheidenen Weſens willen allgemein, und er konnte ſicher ſein, auf jedem Edelhof, den er betrat, willkommen zu ſein.

Als ſie über den Hof fuhren, gewahrte der Graf, daß auf demſelben ein Campbellshöfiſches Reitpferd hin und her geführt wurde. „Iſt der alte Herr gekommen?“ rief er dem Reitknecht zu.

„Nein, der junge Herr,“ war die Antwort.

„Ah, Paul.“ Nun, der kam diesmal zur rechten Zeit. Der Graf wußte, wie ſehr ſeine Frau an ihrem Bruder hing.

Als der Gaſt in ſein Zimmer geführt worden war, eilte der Graf, die Geſchwiſter aufzuſuchen. Er war noch durch ein Gemach von dem traulichen Raume getrennt, in dem Frau Ina in geſunden Tagen einzelne liebe Gäſte, zu empfangen pflegte, als er eine ſehr wohlklingende ſonore Stimme mit aus-

geſprochenſtem ruſſiſchen Accent rufen hörte: „Was ſoll ich dir ſagen? Ich ſage dir, es war herrlich, wundervoll!“

Der Graf blieb unwillkürlich einen Augenblick ſtehen und lauſchte lächelnd.

„Ich kann dir gar nicht ſagen, wie dankbar ich dem Baron bin, der mir den Urlaub verſchaffte und wie ich voll Dankbarkeit bin gegen den Höchſten — natürlich — der mir Geſundheit verlieh und Kraft und Jugend — Jugend, Ina — Duſchinka — dieſe herrliche Jugend — und wie ich Papa vergöttere, daß er mir das Geld gab und wie ich Mama anbete — ja wahrhaftig — tschestnoje blagorodnoje Slowo (auf adliges Ehrenwort) anbete, daß ſie auf mich verzichtete.“

„Guten Tag, Paul!“ ſagte der Graf und trat ins Zimmer.

„Guten Morgen, Georg, mein lieber, lieber Georg!“ Der Baron fiel dem Grafen um den Hals und küßte ihn erſt auf die Wange und dann die üblichen drei Mal auf den Mund.

Der Baron war ein ſehr ſchöner junger Mann, ſehr lang, ſehr ſchlank, ſehr blond, mit ungemein edel geſchnittenen Geſichtszügen. Er trug die Interimsuniform ſeines Regiments.

„Nun, wie verlief die Reiſe?“

„Was ſoll ich dir ſagen? Wenn ich ſage unbeſchreiblich herrlich, ſo iſt das viel zu wenig.“

„Das freut mich aufrichtig; aber bitte, nimm doch wieder Platz.“

Der Baron nahm ſeinen Platz neben Frau Ina wieder ein, umſchlang ſie und küßte ſie mehreremal. „Ich kann dir nicht ſagen, Duſchinka, wie ſehr ich mich darauf gefreut habe, dich wieder zu ſehen. Nein, wie wundervoll traulich iſt es bei euch — und dich auch, mein Lieber. Bitte um etwas Feuer.“

Der Baron holte aus der hinteren Taſche ſeiner Uniform ein kleines ſilbernes Cigarrettenetui hervor, ſetzte eine Cigarette in Brand und rauchte ſo ſchnell und haſtig, wie man nur innerhalb der Grenzen des ruſſiſchen Reiches raucht.

„Ich verſichere euch, es war wirklich ſüperbe. Wien — gut — ich bin verliebt in Wien. Ihr wißt, ich liebe Piter (Petersburg) über alles — und Paris — aber ich bin verliebt in Wien. Dieſe Fiacres, dieſe Kunſtſchätze, dieſe Kirchen! Und dann die Berge! Ich bitte euch — die Alpen! Das iſt — was ſoll ich ſagen? Das iſt gefrorener Granit! Zum Beiſpiel das Salzkammergut! Iſchl — erbarmt euch — oder Hallſtadt — das iſt nun ſchon gewiß ein Reiz!“

„Ja, es iſt hübſch da. Warſt du auch auf dem Schafberge?“

„Wie denn — wie denn — Duſchinka. Ich ritt in Geſellſchaft von einem öſterreichiſchen Kameraden hinauf, dem Fürſten Felix Wolkenſtein. Die öſterreichiſchen Kameraden waren ſehr liebenswürdig — wenn man Offizier iſt, findet man überall Bekanntſchaft. Ich traf ihn ganz zufällig in St. Gilgen. Ich ſehe, ich ſehe — ein junger Mann mit Schnurr-

bärtchen und ſo eine gerade Haltung, und ich denke — wo habe ich ihn ſchon geſehen? Da kommt er auf mich zu — wahrhaftig — ganz von ſelbſt und fragt: Ich habe die Ehre mit dem Baron Campbell zu ſprechen? — und gibt mir ſeine Karte. Nun, natürlich, der bin ich. Alſo ich leſe die Karte: Fürſt Felix Wolkenſtein. Alſo ich: ich bin ſehr erfreut, mon prince, durch den Zufall."

„Hattet ihr einen ſchönen Sonnenaufgang?"

„Herrlich, himmliſch! Was ſoll ich dir ſagen? Ganz wie auf einem Bilde von — na, wie heißt er gleich — von — Calame. Ich bitte euch — es war zum Beten! Ich zündete mir eine Cigarrette an — bitte um etwas Feuer — und dachte: wie groß iſt der Höchſte! Man hätte einen Nihiliſten dort hinſtellen müſſen auf den Schafberg! Oder eine Nihiliſtin. Was die Canaille wohl geſagt hätte? Was meinſt du, Inachen, mein Seelchen?"

„Ich meine, daß du dich eines recht kräftigen Ausdrucks bedienteſt."

Der Baron lachte mit ſeinem ſonoren wohlklingenden Lachen. „Was willſt du? Wir Reiteroffiziere" — hier ließ der Baron die Sporen klingen — „nehmen es damit nicht ſo genau. Nicht wahr, Georg?"

„Hm — ja!"

„Ach, es iſt doch herrlich" — hier umfaßte der Baron mit beiden Armen die neben ihm Sitzenden und preßte die ſich ein wenig Sträubenden an ſich —

„ſo jung zu ſein und ſo kräftig zu ſein und ein Reiteroffizier zu ſein! Ach, ich bin ſo froh darüber, ſo froh!“

Der Diener meldete, daß angerichtet ſei, und man ging zu Tiſch. Während man ſich in das Speiſezimmer begab, preßte und küßte der Baron ſeine Schweſter noch in einer Weiſe, daß ihr alle Glieder wehe thaten.

Der Baron wurde Alice vorgeſtellt und mit Herrn Schwäberle bekannt gemacht. Beide bekamen eine formelle Verbeugung.

In Rotenhof warteten die Diener nicht auf. Sie brachten, wenn nicht gerade zahlreicher Beſuch war, die Speiſen nur herein, ſtellten ſie vor die Hausfrau auf den Tiſch und entfernten ſich dann, um nicht durch ihre Gegenwart die Unterhaltung zu genieren.

„Entſchuldigen Sie, daß ich nicht weiter reiche,“ ſagte der Baron zu dem neben ihm ſitzenden Herrn Schwäberle, indem er den Teller, den ihm ſeine Schweſter reichte, vor ſich hinſtellte, „allein es wäre unhöflich gegen die Hausfrau.“

Herr Schwäberle beantwortete dieſe Belehrung mit einem freundlichen Grinſen.

„Fräulein Heinersdorf,“ wandte der Baron ſich nun an Alice, die er bisher in ſehr ungenierter Weiſe durch ſein Lorgnon angeſtarrt hatte, „es gibt auch eine altadlige Familie Ihres Namens.“

„Das Fräulein gehört dieſer Familie an, lieber Paul,“ ſagte der Graf lächelnd.

Alice errötete über und über. „Allerdings!“ antwortete sie scharf.

Der Baron fuhr zurück. „Ah so! Merci — Pardon, mein Fräulein!“

„Wann kommen Papa und Mama?“ fragte die Gräfin.

„Papa und Mama? Wann sie kommen? Gleich nach Tisch. Weißt du — ich bin kaum eine Stunde bei ihnen gewesen. Es war eine wunderbar herrliche Stunde, aber ich ließ gleich satteln; ich hatte solche Sehnsucht nach dir. Was soll ich sagen — bis zum ‚ich kann nicht mehr‘.“

„Kamst du über Berlin zurück?“

„Ich — nein, wahrhaftig nicht. Ich bitte dich, was soll ich in Berlin? Berlin ist wie Moskau, das sind große Dörfer. Erbarmt euch, was soll ich in Berlin?“

„Nun, darüber könnte dich dein Nachbar aufklären. Herr Schwäberle ist ein Berliner.“

Der Baron fuhr wieder zurück und betrachtete jetzt seinen Nachbar ebenso erstaunt, wie vorhin Alice. In beiden Fällen gebärdete er sich wie ein Naturforscher, der ganz unerwartet auf eine neue und interessante Spezies stößt.

„Ah, Sie sind ein Berliner? Pardon, mein Herr, aber ich liebe Berlin nicht. Ich liebe Petersburg, ich liebe Paris, ich liebe Wien — aber ich liebe Berlin nicht. Wissen Sie, Berlin ist nicht mein Genre. Nein, auf Ehrenwort nicht. Aber Sie —

Sie ſind ein Berliner, und Sie können jetzt auf dem Lande leben?"

„O, gewiß. Und ich fühle mich noch dazu ſehr wohl dabei."

„Nicht möglich! Ich begreife euch nicht, ihr Herren. Ich verſichere euch, ich verſtehe euch nicht, Ina, Georg. Daß der arme Landedelmann auf dem Lande lebt — gut — ich begreife das — mon dieu, c'est son métier! — aber ihr! Erbarmt euch! Du Ina, ich will nichts ſagen, du biſt bei Hofe geweſen in Stuttgart; nun das iſt nichts, das ganze Königreich Württemberg iſt, glaube ich, nur ein Zehntel ſo groß wie das Gouvernement Kursk; aber du, Georg! Mein Gott, das muß ja ganz fürchterlich ſein hier unter dem Landadel."

„Nun, Brüderchen, es iſt nicht ſo ſchlimm. Verlaß dich darauf, wir Landedelleute ſind gar nicht ſolche Buſchklepper, wie du zu glauben ſcheinſt."

„Ich bitte, ich bitte, ich nehme euch aus, verſteht ſich, aber dieſe engen Begriffe, dieſe Vorurteile! Zum Beiſpiel, ich fuhr in der Nacht mit einem Baron Wächter zuſammen. Ein ganz vernünftiger Mann, ja ſogar ein ganz kluger Mann. Kennt Petersburg, Paris, Wien — London ſogar. Er kommt aus Dresden. Ich frage ihn, was er dort gemacht hat. Er hat ſeine Söhne dorthin gebracht. Ich bitte euch, was hat ein Ruſſe ſeine Söhne ins Ausland zu bringen? Da iſt das Pagenkorps, da iſt die Rechtsſchule, wozu hat er ſie nach Dresden zu bringen?"

„Er wird ihnen wohl eine deutſche Erziehung haben geben wollen.“

„Das iſt es eben. Das iſt eben das Vorurteil. Und er war ſonſt ein ganz verſtändiger Mann.“

Es war die Zeit der ſchärfſten politiſchen und nationalen Gegenſätze. Der Adel des Landes hatte ſich mit ſteigendem Widerwillen durch die Regierung und eine einſichtsvolle Partei von Reform zu Reform drängen laſſen und wollte nun durchaus nicht weiter; die rückläufige Bewegung der griechiſch-orthodoxen Letten, die leidige Zeitungspolemik, die Bockſchen Broſchüren und die Adreſſe der livländiſchen Ritterſchaft waren vorhergegangen. Alice hatte den Baron mit ſteigendem Unwillen betrachtet. Sie hatte gehofft, der Graf oder ſelbſt die Gräfin würden gegen ihn auftreten, aber der erſtere ſchwieg, weil er im konkreten Falle wie ſein Schwager dachte und die letztere, weil ſie dem Bruder nicht gleich am erſten Tage widerſprechen wollte.

Da lief Alice die Galle über. „Vielleicht hat der Herr deutſchen Jünglingen auch eine deutſche Erziehung geben wollen, um zu verhüten, daß ſie einſt fahnenflüchtig werden,“ ſagte ſie.

Der Baron fuhr zurück, ſetzte ſich ſein Lorgnon wieder auf und zeigte Alice ein Geſicht, auf dem deutlich „du Unverſchämte“ zu leſen ſtand. Er dachte das auch, begnügte ſich aber mit einer Verbeugung und einem höhniſchen: „Ich danke für die Belehrung.“

Auf der Stirn der Gräfin zeigte ſich ein leichtes Rot. „Fräulein Heinersdorf, bitte, binden Sie doch Erna die Serviette um," ſagte ſie.

Alice waren die Thränen nah, aber ſie war doch mit ſich zufrieden. Der Graf kam ihr zu Hilfe. „Da haſt du es," ſagte er zu ſeinem Schwager. „Wer läßt dich auch die leidige Politik in die Familie hineintragen. Erzähle uns lieber von deinem Wien."

Der Baron ging auf den Vorſchlag ein, nahm ſich aber vor, der „impertinenten kleinen Perſon" einmal den Standpunkt klar zu machen. Dieſe Rachepläne verhinderten ihn indeſſen nicht, wieder ganz der begeiſterte deutſche Jüngling zu werden. Als, noch während man bei Tiſch ſaß, eine wandernde Truppe Prager Muſikanten vor dem Fenſter eine Polka anſtimmte, tanzte er ſogar mit Erna und Eleonore und verfiel dadurch auf den Gedanken, ſeine Schweſter darum zu bitten, daß ſie für übermorgen ihm zu Ehren einen kleinen Ball arrangieren möge. Frau Ina wollte anfangs nicht recht daran, fügte ſich aber endlich, die Prager wurden engagiert und in aller Eile und unter vielem Scherzen und Lachen eine Liſte der Einzuladenden entworfen. Die alten Campbells fanden bereits eine Thatſache vor.

Als die Campbells am Abend aufbrachen, trat Baron Paul auf Herrn Schwäberle, der ſich bis dahin in ſeiner beſcheidenen Weiſe mit dieſem oder jenem über landwirtſchaftliche Dinge unterhalten hatte, zu, reichte ihm die Hand und ſagte: „Wenn ich Ihnen

in Petersburg irgendwie gefällig ſein kann, ſo wenden Sie ſich nur an mich.“

Der Alte blickte ihn verwundert an. „Ich danke Ihnen, Herr Baron,“ erwiderte er, „ich wüßte aber freilich nicht, in welcher Angelegenheit ich Ihre Hilfe in Anſpruch nehmen könnte.“

Neuntes Kapitel.

Der Sonntagmorgen war köſtlich, und der Graf ſchlug vor, zur Kirche zu fahren. Es war kein religiöſes Bedürfnis, das ihn dazu veranlaßte, denn dieſe Seite ſeines Gemütslebens war durch ſeine Erziehung und ſeine Lebensſchickſale wenig entwickelt worden; er nahm aber an, in der Kirche einen benachbarten Gutsbeſitzer zu finden, mit dem er wegen des Ankaufs von ein paar Pferden Rückſprache nehmen wollte. Die Gräfin erklärte wegen der Vorbereitungen für das Feſt zurückbleiben zu müſſen; die Kinder aber und Alice begrüßten den Vorſchlag mit Jubel, erſtere, weil ſie ſich auf die Fahrt freuten, letztere, weil ſie das Bedürfnis hatte, wieder einmal einem Gottesdienſt beizuwohnen. Aber ſie hatte auch ſchon an der Fahrt ihre Freude. Der Graf kutſchierte ſelbſt und ließ die vier feurigen, zu zweien vor einander geſpannten Rappen tüchtig ausgreifen, ein kühler Wind ſtrich erfriſchend über die Felder und Wieſen, und aus dem Walde drang der kräftige Harzgeruch der Kiefern herüber. Dazu lehnte es ſich ſo behaglich in den blauſeidenen Kiſſen der zurückgeſchlagenen

Kutſche, und die freudeſtrahlenden Augen der kleinen Mädchen ließen den Morgen noch froher erſcheinen.

Der Graf wandte ſich nach dem Wagen um. „Wie biſt du doch ſo ſchön, du weite, weite Welt!“ rief er.

Alice nickte, der Graf ließ die lange Peitſche luſtig knallen.

„Fräulein Heinersdorf, ſind Sie ängſtlich?“

„Nein, Herr Graf.“

„Darf ich etwas Zigeuner ſpielen?“

Alice war ſehr ängſtlich, aber ſie hätte das um alles in der Welt nicht verraten. Sie nickte, die kleinen Mädchen klatſchen erſt in die Hände und hielten ſich dann feſt an die Wagenlehnen. Der Graf ſah ſich noch einmal um und pfiff dann. Die Pferde griffen aus und jagten in raſendem Galopp den Weg entlang, der über ein leiſe gewelltes Terrain führte. Der Graf blickte von Zeit zu Zeit lächelnd nach Alice zurück, aber ſie ſah ihn mutig an. Sie war zu ihrer eignen Verwunderung wirklich nicht ängſtlich; es erſchien ihr ganz unmöglich, daß, wenn der Graf die Zügel führte, ein Unglück geſchah.

Als die Kirche in Sicht war, zügelte der Graf die Pferde und ließ ſie zur Erholung in leichtem Trab gehen. Alice gefiel ihm mehr und mehr. „Ein allerliebſtes Mädchen!“ dachte er.

Es war ihm faſt ein Bedürfnis, ſich von Zeit zu Zeit wie ein Knabe auszutollen, und er hatte es oft genug peinlich empfunden, daß ſeine Frau für dergleichen Extravaganzen keinerlei Verſtändnis hatte.

Sie hätte eine ſolche „Zigeunerfahrt" nie geduldet; da war es ihm denn doppelt lieb, für ſolche Fälle eine Gefährtin zu haben.

Die Predigt war nicht weit her. Der Paſtor, ein noch junger, ſehr ſchöner Mann, ſprach frei — worauf er ſehr ſtolz war — bewegte ſich aber lediglich im hergebrachten Geleiſe und wälzte mit großem Eifer — er ſchlug von Zeit zu Zeit ſogar mit der Fauſt auf die Kanzel — die üblichen Phraſen immer wieder hin und her. Von Selbſterfahrenem, von eignen Gedanken trat nichts zu Tage, was inſofern nicht Wunder nehmen konnte, als der Paſtor ſein Amt weſentlich von der wirtſchaftlichen Seite auffaßte. Er war eine Reihe von Jahren Hauslehrer in adligen Häuſern geweſen und hatte die Manieren und Paſſionen des Adels angenommen, war ein leidenſchaftlicher Jäger, ein mutiger Reiter und ein tüchtiger Landwirt geworden. Er wurde übrigens der formalen Seite ſeines Amtes vollſtändig gerecht und erregte nach keiner Seite hin ein Ärgernis; die Bauern waren vielmehr mit ihm ſehr zufrieden. Sie behaupteten, er habe „eine Stimme wie ein Stier" — was in ihrem Munde ein hohes Lob war — „und ſei ein guter Wirt."

Als der Graf ſich nach Schluß des Gottesdienſtes unter den aus der Kirche Tretenden nach dem geſuchten Nachbar umſah — Alice wurde unterdeſſen von einigen Damen aus der Nachbarſchaft freundlich angeredet — ſchlug ihm jemand kräftig auf die Schulter. Er wandte ſich um und erkannte ſeinen

Onkel, einen hageren alten Herrn mit einem langen ſchneeweißen Schnurrbart, der als verabſchiedeter Gardemajor auf einem benachbarten kleinen, aber vortrefflich bewirtſchafteten Gute ſaß.

„Guten Morgen, Oheim," ſagte er und ſchüttelte dem alten Herrn die Hand, „ich hoffe, du ißt mit uns einen Teller Suppe."

„Soll mir recht ſein, Georg; aber ſag doch, wer iſt denn die kleine Polin, die mit deinen Kindern hereinkam? Das iſt ja ein reizendes Frauenzimmerchen! Wie kommt ihr zu ihr?"

„Es iſt unſere Gouvernante, ein Fräulein Heinersdorf."

Der Baron ſchüttelte nachdenklich den Kopf: „Ein allerliebſtes Kindchen, Georg, ein allerliebſtes Kindchen."

„Nun, du kannſt dich ja heute den ganzen Tag an ſeinem Anblick erfreuen. Pardon — einen Augenblick."

Der Graf trat auf den aus der Kirche tretenden Paſtor zu. „Kommen Sie mit, Paſtor, ſpeiſen Sie bei uns," ſagte er. „Ihre Frau Gemahlin iſt ja nun wohl ſchon über die gefährlichen Wochen hinweg."

„Danke, Herr Graf, gern. Aber ſagen Sie doch um des Himmels willen, wer iſt die junge Dame, die mit Ihren kleinen Mädchen in die Kirche trat? Das iſt ja ein reizendes junges Mädchen!"

„Unſere Gouvernante, ein Fräulein Heinersdorf. — Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihnen

meinen Onkel, Herrn von Dittershagen, vorstelle. Unser lieber Freund, Herr Pastor Jong!"

Alice verbeugte sich und geriet, während sie vor dem Wagen stand, mit den beiden Herren in ein Gespräch. Als der Graf den Nachbarn gesprochen hatte und zum Wagen zurückkehrte, fand er, daß die Gruppe sich noch um einige Herren vermehrt hatte. „Wo Honig ist, fliegen die Bienen aus und ein," dachte er.

„Sie sind eine Heinersdorf, mein Fräulein," begann der Pastor auf der Rückfahrt, „da bin ich erfreut, mich Ihnen als einen Vetter im so und so vielten Grade vorstellen zu können."

Alice blickte ihn verwundert an. „Inwiefern?" fragte sie.

„Meine Urgroßmutter war eine Heinersdorf," fuhr der Pastor fort, „Maria Agathe Anna Heinersdorf aus dem Hause Sixeln."

Der Baron, der neben Alice saß — der Pastor saß ihr gegenüber zwischen den kleinen Mädchen — warf dem Grafen einen schalkhaften Blick zu. Dieser ließ nämlich, um sich am Gespräch beteiligen zu können, den Kutscher fahren und hatte sich halb umgewendet.

„Unser gemeinsamer Urgroßvater besaß nämlich Sixeln und Irbitten. Er war mit einer Barbara Blücher aus dem Hause Tschikften vermählt."

„Weißt du, Georg, daß du auch mit Fräulein Heinersdorf verwandt bist?" fragte der Baron.

„Nein, aber ich freue mich, daß deine Worte mir

eine Aussicht auf ein solches Verhältnis zu eröffnen scheinen."

„Gewiß, wenn der Verwandtschaftsgrad sich auch nicht ganz leicht in Worten ausdrücken läßt. Jürgen Polderkamp nämlich, der von 1315—46 mein Kowrischken besaß, war mit einer Meyken Heinersdorf vermählt."

Der Graf zog den Hut. „Ich grüße Sie, Cousine!" sagte er lachend.

Die neu entdeckten Verwandtschaftsgrade — es erwies sich, daß auch der Baron unter seinen weiblichen Ahnen eine Heinersdorf zählte — gaben zu zahlreichen Scherzen Veranlassung. Diese setzten sich auch bei Tisch fort, die Kinder griffen sie auf und Alice wurde von allen „liebe Cousine" oder „Fräulein Cousine" genannt. Nur die Gräfin beteiligte sich mit keinem Wort an diesem Scherz und bewirkte dadurch, daß Alice, die ihr Schweigen weit früher bemerkte als die Herren, ihn äußerst peinlich empfand.

Der Pastor war aber nicht leicht von einem Thema abzubringen, bei dem Ahnen ins Spiel kamen. „Sie müssen nämlich wissen, mein Fräulein," sagte er, „daß meine Familie ursprünglich auch von Adel ist und zwar von uraltem Adel, wenn auch der Nachweis darüber sich nicht mehr führen läßt. Mein Vater hatte aber noch einen Brief aus dem vierzehnten Jahrhundert, einen Brief von einem meiner Ahnen. Ich habe die Urkunde selbst gesehen, sie ist aber, als das Pastorat meines Vaters in Feuer aufging, verbrannt. Diese Urkunde war von einem de Jonge

op dem Hamme ausgeſtellt und zeigte dasſelbe Siegel, wie es die Op dem Hamme, die ohne Zweifel nur ein anderer Zweig unſerer Familie ſind, noch heute führen. Mein Vater beſaß ferner ein Dutzend Löffel, die mit demſelben Wappen gezeichnet waren."

Die beiden anderen Herren tauſchten wieder einen verſtändnisvollen Blick aus und bemühten ſich, den Paſtor von ſeinem Lieblingsthema abzubringen. „Sie waren während der Woche in Riga, Herr Paſtor, gibt es nichts Neues?"

„Das weiß ich wirklich nicht, Herr von Dittershagen; ich kann das Krämerneſt in den Tod nicht leiden und bin froh, wenn ich wieder fort kann."

„Nun, nun, Herr Paſtor, da leben doch auch ganz brave Leute."

„Mag ſein, Herr von Dittershagen, mag ſein; aber ich liebe dieſe aufgeblaſenen Pfefferſäcke nicht."

„Aber, Paſtor, es muß doch auch Kaufleute geben."

„Gewiß, Herr Graf, was muß es nicht alles für Leute geben! Man muß nur nicht verlangen, daß unſereiner beſondere Sympathien für ſie hat. In meinen Augen bleibt Schacher — Schacher, ob es ſich nun um Millionen handelt oder um zwanzig Kopeken. Ein edel gearteter Mann wird ſich nie dabei wohl fühlen, ſein ganzes Leben hindurch nichts zu thun, als zu erwerben."

Darüber entſpann ſich eine lebhafte Debatte. Die beiden Herren und Herr Schwäberle verteidigten Handel und Induſtrie; der Paſtor aber blieb dabei,

daß es von einer niedrigen Gesinnung zeuge, nichts anderes zu thun, als zu erwerben.

Als die Gräfin die Tafel aufhob, empfahl sich der Pastor und fuhr nach Hause. „Ich will meine Frau doch nicht so lange allein lassen," sagte er. Herr Schwäberle unternahm einen Spaziergang, und Alice zog sich auf ihr Zimmer zurück, um den schönen Tag in der Stille in sich ausklingen zu lassen. Ihr war so unendlich wohl, sie fühlte sich in so freudig erregter Stimmung — sie wußte selbst nicht warum.

Unten saßen die drei auf der kleinen Veranda zusammen.

„Was ist denn eigentlich an der Urkunde und den Löffeln daran?" fragte die Gräfin.

„Das will ich Ihnen sagen, Cousine," erwiderte der Baron. „Ich habe diese ganze Jongsche Adelslegende vor meinen Augen entstehen sehen. Der Vater des Pastors, mein Schulkamerad, war noch ein einfacher Jong. Er hatte von früh auf viel Interesse für Geschichte und interessierte sich daher auch für die Vergangenheit seiner Familie, was ja auch ganz in der Ordnung ist. In dieser, einer guten alten Pastorenfamilie, befand sich unter anderen Familienstücken auch ein Dutzend Löffel mit dem Wappen der Op dem Hamme. Wie die dahin gekommen waren, weiß ich nicht; wahrscheinlich hat sie ein Op dem Hamme einem Jong zum Geschenk gemacht. Nun spielte der Zufall meinem Jong eine Urkunde — einen Brief, glaube ich — in die Hand, der unterzeichnet war: Klaus de Jonge op dem

Hamme. Der Schreiber hatte wohl ſo gezeichnet, weil es damals noch einen älteren Klaus op dem Hamme gab. Dieſe Urkunde und die Löffel genügten, um die Familie de Jonge op dem Hamme ins Leben zu rufen. Alles Auslachen half nichts, und jetzt hat der junge Paſtor ſchon eine Familientradition für ſich. Die Urkunde und die Löffel ſind verbrannt; aber ein Petſchaft, das angeblich aus dem vierzehnten Jahrhundert ſtammt, in Wahrheit aber, wie ich beſtimmt weiß, Anno 1837 nach einem der Löffel von Iſaakſohn in Mitau geſchnitten wurde, hat ſich erhalten und wird forterben."

„Wie hat denn aber eine Heinersdorf einen Jong geheiratet?"

„Beſte Couſine, die Heinersdorf werden wohl damals ſchon eben ſo heruntergekommen geweſen ſein wie jetzt; das junge Mädchen wird ſchon paſſiert und in Folge deſſen froh geweſen ſein, wenigſtens einen angeſehenen Paſtor heiraten zu können."

Das Geſpräch wandte ſich jetzt landwirtſchaftlichen Fragen zu. Die Gräfin ſaß ſtill dabei und ſann über einen wichtigen Entſchluß nach. Sie nahm ſich vor, ſobald das Feſt vorüber war, mit ihrem Manne ein ernſtes und entſcheidendes Wort zu ſprechen und ihm mitzuteilen, daß ſie der Heinersdorf kündigen würde. Hätte es ſich nur um ſie gehandelt, um ihre eiferſüchtigen Ahnungen, ſo wäre ſie zu ſtolz geweſen, um äußerlich auch nur eine Miene zu verziehen; die Heinersdorf war ja aber auch als Gouvernante völlig untüchtig, und ſie mußte daher auch um ihrer Kinder

willen handeln. Jeder Tag aber, der ohne Entscheidung vorüberging, machte — das erkannte die Gräfin nur zu klar — die Lösung des Verhältnisses schwieriger und peinlicher. Sie mußte handeln und zwar rasch — das war ihre Pflicht als Mutter, und neben dieser hatten alle anderen Rücksichten zu schweigen.

* * *

Die Einladung zu einem „gemütlichen Abend mit Tanz" hatte den Adel der Nachbarschaft in einem Umkreise von fünf Meilen alarmiert. Eine Gesellschaft in Rotenhof war jedermann willkommen, denn es gab einmal keine liebenswürdigeren Wirte als die Rotenhöfschen, und es gab zweitens in der ganzen Oberhauptmannschaft kein Haus, in dem auf so großem Fuße gelebt wurde. Eingefleischte Landeskinder, die an den sparsamen Gewohnheiten der Väter festhielten, schüttelten zwar zu letzterem Umstande den Kopf, waren aber doch geneigt, ihn mit dem großen Reichtum der Gräfin — der von einer Großtante mit Übergehung ihrer Eltern ein sehr bedeutendes Vermögen testamentarisch hinterlassen war — und mit ihrer Eigenschaft als Fremde — stammte sie doch von jenseits des Stromes — zu entschuldigen. „Was wollt ihr," pflegte der Herr von Dittershagen zu sagen, „bei uns sehen die Edelhöfe einfach, die Bauernhöfe aber stattlich aus, während bei jenen drüben der Edelmann im Schloß und der Bauer

in der Hütte lebt. Jeder hat ſeine Art Stolz, und der unſrige ſcheint mir nicht der ſchlechtere zu ſein."

Am Nachmittag hielt ein Wagen nach dem anderen auf dem Hof, Gefährte jeder Art, von der direkt aus Paris oder Berlin importierten Kutſche bis zum ſogenannten Jagdwagen herab. Auch die Inſaſſen waren ſehr verſchieden. Neben den geſchniegelten und gebügelten Gecken, die wenn auch nicht die Pariſer Salons, ſo doch die Pariſer Kaffees aus eigner Anſchauung kannten, und dem gebildeten Großgrundbeſitzer erſchien der derbe Landjunker, das Geſicht voller Heidelberger oder Jenaer Narben, oder auch der Landwirt oder Kraftmenſch, der grundſätzlich noch ungebildeter that, als er ſchon war, weil er ſo doch wenigſtens eine gewiſſe Rolle ſpielen konnte. Neben der vollendeten Frau von Welt, die irgendwo in Deutſchland „bei Hofe" vorgeſtellt worden war, und der äſthetiſch gebildeten jungen Dame trat die derbe ländliche Hausfrau ein, „die ſich den Kuckuck daraus machte, was man von ihr ſagte," und das liebliche Landmädchen voll natürlicher unbewußter Anmut. Da paradierten Frack und Ballrobe neben dem beſcheidenen hellgrauen Sommerröckchen und dem luftigen Mouſſelinkleidchen. Im allgemeinen gehörten die erſteren auf das andere Ufer, die letzteren auf dieſes. Im übrigen wogte alles frei und unbefangen durcheinander. Einen Unterſchied des Beſitzes erkannte dieſe Geſellſchaft nicht an, nur einen Unterſchied der Geburt, und in dieſer Beziehung war man unter ſich.

Alice war anfangs ihrer Toilette wegen in großer

Sorge gewesen; aber sie entdeckte bald, daß einige der jüngeren Mädchen in dieser Beziehung eben so bescheiden ausgestattet waren wie sie, und schwamm lustig im Strome.

Paul Campbell war in Gala-Uniform erschienen und erregte allgemeines Aufsehen. Die Männer verhielten sich zwar zurückhaltend; weibliche Gemüter sind aber trotz aller nationalen Antipathien dem Reiz, den eine schmucke Uniform ausübt, immerhin zugänglich, zumal wenn diese von einem so schönen Jüngling getragen wird, wie Paul Campbell einer war. Der Baron war mit seinen Erfolgen sehr zufrieden und wurde daher immer liebenswürdiger, was sich bei ihm in der Form eines erstaunlich kindlichen Wesens äußerte. Nur eine Dame hatte keinen Blick für ihn, aber auch nicht einen einzigen, und diese Dame war — die Gouvernante seiner Schwester, jene Kleine, die ihm neulich so impertinent begegnet war. Diese Wahrnehmung verdroß den Baron, denn wenn man Erfolge hat, will man sie gern vollständig haben, und die Schuldige war überdies so liebreizend, daß sie mehr als jede andere Dame umschwärmt wurde. Der Baron nahm sich daher vor, dem jungen Mädchen irgendwie sein Mißfallen zu erkennen zu geben.

Man war allgemein der Ansicht, daß — wenn man die Hausfrau, die nicht mittanzte, ausnahm — der Preis höchster Schönheit einer jungen Witwe, einer Gräfin Märzenroth zukam, einer majestätischen Erscheinung, die von Kraft und Gesundheit strotzte.

Die Dame hatte während ihrer Ehe in den vornehmen Kreiſen Petersburgs gelebt, hatte die Manieren der großen Welt und den Anſtand einer Fürſtin. Sie galt für unermeßlich reich und für ſehr liebenswürdig. In eingeweihten Kreiſen glaubte man annehmen zu dürfen, daß man in ihr die künftige Baronin Campbell zu ſehen habe.

Als die Muſik eine Aufforderung zur Française ſpielte, ging der Baron auf die Gräfin zu, um ſie zu engagieren, gewahrte aber zu ſeinem Verdruß, daß ein anderer Herr bereits an ſie herangetreten war und blieb daher ſtehen. Er ließ ſeine Blicke prüfend über die jungen Mädchen ſchweifen und kam merkwürdigerweiſe und zu ſeinem eignen Erſtaunen auf den Gedanken, glühende Kohlen auf Alicens Haupt zu ſammeln und mit ihr zu tanzen. „Ich muß dieſe kleine kühle Nixe doch warm machen," dachte er.

Alice war noch nicht engagiert. Da ſich die jungen Leute ſo viel um ſie bewegten, ſo hatte ein jeder geglaubt, ſie habe ihren Tanz doch ſchon vergeben und ſo geſchah es, daß, als der Baron ſie jetzt mit einem malitiöſen Lächeln auf den Lippen um einen Tanz bat, ſie, ſo leid es ihr auch that, doch nicht nein zu ſagen wagte. „Was will er nur?" dachte ſie unwillig.

Der Baron trat zurück und miſchte ſich wieder unter die hin- und herwogenden Herren. „Herr Baron," rief der Herr von der Mark, der die Rolle eines maître de plaisir übernommen hatte, indem

er raſch an dem Baron vorüberſchritt, „ſind Sie noch frei?“

„Warum fragen Sie danach?“

„Die Gräfin Märzenroth hat noch keinen Kavalier,“ war die Antwort. „Wir glaubten alle, ſie ſei ſchon engagiert, und jetzt hat jedermann ſeine Dame. Was fange ich nur an?“

„Bitte, ich bin noch frei,“ ſagte der Baron, ſchritt auf die Gräfin zu und bat ſie um den Tanz. Die Gräfin ſagte zu.

Mittlerweile begannen die Paare ihre Plätze einzunehmen, und eine raſch gewonnene Freundin nach der anderen wurde von Alicens Seite weggeholt. „Wo bleibt nur der herrliche Jüngling?“ dachte ſie und blickte nach der anderen Seite des Saales, wo der Baron neben der Gräfin ſtand. Aber was war das? Da nahm er ja mit der Gräfin einen Platz ein, und zwar ſo, daß er Alice gerade gegenüber ſtand und ſein Vis-a-vis dicht vor ihr Platz nahm. Das war offenbar eine abſichtliche Demütigung.

Alice ſtieg das Blut heiß zum Kopf. „Der Freche!“ dachte ſie, „wenn ich ein Mann wäre!“ Sie erhob ſich und ſuchte unbemerkt aus dem Saal zu kommen. Als ſie die Thüre erreicht hatte, ſtand die Gräfin in derſelben und blickte ſie lächelnd an. Die Gräfin lächelte, weil ſie glaubte, irgend ein unbedeutender Zwiſt habe Alice in ſolche Aufregung verſetzt — der Graf hatte ſich den ganzen Abend über gar nicht um Alice gekümmert, und die Gräfin empfand daher ihr gegenüber augenblicklich verhältnismäßig ruhig —

Alice aber glaubte, daß es ſich um ein Komplot von Bruder und Schweſter handelte und eilte tödlich beleidigt auf ihr Zimmer. Hier ſchloß ſie ſich ein und weinte bitterlich, während die aus den offenen Fenſtern des Saales hervordringenden Töne der Tanzmuſik luſtig zu ihr emporklangen.

Der Graf vermißte ſie zuerſt. Er hatte ſich nicht um ſie gekümmert, weil er bemerkt hatte, wie großen Beifall ſie fand und hatte ſich ganz ſeinen Pflichten als Wirt gewidmet. Er tanzte mit einem älteren Mädchen mit einem unendlich langen verwaſchenen Geſicht und fahlgelben Locken, weil er glaubte, es würde möglicherweiſe keinen Tänzer finden. Als er ſich nun vergeblich nach Alice umſah, ahnte er, daß ſie von irgend welcher Seite her beleidigt worden war. Er benutzte deshalb eine Pauſe zwiſchen den Touren, entſchuldigte ſich bei ſeiner Tänzerin und eilte auf ſeine Frau zu, die neben der Ausgangsthüre Platz genommen hatte. „Wo iſt Fräulein Heinersdorf?“ fragte er.

„Ah!“ dachte die Gräfin, „alſo doch. Und der Zwiſt hat wohl gar zwiſchen den beiden ſtattgefunden!“ Ihr ſtand das Herz ſtill vor innerer Aufregung, ſie blieb aber ſcheinbar ganz ruhig, blickte gleichmütig vor ſich hin, als ob ihr Gemahl aus Luft wäre und ſie durch ihn hindurch ſähe und erwiderte kalt: „Wie ſoll ich das wiſſen, Georg. Ich bin ja nicht die Gouvernante unſerer Gouvernante.“

Der Graf blickte ſeine Frau zornig an — ſeit zehn Jahren zum erſtenmale — und eilte dann raſch

an ihr vorüber. Er erreichte die Vorhalle, ſprang die Treppe hinauf und klopfte an Alicens Thür.

Keine Antwort.

Der Graf klopfte noch einmal, klopfte zum drittenmal — keine Antwort. „Pardon, mein Fräulein," ſagte er laut, „darf ich Sie für einen Augenblick ſprechen?" Es erfolgte wiederum keine Antwort. Alice hatte ihren Kopf in das Kiſſen des Sofas vergraben und ſchluchzte ſtill in dasſelbe hinein. Sie war dem Grafen unendlich dankbar für ſein Kommen, ſie hatte es auch mit Beſtimmtheit erwartet, aber ſie hätte ihm um keinen Preis öffnen mögen. Sollte ſie ſein eignes Weib bei ihm verklagen? Nein, ſie wollte noch morgen der Gräfin das Verhältnis aufſagen, wollte fortgehen, fortgehen auch von ihm; aber er ſollte durch ſie keine unangenehme Stunde haben.

Der Graf wartete noch ein paar Augenblicke, verſuchte die Thür zu öffnen, und ſtieg, als er ſah, daß dieſe verſchloſſen war, die Treppe wieder hinab. Unten begegnete ihm Lottchen. „Wo iſt das gnädige Fräulein?" fragte er.

„Das gnädige Fräulein muß auf ſeinem Zimmer ſein," war die Antwort; „ich ſah es vor zehn Minuten hinein gehen."

Als der Graf an ſeiner Frau vorüber ging, fragte dieſe ſpöttiſch: „Nun, biſt du über das Schickſal deines Lieblings beruhigt?"

Die Gräfin fühlte, wie unſchön, wie unedel dieſe Worte waren, aber ſie konnte nicht anders, ſie erſtickte ſonſt.

Der Graf blickte seine Frau finster an, ging aber ohne zu antworten, weiter. „Wurde je ein unschuldiges liebenswürdiges Geschöpf mit unverdienterer Abneigung behandelt!“ dachte er.

„Wo ist Fräulein Heinersdorf?“ fragte man jetzt von verschiedenen Seiten. Der Graf entschuldigte Alice mit einem plötzlichen Unwohlsein.

Das Fest nahm seinen Fortgang und verlief nach Aussage aller Beteiligten glänzend. Der Wirt und die Wirtin waren liebenswürdig wie immer, aber man fand, daß sie heute ein wenig schweigsamer waren als sonst. Der Graf mußte stets daran denken, was wohl Alice begegnet sein könne und die Gräfin — die Gräfin war sehr unglücklich.

Alice hatte die ganze Nacht hindurch darüber nachgedacht, was sie zu thun habe. Sollte sie ihre Stellung sofort aufgeben? Das hieß sich trennen von den ihr schon lieb gewordenen Kindern, das hieß auf die Möglichkeit verzichten, ihren Vater unterstützen zu können. Auf der anderen Seite war ihr durch den Bruder der Hausfrau und, wie sie fest glaubte, indirekt durch diese selbst eine unerhörte Beleidigung zugefügt worden. Handelte sie nicht auch im Sinne ihres Vaters, ihres so stolzen Vaters, wenn sie — eine Heinersdorf — sich solche Dinge nicht gefallen ließ? Und wer waren denn diese Campbells, die so gegen eine Heinersdorf zu verfahren wagten? Hergelaufene Schotten, die seit kaum zweihundert Jahren im Lande waren.

Ach, hätte sie nur den Grafen um Rat fragen

können! Aber, es wäre unnütz gewesen, ihn zu fragen, er konnte ja nur sagen: „Wirf den Leuten den Mammon, um den sie dich gekauft zu haben wähnen, vor die Füße und geh davon!“

Alice nahm die Photographie ihres Vaters von der Wand und betrachtete sie traurig, während heiße Thränen über ihre Wangen herabliefen. Für sie war dieses magere geierartige Gesicht mit dem hungrigen Ausdruck das Antlitz des liebsten Menschen, den sie — wie sie glaubte — in der Welt hatte. „Mein armes Väterchen,“ schluchzte sie, „so ist es nichts mit den zweihundert Rubeln, so muß ich wieder zurück zu dir und dein spärliches Mahl noch verkürzen. Und doch — ich handele in deinem Sinn, ich handele, wie eine Heinersdorf einzig und allein handeln darf.“

Als der Jubel unten allmählich verrauscht war und dann die Strahlen der aufgehenden Sonne die Gipfel der Bäume mit rotem Licht übergossen, wurde es still in ihrer Seele. Alice trat an das Fenster und blickte hinüber nach dem Strom, der klar und ungetrübt dahinfloß. So klar und ungetrübt war auch das Wappen der Heinersdorf. Alice machte sich daran, ihre bescheidene Habe zu packen.

Die Gräfin saß allein beim Kaffee, als Alice eintrat. Sie blickte verwundert auf die verweinten Augen und das verstörte Aussehen des jungen Mädchens, schwieg aber und sah sie erwartungsvoll an. Alice trat dicht an sie heran, ergriff mit der Rechten die hohe Lehne eines Stuhles, wie um sich daran zu halten, und sagte mit einer Stimme, die

ihr ſelbſt wie die einer anderen klang, die aber laut und deutlich war:

„Ich komme zu Ihnen, gnädige Frau, um mich von Ihnen zu verabſchieden. Ich bin geſtern abend von Ihrem Herrn Bruder in einer Weiſe beleidigt worden, die es mir unmöglich macht, länger in Ihrem Hauſe zu verweilen. Ich darf Sie wohl bitten, mich nach Campbellshof zu ſchicken.“

Die Gräfin blickte ſie in ſprachloſem Erſtaunen an. „Von meinem Bruder ſind Sie beleidigt worden? Von meinem Bruder Paul?“

Alice neigte bejahend das Haupt.

„Aber wodurch denn um alles in der Welt?“

Alice erzählte kurz den Hergang.

Frau Ina erhob ſich raſch und reichte Alice die Hand. „Fräulein Heinersdorf,“ ſagte ſie in einem Tone, der keinen Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit zuließ, „ich weiß noch nicht, wodurch dieſes Mißverſtändnis entſtanden iſt, aber ich kann Ihnen auf das beſtimmteſte verſichern, daß ein ſolches vorliegt. Mein Bruder iſt völlig unfähig, eine Dame zu beleidigen; aber ſelbſt ein ſchlechterer Mann würde es niemals wagen, in unſerem Hauſe einer ſolchen zu nahe zu treten.“

Alice war überwunden, ſie hatte der Gräfin doch unrecht gethan. „Entſchuldigen Sie,“ ſtotterte ſie.

„Ich habe nichts zu entſchuldigen, mein Fräulein. Im Gegenteil, ich danke Ihnen dafür, daß Sie ſo offen zu mir kamen. Mein Bruder ſchläft noch, aber

ich werde ihn ſogleich wecken laſſen, und er wird das Mißverſtändnis ſofort aufklären."

Frau Ina ſprach, wie ſie dachte. Alle eiferſüchtigen Regungen waren in dieſem Augenblick vor dem Wunſche, ihren Bruder von einem ſo häßlichen Verdachte zu reinigen, zurückgetreten. Sie ſchellte und befahl dem Diener, den Baron zu wecken und ihn zu bitten, ſich für einen Augenblick herunter zu bemühen.

Alice wußte nicht, was ſie thun ſollte. So peinlich ihr eine ſolche Ausſprache auch ſein mußte, ſo fühlte ſie doch, daß ſie ihr nicht aus dem Wege gehen konnte.

Frau Ina kreuzte die Arme über die Bruſt und ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder. „Nein, mein Fräulein," ſagte ſie, indem ſie wieder auf Alice zutrat und ihre Hand ergriff, „bleiben Sie bei uns; vor ſolchen Erlebniſſen ſind Sie bei uns geſchützt."

Im Nebenzimmer wurde der raſche Tritt des Grafen laut, und gleich darauf trat er in das Zimmer, blieb aber an der Thüre ſtehen und blickte verwundert auf die Frauen. Bei ſeinem Anblick regten ſich in der Gräfin wieder die alten Gefühle, aber ſie hielt ſie nieder. „Lieber Georg," ſagte ſie, „hilf auch du mir ein Mißverſtändnis aufzuklären. Fräulein Heinersdorf glaubt, daß Paul ſie erſt zur Française engagiert und dann abſichtlich doch mit der Gräfin Märzenroth getanzt habe. Fräulein Heinersdorf will infolge deſſen unſer Haus verlaſſen. Sage auch du dem Fräulein, daß hier ein Mißverſtändnis vorliegen müſſe."

„Ohne Zweifel, mein Fräulein," erwiderte der Graf, „und ich bin überzeugt, daß mein Schwager, ſobald er Kenntnis von demſelben erhält, ſich beeilen wird, es, ſo viel an ihm liegt, wieder gut zu machen."

Der Graf wandte ſich um und verließ das Zimmer. „Ich habe Paul ſchon bitten laſſen, zu uns zu kommen," rief ihm die Gräfin nach.

„Danke!" erwiderte er, ging aber weiter. Er traute ſeinem Schwager, den er weder liebte noch beſonders hochſtellte, ein ſolches Stücklein wohl zu, aber er wollte um Alicens und ſeiner Frau willen jede Scene vermeiden.

Als er in das Zimmer des Barons trat, war dieſer eben damit beſchäftigt, ſich mit zwei Bürſten den Kopf zu kämmen. „Was will Ina nur," fragte er, nachdem er dem Grafen die Hand gedrückt hatte, „daß ſie mich ſchon um neun Uhr wecken läßt? Man iſt doch müde — ich bitte dich."

Der Graf nahm auf dem Sofa Platz und ſetzte eine Cigarette in Brand.

„Unten iſt ein Mißverſtändnis zu Tage getreten," begann er, „ein komiſches, aber doch auch fatales Mißverſtändnis. Fräulein Heinersdorf bildete ſich nämlich ein, daß du ſie erſt zum Tanz engagiert und dann abſichtlich ſitzen gelaſſen habeſt."

Der Baron ſtand vor dem Spiegel und betrachtete vermittelſt eines Handſpiegels ſeinen Hinterkopf. Er machte bei den Worten ſeines Schwagers eine Bewegung, als ob er ſich nach dieſem umwenden wollte, blieb aber in ſeiner Stellung. Der Graf, der ihn

ſcharf beobachtete, bemerkte, daß er errötete. „Es liegt, wie geſagt, ein Mißverſtändnis vor," fuhr er fort. „Du hatteſt ohne Zweifel vergeſſen, daß du ſchon engagiert hatteſt, und als es dir einfiel und du dein Verſehen gut machen wollteſt, war die junge Dame ſchon fort und du ſuchteſt vergeblich nach ihr! Es wird dir lieb ſein, deine Entſchuldigung jetzt endlich anbringen zu können. Wir unſererſeits haben der Dame ſchon verſichert, daß du völlig unfähig wäreſt, in dieſer Weiſe gegen ein junges Mädchen zu handeln."

Der Baron dachte einen Augenblick daran, ſich zu wehren, aber die Worte ſeines Schwagers waren in einem ſo energiſchen Tone ausgeſprochen worden, daß er es vorzog, gute Miene zum böſen Spiel zu machen.

„Natürlich," ſagte er, indem er den Spiegel fortlegte und, ohne ſich umzuſehen, an ſeiner Binde rückte, „Ich bitte dich, man kann vergeſſen, daß man ſchon engagiert hat. Ich habe im vorigen Winter bei Rottenkampfs — weißt du, bei Leonti Feodorowitſch — mit der Komteſſe Ida Mazurka getanzt und ich hatte vorher die kleine Ruſchejew engagiert. Was ſoll man dazu ſagen — man muß ſeine Entſchuldigung machen."

Der Graf ſtreifte das Feuer ſeiner Cigarette in den Aſchenbecher, zerſtampfte es mit dem Reſt derſelben und erhob ſich. „Alſo du kommſt," ſagte er.

„Natürlich. Aber ſage doch noch, ich bitte — wie erfuhrt ihr von der Sache?"

Der Baron fuhr, während er dieſe Frage that,

mit der Rechten in den Ärmel ſeiner Uniform, und wandte dem Grafen den Rücken zu.

„Fräulein Heinersdorf wollte infolge des Mißverſtändniſſes ſofort unſer Haus verlaſſen.“

„Aber erbarme dich — ich bitte dich — ich komme ſofort,“ rief der Baron und zog die Uniform vollends an. — „Sind die Leute hier aber kitzelig,“ dachte er.

Alice hatte gefürchtet, daß die Scene ſehr peinlich werden würde, ihre Beſorgnis war aber unbegründet geweſen. Der Baron trat mit vollſtändiger Unbefangenheit auf ſie zu.

„Liebes Fräulein,“ ſagte er mit dem gewinnendſten Lächeln, an dem ſogar ſeine Augen teilnahmen, „ich muß Sie herzlich um Verzeihung bitten. Aber ich bin mitunter ſo zerſtreut, und da kam im letzten Augenblick der Herr von — ja, wie hieß er nur, der Herr von — nun, Sie werden ja ſchon wiſſen, wen ich meine, und ſagte, die Gräfin ſei noch nicht engagiert und ich — ich vergeſſe, daß ich ſchon engagiert habe, und engagiere die Gräfin. Wie ich mich neben ſie ſtelle, fällt mir ein, daß ich ſchon engagiert habe. Ich ſuche Sie, aber Sie ſind ſchon fort. Ich bitte nochmals um Pardon!“

Er reichte Alice die Hand, und dieſe mußte trotz aller inneren Entrüſtung ihre für einen Augenblick in dieſelbe legen. „Iſt es möglich, daß man mit einem ſo wohlwollenden freundlichen Geſicht ſo unverſchämt lügen kann!“ dachte ſie. Ihre Augen ſuchten unwillkürlich den Grafen, aber dieſer war nicht im Zimmer.

„Liebes Fräulein," ſagte Frau Ina jetzt, indem auch ſie Alice die Hand reichte, „Sie haben ſich jetzt ſelbſt überzeugt, daß ein Mißverſtändnis vorlag, und können daher, ohne Ihrer Ehre etwas zu vergeben, nach wie vor unſere Hausgenoſſin bleiben."

Alice drückte der Gräfin die Hand und eilte dann raſch aus dem Zimmer.

Der Baron nahm mit der Zuckerzange einige Stücke Zucker, ließ ſie in ſeinen Thee fallen, ſah ſich im Zimmer um, und ſagte dann: „Ich muß aber ſagen, Ina, daß die Gouvernante eine ſehr wunderliche Stellung in eurem Hauſe einnimmt. Sie ſteht zu euch in einem ſehr merkwürdigen Verhältnis."

Die Gräfin blickte ſchweigend vor ſich nieder. Sie ſagte ſich, daß ſie eben ſelbſt jede Möglichkeit vernichtet hatte, dieſes „merkwürdige Verhältnis" demnächſt zu löſen.

Zehntes Kapitel.

Baron Paul reiſte nach zwei Tagen ab, und bald darauf traten auch die Campbells ihre Reiſe an. Sie hatten der Tochter vorgeſchlagen, ſie nach Pyrmont zu begleiten, dieſe wollte aber ohne ihren Gemahl nicht fort, und der Graf erklärte entſchieden, Rotenhof in dieſem Jahre nicht verlaſſen zu können. Die beiden vorhergehenden Jahre, in denen alles verregnet, reſpektive verdorrt war, hatten den Hunger ins Land gebracht und den Grafen veranlaßt, um den notleidenden Arbeitern helfen zu können und die günſtigen Lohnverhältniſſe auszunutzen, großartige Meliorationen vorzunehmen. Dieſe — es handelte ſich hauptſächlich um ein Syſtem von Kanälen und Gräben, das den Forſt entwäſſern ſollte — mußten nun in dieſem Jahr zum Abſchluß gebracht werden. Dazu kam dann noch Hallermünde mit allen möglichen Anforderungen und Sorgen. Nein, der Graf konnte nicht fort und infolgedeſſen blieb auch Frau Ina zu Hauſe. Der Doktor drang auch nicht weiter in ſie. „Wenn Sie ſich ſehr ſchonen," ſagte er, „und brav liegen — liegen, Inachen, fleißig liegen — ſo wollen

wir des Übels ſchon Herr werden, ſo daß ſie übers Jahr wieder ganz hergeſtellt ſein ſollen."

So lag Frau Ina denn faſt den ganzen Tag über allein auf ihrer Couchette. Der Graf hatte ihr angeboten, eine Geſellſchafterin zu engagieren, aber ſie hatte dieſen Vorſchlag mit Entrüſtung zurückgewieſen. Es wurde nur eine tüchtige Wirtſchafterin in Dienſt genommen, eine rundliche Frau, die rüſtig in Küche und Keller hantierte, geſellſchaftliche Anſprüche aber weder erhob, noch zu erfüllen imſtande war.

Alice hatte ſich erboten, der Gräfin vorzuleſen; dieſe hatte aber das Anerbieten in freundlichen Worten abgelehnt. Der Graf ſeinerſeits war immer erſt von Mittag ab zu Hauſe. Er ſelbſt las nur ſehr ſelten, und ſeine Lektüre hatte dann immer einen ganz beſtimmten Zweck, d. h. er wollte ſich über einen beſtimmten Gegenſtand unterrichten, über landespolitiſche Fragen zum Beiſpiel oder über einen Fortſchritt im Ziegelbrennen oder über das Brauereiweſen. Er las dann mit der Abſicht, das Geleſene auf ſeine praktiſche Anwendbarkeit zu prüfen, und legte das Buch ſogleich fort, wenn er ſich überzeugt hatte, daß es in dieſer Beziehung nichts Brauchbares enthielt. Vorleſen war ihm ein Greuel, und da er daraus früher ſeiner Frau gegenüber kein Hehl gemacht hatte,ſo empfand dieſe es nur peinlich, wenn er ſich jetzt nicht abhalten ließ, es doch zu thun.

Auf einen herrlichen Juni folgte ein ſehr regneriſcher Juli, der die Gräfin, die Feuchtigkeit ſorgfältig vermeiden mußte, faſt ganz in ihr Zimmer

bannte. Kam nun der Graf, der mit der Sonne aufgeſtanden war und ſich den ganzen Tag über in Sonne und Regen getummelt hatte, nach Tiſch müde und matt in das Zimmer ſeiner Frau, ſo waren die Stunden, die er mit ihr verbrachte, keinerlei Erholung für ihn. Er, der nie krank geweſen war, empfand dieſes Stillſitzen neben ſeiner ſchweigſamen Frau wie eine kaum zu ertragende Qual. Die Gräfin war nie ſehr beredt geweſen, aber ſie hatte früher lebhaften Anteil an allem genommen, was ihn intereſſierte, und — das Ehepaar hatte ſich viel zu thun gemacht. Jetzt war das anders; die ſich ſonſt ſo zahlreich in Rotenhof einfindenden Nachbarn blieben aus Rückſicht auf die Krankheit der Hausfrau aus, und Frau Ina hatte gar nichts zu thun, als den quälenden Gedanken nachzuhängen, die ihr eiferſüchtiges Temperament immer wieder in ihr wachrief, und die ſie doch ſo ſorgfältig vor ihrem Gemahl verbarg. Während der Graf ihr von den Arbeiten, die er den Tag über angeordnet, erzählte, dachte ſie darüber nach, warum Gott, der doch der Allgütige war, ihr wohl dieſe Nebenbuhlerin in ihr glückliches friedliches Haus geſchickt hatte, und verriet dann in ihren Antworten, daß ſie den Ausführungen ihres Gemahls gar nicht gefolgt war.

So kam es, daß der Graf froh war, wenn die Uhr auf dem Kaminſims mit ihrer feinen hellen Stimme neun ſchlug und er hinübergehen konnte zu Alice und den Kindern, um noch ein Stündchen mit ihnen fröhlich zu verbringen. Die Gräfin hatte in

jenem ſelbſtquäleriſchen Behagen, das der Eiferſucht eigen iſt, ſelbſt darauf gedrungen, daß er ſich ſchon um neun von ihr verabſchiedete — er ſchlief jetzt, um ſie am Morgen nicht zu ſtören, in einem anderen Zimmer — und behauptete, dann ſchon allmählich zu Bett gehen zu müſſen. Und doch zürnte ſie ihm innerlich, daß er ſich dieſe Einrichtung, — wenn auch nur mit vielem Widerſtreben — hatte aufdringen laſſen. Wenn er fort war, ließ ſie durch Amalie die Thür ein wenig öffnen und lauſchte geſpannt auf jedes Lachen, das zu ihr herüberklang, wie der Fieberkranke den kalten Trank gierig einſchlürft, auch wenn er weiß, daß er ſeine Leiden nur noch vermehren wird. Sie ließ ſich dann, um ihren Gemahl, der doch hin und wieder auf einen Augenblick zu ihr kam, täuſchen zu können, von Amalie zu Bett bringen; aber ſie lag, auch wenn das Lachen längſt verſtummt war, noch wach im Bett, lauſchte dem Rauſchen des Regens und blickte auf ihrer ſchweigenden Pflegerin immer gleich finſteres Geſicht. Nur wenn die Gräfin phyſiſche Schmerzen hatte, klärte ſich dieſes Geſicht auf und beugte ſich mit einem Ausdruck ſo hingebender ſelbſtvergeſſender Liebe über ſie, daß die Gräfin unwillkürlich mit der Hand über das glatt anliegende Haar ihrer Dienerin fuhr oder ihr dankbar die Wange ſtreichelte. Amalie ergriff dann dieſe Hand und küßte ſie leidenſchaftlich. Ein paarmal war es vorgekommen, daß in ſolchen Fällen heiße Thränen auf die Hand fielen. Die Gräfin hatte nie nach der Urſache gefragt — ſie glaubte ſie zu kennen.

Und doch war unter den Frauen von dieſer Urſache nie die Rede. Die Gräfin hatte eine unüberwindliche Scheu, dieſen Gegenſtand zu berühren, und Amalie dachte: „Kann ich den Stein, den man in den Fluß warf, ſchwimmen machen?“

Für Alice hatte der Tag, ohne daß ſie es ſelbſt wußte, vierzehn Stunden des Wartens und zwei Stunden der Erfüllung. Dieſe letzteren Stunden waren die Mahlzeit und das Abendſtündchen, in dem ſich der Graf zu ihr und den Kindern begab. Die vierzehn Stunden waren ſtill und ſehr, ſehr lang; die zwei Stunden aber waren voll Frohſinn, wenn ſie auch nur zu raſch vorübergingen. Die beiden unterhielten ſich ſcheinbar nicht viel miteinander, meiſt führten die kleinen Mädchen das große Wort und gaben das Geſprächsthema an, und doch war ihnen, als ob ſie nur miteinander ſprächen. Der Graf nannte Alice, wenn ſie allein waren, Couſine, und ſie ſollte ihn Vetter nennen, brachte es aber faſt nie zu ſtande.

Einmal neckte der Graf die kleine Erna damit, daß ſie ſo grobes Haar habe. „Du ſollteſt ſehen, was Fräulein Alice für weiches Haar hat!“ ſchloß die Verteidigung. — „Das muß unterſucht werden,“ ſagte der Graf, erhob ſich mit aller Gravität und fuhr mit ſeiner Rechten über Alicens Haar. Die Bewegung berührte ihn angenehm, Alice fuhr ſie wie ein elektriſcher Schlag durch den Leib. Sie errötete bis an die Haarwurzeln und wunderte und ärgerte ſich darüber. Der Graf, der ihr Erröten be-

merkt hatte, erſchrak und nahm ſich vor, ſolchen Berührungen künftig ſorgfältig aus dem Wege zu gehen. „Was das nervös iſt!“ dachte er. Als er, nachdem ſie auseinander gegangen waren, nach ſeiner Gewohnheit noch, eine Cigarette rauchend, zum Fenſter hinausſah, mußte er wieder an das kleine Erlebnis denken. Welch ein Glück, daß dieſes harmloſe unſchuldige Mädchen in ſeinem Hauſe Schutz gefunden hatte! Was hätte ihr nicht alles zuſtoßen können, wenn ſie in die Fremde gegangen und unter ſchlechte Menſchen geraten wäre!

Der Graf lag noch lange im Fenſter und blickte hinaus in die feuchte heiße Nacht. Als er ſich aufrichtete, hörte er ein Fenſter leiſe klirren. Er blickte hinauf und gewahrte, daß Alices Fenſter eben geſchloſſen wurde. Sie hatte alſo auch am Fenſter geſeſſen.

Der Graf hatte ſich vorgenommen, eine ſolche Vertraulichkeit nicht wieder vorkommen zu laſſen, und er führte ſeine Abſicht aus. Eines Abends aber legte Eleonore die eine Hand auf den Tiſch, der Vater mußte die ſeinige darauf legen, ſie fügte die zweite hinzu, er auch die ſeinige. Dann zog ſie ihre zu unterſt liegende Hand fort und legte ſie nach oben, wohin ihr ſeine Hand folgen mußte. Es kam darauf an, die Hände möglichſt raſch zu wechſeln. „Fräulein Alice, ſpielen Sie auch mit!“ Alice legte ihre Hand nun auch darauf. Als ſie die des Grafen berührte, zog dieſer ſeine Hände fort, ſtand auf und ging ein

paarmal im Zimmer auf und nieder. „Pardon, aber es iſt ſo heiß!“ ſagte er.

Alice und die Kinder ſpielten ruhig weiter.

Der Graf ſchlief in der darauf folgenden Nacht ſchlecht. Er ſchob die Schuld daran auf den hellen Mondſchein, ſtand ſchließlich auf, kleidete ſich an und ging in den Garten. Die Thür zum Park war offen gelaſſen worden, und eine zahme Ricke durch dieſelbe in den Garten gekommen. Sie näherte ſich dem Grafen, der ſie mit Brot zu füttern pflegte, leckte ihm die Hand und ſah dann mit ihren großen dunklen Augen zu ihm empor. Georg umfaßte den Hals des Tieres, beugte ſich zu ihm herab und küßte es auf die feuchte Stirn. Er ſetzte ſich dann auf eine Bank und blickte empor zu der finſteren Maſſe des Schloſſes und zu dem Mond hoch über demſelben, dem ſich langſam eine ſchwarze Wolke näherte. Es hatte am Abend geregnet und tröpfelte nun noch von den Bäumen, als ob die Rieſen des Parkes Thränen weinten. Eine Eule flog ſchreiend über den Garten hin und irgendwo, weit unten im Park, ſchien ein ſchwerer Gegenſtand, ein Zweig oder dergleichen, dumpf zu Boden zu fallen. Seltſam — ſo befangen, ſo ahnungsvoll traurig und doch auch wieder ſo freudig war Georg einſt zu Mut geweſen, wenn er als halber Knabe noch in ſeinen Ferien allein einen nächtlichen Wald durchwandelte. Es war im ſpäteren Leben gelegentlich wohl der Gegenſtand ſeines Nachdenkens geweſen, warum dieſe wunderbare Em-

pfindung im Mannesalter ſo ſpurlos verſchwindet. Jetzt war ſie wieder da.

Die Wolke hatte den Mond erreicht, zog unter ihm hin und hüllte Garten und Park in ſo tiefe Finſternis, daß Georg kaum die Umriſſe des Schloſſes erkennen konnte.

Georg erhob ſich und ſchritt langſam dem Hauſe zu. „Das nenne ich Reminiscenzen feiern!“ dachte er. Er ſtreichelte dem Reh noch einmal den ſchlanken Hals und öffnete die Thür. Als er ſie hinter ſich ſchloß, rauſchte ein Regenguß nieder.

Der folgende Morgen brachte ſchönes Wetter, und man beeilte ſich, das durchnäßte Heu auf den Wieſen auszubreiten, um es von den warmen Strahlen der Sonne trocknen zu laſſen. Wer nur irgend eine Harke führen konnte war herbeigeeilt; überall bildeten ſich raſch arbeitende, aber ſcherzende und lachende Menſchengruppen.

Am Abend begaben ſich der Graf, Alice und die Kinder auf die große Wieſe am Flußufer, um das Treiben auf derſelben in Augenſchein zu nehmen. Es war ein köſtlicher windſtiller Sommerabend, warm, aber nicht heiß. Ein kräftiger Heugeruch ſchwebte zugleich mit den Klängen der Volkslieder, die die Frauen und Mädchen ſangen, über der Wieſe, den vielen Menſchen auf ihr und den ſtill dahinfließenden Waſſern des Stromes. In der Nähe hörte man überall ſprechen und lachen, aus der Ferne drang das gleichmäßige Rauſchen herüber, das die Senſen der ſich in langer ſchräger Reihe vorwärts

bewegenden Schnitter hervorbrachten, indem sie das Gras niederlegten und der schrille Ton, der entstand, wenn einer von ihnen sein Ziel erreicht hatte und nun langsam mit dem Schleifstein über die Sense fuhr.

Abwärts vom Strom, zwischen Wiese und Feld, erhoben sich, dicht aneinander gedrängt, aber durch einen tiefen Einschnitt getrennt, zwei Hügel von mäßiger Höhe. Der nach Westen gelegene zeigte die Gestalt eines Zuckerhutes, von dem man auf der einen Seite unten ein Stück weggebrochen hat. Auf dem Plateau des mehr nach Osten hin gelegenen ungleich größeren Hügels ragte hier und da noch ein Stück niedrigen Mauerwerks über die rings umher zerstreuten Steinblöcke hervor. Auch am Fuße der Hügel waren unter Haufen von Backsteinschutt noch Reste alter Fundamente zu entdecken. Über alles hin und um alles her aber wucherte üppiges Gesträuch von Nußbaum, Holunder und wilder Rose, aus dem zahlreiche verwilderte Birn- und Apfelbäume ihre knorrigen Äste emporhoben. Einer von diesen letzteren krönte auch den Zuckerhut und war so in dem mäßig gewellten Lande weithin sichtbar.

Diese Hügel, die man zusammen den Burgberg nannte, bildeten oft das Ziel größerer Spaziergänge für die Bewohner von Rothenhof; man hatte deshalb in dem Gestrüpp Fußpfade angelegt, die allmählich zum Gipfel emporführten, und unter dem einzelnen Apfelbaum auf dem Zuckerhut Bänke aufgestellt. Auch heute fand der Spaziergang hier seinen Ab-

ſchluß. Die kleinen Mädchen ſuchten unter dem Geröll und dem Schutt nach runden Steinen und entfernten ſich dabei weiter und weiter; der Graf und Alice hatten auf einer der Bänke Platz genommen und blickten der ſcheidenden Sonne nach, die fern im Weſten in einem Feuermeer zu verſinken ſchien, in einem Feuermeer, das die Wolken am Himmel und Wieſe und Strom auf Erden rot färbte, das den Zuckerhut und den Grafen und Alice in rote Glut tauchte und mit hundert feurigen Zungen aus den Fenſtern des Schloſſes emporzulecken ſchien.

Ein kleiner hellgrauer Vogel ſaß auf der höchſten Spitze eines der Apfelbäume im Thal und ſang ſo ſüß, als wollte er ſterben an ſeinem Lied. Und wieder überkam den Grafen jene ſeltſame Sehnſucht aus den Jünglingsjahren, jenes Warten auf ein wunderbares Glück, dem er ſich näherte, jenes Bangen vor vernichtendem Unglück, das langſam herangezogen kam. Es war ihm, als ob er der Sonne nacheilen müſſe, ſich hineinſtürzen müſſe in die rote ſelige Glut.

Da ſank ſie hin, jetzt noch eine Halbkugel, jetzt noch ein Streifen, dann noch ein Strahl. Alice hatte ſich erhoben, als ob ſie die Scheidende ſo noch länger ſehen könnte, und unwillkürlich ihre kleine Hand auf die Schulter des Grafen gelegt. Der Graf blieb bewegungslos ſitzen, auch ſeine Seele hielt in Schreck und Seligkeit den Atem an. Er wußte jetzt, daß er Alice liebte. Wußte ſie es auch ſchon, daß auch ſie ihn liebte? Der Graf blickte geſpannt zu ihr empor. In ihren Augen ſtanden Thränen, und

aus ihrem Kindergeſichtchen ſprach tiefe Rührung; aber eben aus ihrer Haltung ging hervor, daß ſie nicht wußte, was ſie that, als ſie ihre Hand auf ſeine Schulter legte.

Der Graf atmete erleichtert auf. War ſie noch unbefangen, dann konnte noch alles gut werden.

Alice wurde plötzlich ihre Stellung inne und erſchrak. „Pardon, Herr Graf," ſtammelte ſie, über und über errötend, und zog ihre Hand raſch von ſeiner Schulter.

„Bitte, Fräulein Alice," erwiderte der Graf, „ich hoffe, daß wir ſo gute Kameraden ſind, daß Sie nicht zu erſchrecken brauchen, wenn Sie Ihre Hand auf meiner Schulter finden."

Noch während der Graf ſo redete, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er ſo nicht mehr ſprechen, daß er ihrer Vertraulichkeit nicht noch Vorſchub leiſten dürfe; aber er beendete den Satz doch.

Alice aber blickte ihn aus ihren großen Augen offen an und rief: „Sie haben recht, Herr Graf. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es iſt mir Ihnen gegenüber zu Mut, als ob ich Ihre Schweſter wäre und Ihnen alles, alles anvertrauen müßte."

Der Graf blickte mit tiefer Rührung auf ſie nieder. „So wahr Gott lebt," ſchwur er ſich, „dein Vertrauen ſoll nicht getäuſcht werden, du ſchönes Kind! Ich will dich ſelbſt an einen ſicheren Ort bringen, und du ſollſt nie eine Ahnung davon haben, an welchem Abgrund du ahnungslos dahingeſchritten biſt."

Er erhob ſich raſch und rief nach den Kindern.

Dieſe kamen, mit bunten Steinen und roten Erdbeeren reich beladen, herbei, und alle vier gingen langſam den Wieſenrain entlang dem Schloſſe zu.

Der Graf, der der auf ihn eindringenden Gefühle Herr zu werden ſuchte, brachte das Geſpräch auf das politiſche Gebiet. Es war damals eine Broſchüre erſchienen, die ungeheures Aufſehen erregte und daher auch von den Damen geleſen worden war. Der Graf und Alice ſtanden eigentlich in verſchiedenen Heerlagern, und wenn ein anderer Mann geſprochen hätte wie er, ſo wäre er bei ihr ſo ſchlecht weggekommen wie Baron Paul; ſo aber äußerte ſie ihre Meinung nur in der Form von Fragen, Fragen, wie ſie eine wißbegierige Schülerin an den alles wiſſenden, verehrten Lehrer ſtellt.

Als ſie den Schloßhof erreicht hatten, blitzten neben dem hell leuchtenden Abendſtern auch ſchon die anderen Sterne auf.

Der Graf begab ſich ſofort zu ſeiner Frau. Er ſetzte ſich neben ſie, ſtrich ihr mit ſanfter Hand das volle blonde Haar aus der Stirn und war zärtlich und weich. „Du arme, arme Frau!“ dachte er, während er ſie küßte. „Aber du ſollſt nie erfahren, wie arm du biſt, und deiner Ehre ſoll kein Haar gekrümmt werden.“ Schuldbewußtſein und Mitleid trieben ihn gleich ſehr dazu, heute gegen ſeine Frau noch zärtlicher und aufmerkſamer zu ſein als ſonſt. Er ſpeiſte mit ihr zuſammen, er las ihr vor und plauderte dann mit ihr von alten ſchönen Zeiten, in denen ihn ſo viel Liebe aus ſeines edlen Weibes

Augen angelächelt, in denen er in dem Umgang mit ihr ſo viel Freude und Glück erfahren hatte. Er liebte ſie nicht, er liebte eine andere — das Lieben ſtand nicht in ſeiner Macht — aber ſein Weib hatte es um ihn verdient, daß es nie davon erfuhr; daß er die Verſuchung allein niederwarf, und daß ſie nach wie vor glauben mußte, daß er ſie liebte.

Während der Graf ſeine Frau ſo mit Zärtlichkeiten überſchüttete und voll Liebenswürdigkeit mit ihr plauderte, und während ſie ſich ſeine Zärtlichkeit in ihrer ſanften Art gefallen ließ und in ihrer ruhigen Weiſe auf ſein Geplauder einging, hatte ſie doch nur den einen Gedanken: „Du lügſt, du lügſt! Deine Zärtlichkeit iſt nichts als ſchmachvolles Mitleid. Du liebſt mich nicht mehr, du liebſt die andere!“

Als der Graf, nachdem er ſich verabſchiedet hatte, von der Thürſchwelle aus noch einen Blick warf auf den traulichen Raum und ſein ſchönes Weib darin, da dachte er: „Gott ſei Dank dafür, bis hierher iſt die Unruhe noch nicht gedrungen, und ſie ſoll auch nie hinein.“ Als er die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, da drückte ſein Weib den ſchmerzenden Kopf in die Kiſſen und ſtöhnte in heißer Qual ſo laut, daß Amalie erſchreckt hinzuſprang.

Alice ſchrieb unterdeſſen an ihre Freundin:

„Was endlich die —ſche Broſchüre anbetrifft, ſo kann ich heute, wo ich ſie noch einmal geleſen habe, nicht mehr ſo günſtig über ſie urteilen, wie in meinem letzten Briefe. Der Verfaſſer übertreibt doch in hohem Grade. Was ſoll aus uns werden, wenn wir

uns auf das Frondieren legen und unſere jüngeren Söhne infolgedeſſen aufhören, in der Armee zu dienen oder ſonſt in Rußland ihr Brot zu ſuchen? Ein Adel, der nicht dem Staate dient, muß notwendig dem Junkertum verfallen. Bei uns ſind alle Bedingungen vorhanden, daß wir eine wirkliche Ariſtokratie bilden können, denn wir ſind von uraltem Geburtsadel, wir ſind die Reichſten, die Gebildetſten und die Intelligenteſten im Lande. Wir können dieſe Stellung aber nimmermehr behaupten, wenn ſich unter uns durch Zerſplitterung der großen Herrſchaften Güter bilden, die eine adlige Familie nicht ſtandesgemäß erhalten können. Schon jetzt, liebe Adelheid, hat man vielfach damit begonnen, die Beihöfe an die jüngeren Söhne auszuteilen. Geht das ſo fort, ſo haben wir bald eine Schlachitza (das Wort war zweimal ausgeſtrichen, durch Punkte aber wieder hergeſtellt) im Lande, die den wirklichen Adel zu ſich herabzieht. Wir dürfen nicht frondieren, unſere jüngeren Söhne müſſen aus dem Lande. Der Graf iſt in dieſer Beziehung ganz meiner Anſicht und er findet es auch lächerlich, daß wir immer eine Vormauer von einem Lande ſein wollen, das gar keine Vormauer haben will und das ſich im ganzen Laufe unſerer Geſchichte nie um uns gekümmert hat und auch nie ernſtlich kümmern wird. Der Graf ſagt, wir ſollten doch etwas vom Cäſar haben und lieber die erſten in — ja, wie hieß die Stadt nur, weißt du, ſie war in den Alpen — ſein, als die letzten in Rom, und er meint, daß wir überhaupt keine Mauer ſein ſollten,

ſondern ein geöffnetes Thor, durch das die Leute aus- und eingehen. Ich finde auch, daß unſere erſte Aufgabe iſt, zwiſchen den beiden Nationen, denen wir angehören, freundlich zu vermitteln und den Frieden zwiſchen ihnen zu erhalten, anſtatt ſie gegen einander aufzuhetzen. Was den Baron Paul anbetrifft, ſo iſt er ja wohl ein großer Narr und ein widerlicher Menſch; aber er wäre doch ebenſo geworden und vielleicht noch ſchlimmer, wenn er nicht dienen würde. Der Graf findet das auch. Das, was unſeren jungen Leuten not thut, liebe Adelheid, iſt militäriſche Disziplin für die Majoratsherren und freie Bahn für deren jüngere Brüder. Darin muß ich dem Grafen ganz Recht geben. Ich ſage dir, der Graf ſollte eine Broſchüre ſchreiben und ſeine Anſichten entwickeln. Er will es aber nicht thun, weil er behauptet, das ſei nicht ſeines Amtes. Ich könnte ihm tagelang zuhören. Wie ſchön, daß er verheiratet iſt, und ich daher ganz unbefangen mit ihm reden kann. — Die Geſellſchaft bei Gehrs muß ja ſehr hübſch geweſen ſein. Du ſchreibſt nicht, ob ꝛc.“ —

Als der Graf ſein Zimmer aufgeſucht hatte, warf er ſich in die Ecke ſeines Sofas und blickte nachdenklich in die Flammen der Kerzen. Durch das geöffnete Fenſter kamen zugleich mit der warmen Nachtluft zahlreiche Mücken ins Zimmer, flatterten in die Lichte und ſtürzten dann jäh auf die hellgraue Tiſchdecke herab, die von ihren ſchwärzlichen Überreſten mehr und mehr bedeckt wurde. Draußen in der Ulme vor dem Fenſter ſchrie unheilverkündend ein Käuzchen.

Der Graf bemühte ſich, ſo kaltblütig wie möglich zu überlegen. Die Geliebte mußte fort, fort aus ſeiner gefahrvollen Nähe. Sie mußte fort um ihretwillen, um Inas willen, endlich auch um ſeinetwillen. Sie ſollte nicht wieder zurück zum Vater, in dieſer Beziehung hatte er ſchon einen fertigen Plan. Seine Tante, die Gräfin Gella Polderkamp, die als kinderloſe Witwe in Riga lebte, liebte ihn über alles; ſie würde auf ſeinen Wunſch gewiß Alice als Geſellſchafterin engagieren, und ſie ſo für die nächſten Jahre wenigſtens aller Not des Lebens entrücken. Dieſe Bitte ließ ſich durch die Beziehungen, in die Alice zu ſeiner Familie getreten war, und ihre perſönlichen Verhältniſſe hinreichend motivieren. Aber wie ſollte er Alicens Gehen veranlaſſen, wie es einleiten? Ina ſchien unglücklicherweiſe mit ihren Leiſtungen zufriedener zu ſein, die Kinder hatten ſie herzlich lieb — „wie könnten ſie auch anders," dachte der Graf.

Er entſchloß ſich endlich, die Rückkehr der alten Campbells abzuwarten. Er wollte dann mit ſeiner Schwiegermutter ſprechen und ihr vorſtellen, daß Alice bei aller Liebenswürdigkeit und bei allem Eifer für eine Erzieherin doch noch zu jung ſei. Die kluge alte Dame würde dann ſchon ein Arrangement finden, durch welches das Verhältnis zu Weihnachten gelöſt würde, ohne daß Alice ſich dadurch irgend verletzt fühlen konnte. Dieſer Entſchluß beſagte freilich, daß Alice bis Weihnachten in Rotenhof blieb; aber der Graf fand keinen anderen Ausweg. Er ſchwur ſich

noch einmal, ſeine Leidenſchaft mit eiſerner Hand niederzuhalten; er gelobte ſich nochmals, aus ſeinem Verkehr mit Alice jede Vertraulichkeit fern zu halten; er nahm ſich vor, ſich künftig noch mehr am Tage ſeinen Geſchäften, am Abend ſeiner Frau zu widmen.

Ein ſchön gemuſterter, hellgrauer Nachtſchmetterling flatterte auf das Licht zu. Der Graf trieb ihn durch eine Handbewegung fort. Da war er wieder — der Graf verſcheuchte ihn abermals. Ein durch den Luftzug hervorgerufenes Knarren der Thür bewog den Grafen, ſich umzuwenden. Als er ſeine Blicke wieder dem Licht zuwendete, ſtürzte das Tierchen mit verbrannten Flügeln auf den Tiſch herab.

Einige Tage nach dieſen Vorgängen gab es wieder einen beſonders ſchönen Tag. Die Sonne kam nicht zum Vorſchein; gleichmäßige graue Wolken verhüllten ſie und das Blau des Himmels, aber es regnete nicht und war ganz windſtill. Die Luft war von wohlthuender, warmer Feuchtigkeit erfüllt, alle Blüten, alle Blumen dufteten ſtärker als ſonſt. Der Graf wollte auch heute wie ſchon an den drei vorhergehenden Tagen gegen ſeine Gewohnheit nach Tiſch noch einmal ausreiten, um einem Alleinſein mit Alice aus dem Wege zu gehen. Als er ſich aber nach der Mahlzeit erhob, trat dieſe auf ihn zu, blickte ihn ſchalkhaft an und ſagte wie ein verwöhntes Kind, das ſich für einen Augenblick vernachläſſigt fühlt: „Warum werde ich denn jetzt gar nicht mehr mitgenommen, Herr Vetter?“

„Ich wußte nicht, daß Sie mitgenommen werden wollten, Couſine," erwiderte der Graf und befahl, das Reitpferd der Gräfin — bis zu dieſem war Alice mittlerweile avanciert — ſatteln zu laſſen.

Der Graf hatte gethan, als ob er in Geſchäften ausreiten müſſe, ſie ſchlugen daher den Weg nach einem der entfernteren Vorwerke ein, wobei ſie eine Weile die von Campbellshof nach dem Innern des Landes führende Landſtraße verfolgen mußten. Während ſie ſich noch auf dieſer befanden, lockerte ſich unter Alice der Sattelgurt, ſo daß beide abſteigen und der Graf ihn feſter ziehen mußte. Da ſein eignes Pferd ſo wild war, daß er es nicht allein ſtehen laſſen konnte, ſo mußte er es für einen Augenblick anbinden; er führte daher die beiden Tiere auf eine hart an den Weg ſtoßende Lichtung des Waldes, band ſein Tier an eine Birke und brachte den Sattel in Ordnung. Als er Alice wieder in denſelben hob, fuhr gerade der Kirchſpielsrichter Werchend vorüber. Dieſer ſah einen Augenblick erſtaunt auf die beiden, grüßte dann ſehr höflich und fuhr weiter, wandte ſich aber bald im Wagen um und blickte ihnen nach, bis eine Wendung der Straße ſie ſeinen Blicken entzog. Die Begegnung ſchien ihn in hohem Grade zu intereſſieren, er ſchüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf und ließ ſeinen Vollbart durch die Hand gleiten, während ein Lächeln ſeine Lippen umſpielte.

Als Herr von Werchend nach einer Stunde mit dem Baron Weiß und deſſen Frau im Garten des Weißſchen Gutes beim Abendeſſen ſaß, wandte er ſich

an die Baronin und ſagte: „Ein liebreizendes Mädchen, die Polderkampſche Gouvernante!“

„Sie meinen die Heinersdorf?“

„Ja.“

Die Baronin zuckte die Achſeln. „Ich begreife nicht, was die Herren an ihr finden. Mein Geſchmack iſt ſie nicht.“

Der Kirchſpielsrichter blickte aufmerkſam auf ein Brotkügelchen, das er unter dem Zeigefinger hin und her rollte.

„Manchem Herrn ſcheint ſie allerdings ſehr zu gefallen,“ ſagte er lächelnd.

Die Baronin, eine kleine, rundliche Frau, neugierig wie eine Nachtigall und geſchwätzig wie eine Elſter, blickte auf, als ob das Brotkügelchen, mit dem der Baron ſpielte, ein Mehlwurm wäre. Auch ihr Gemahl hob die Adlernaſe hoch und ſah den Herrn geſpannt an. „Was willſt du damit ſagen?“ fragte er.

Der Kirchſpielsrichter ließ das Kügelchen fahren und blickte auf ſeine krallenartig langen Nägel. „Man muß mit der Gräfin rechtes Mitleid haben,“ ſagte er, „die arme Dame ſoll ja wirklich ſehr leidend ſein.“

Frau von Weiß rückte ihren Stuhl näher heran. „Meinen Sie wirklich?“ ſagte ſie. „Aber ſie leben doch wie die Engel im Paradieſe?“

Der Kirchſpielsrichter zuckte die Achſeln. „Meine gnädige Frau, ich ſage nichts, was dieſer Annahme widerſpricht.“

„Aber, beſter Werchend, ſeien Sie doch nicht un-

nötigerweiſe ſo zugeknöpft. Wir ſind ja hier ganz unter uns, und mein Mann und ich ſind verſchwiegen wie Gräber.“

„Gewiß, meine gnädige Frau, ich zweifle nicht daran; aber ſie werden mir zugeben, daß es Dinge gibt, über die man nicht einmal Vermutungen aufſtellen darf, ehe man Beweiſe in Händen hat.“

Der Hausherr nahm einen Schluck Rotwein, rollte ihn im Munde hin und her, gluckſte wie eine Henne und lachte dann hell auf. „Da haſt du es, Agathe!“ rief er. „Iſt er nicht ein Diplomat, ein vollſtändiger Metternich?“

Der Kirchſpielsrichter runzelte ein wenig die Stirn, als ob ihm der Spaß nicht recht angebracht erſchien, ſchwieg aber.

Die Baronin flatterte vom Strauch herab. „Stellen Sie doch nur Vermutungen an,“ bat ſie dringend. „Alſo Sie meinen, daß da drüben in Rotenhof nicht alles in Ordnung iſt?“

Der Kirchſpielsrichter ſah einen Augenblick wie ſchwankend vor ſich hin, blickte aber dann auf und ſagte entſchloſſen: „Ja, das meine ich.“

„Hör einmal, Werchend, das meinſt du doch gewiß nur, weil du damals die Geſchichte mit Polderkamp hatteſt.“

Herr von Werchend runzelte die Stirn. „Sie ſehen, meine gnädige Frau,“ erwiderte er, „wie recht ich hatte, als ich vorhin ſagte, ſolche Vermutungen ſeien unſtatthaft.“

Die Baronin warf ihrem Manne einen ärgerlichen Blick zu. „Du bist mir unbegreiflich, Alexander," sagte sie. „Jene alberne Geschichte ist doch längst vergessen. Sprechen Sie nur, Herr von Werchend, sprechen Sie nur!"

„Sprechen kann ich nicht, aber ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte, die sich nicht in dieser Gegend abspielte, eine Geschichte, deren Helden Sie nicht kennen, eine ganz objektive Geschichte."

Die Baronin setzte sich in Positur und sperrte den Schnabel auf, ihr Mann zuckte die Achseln, schüttelte den Kopf und lächelte, als ob er sagen wollte: „Was das für ein Unsinn ist!" Der Kirchspielsrichter lehnte sich im Stuhl zurück und erzählte:

„Es lebte einmal in Pommern oder Preußen ein Freiherr — ein Freiherr, meine gnädige Frau — der in weiten Kreisen sehr geachtet war. Dieser Freiherr hatte früher bei der Garde — in Potsdam natürlich — gedient; sagen wir bei den Husaren. Er war dort ein berüchtigter Wüstling gewesen und hatte sein väterliches Erbe bis auf den letzten Kopeken durchgebracht. Da gelang es ihm, eine reiche Erbin zu bethören; er heiratete sie, nahm seinen Abschied und wurde Gutsbesitzer — Rittergutsbesitzer, meine gnädige Frau. Gewandt und mit allen Hunden gehetzt, wie er war, verstand er es bald, sich in den Ruf eines ausgezeichneten Landwirts, eines geschickten Verwalters und eines liebevollen Ehemannes zu bringen, obgleich er von der Landwirtschaft nichts

verſtand, in der Verwaltung immer gegen das Geſetz verſtieß und ſein Weib Jahr für Jahr betrog. Schließlich kam eine hübſche Wirtſchafterin ins Haus — eine Wirtſchafterin, meine gnädige Frau — und der Freiherr entblödete ſich nicht, mit ihr hinter dem Rücken ſeiner ihm blind vertrauenden Frau ein Liebesverhältnis anzuknüpfen. Er entblödete ſich nicht, ſich mit ihr am hellen, lichten Tage Rendezvous im Walde zu geben, und einer meiner Freunde, der ſchon vorher durch ſeinen Diener, der mit dem Diener des — Freiherrn bekannt iſt, aufmerkſam gemacht worden war, hat ſie ſelbſt bei einem ſolchen überraſcht.“ —

„Selbſt? Sie ſagen, Sie hätten ſie ſelbſt bei einem Rendezvous überraſcht?“

„Ich habe gar nichts geſehen, meine gnädige Frau; ich ſpreche von meinem Freunde.“

Der Hausherr erhob ſich und ſchlug ſeinem Gaſt derb auf die Schulter. „Iſt das ein verdammter Schwindel!“ ſagte er lachend und ging, um die Cigarren zu holen. Er war halb beluſtigt und halb verdroſſen, erſteres aber ungleich mehr als letzteres.

„Schlauberger,“ dachte er, „in dieſer Form kann man ohne weiteres dem ehrlichſten Manne den Hals abſchneiden, ohne irgend etwas dabei zu riskieren. Ein höchſt gefährlicher Pfiffikus, ein nichtswürdiger Pfiffikus!“

Die Baronin beugte ſich über die Ecke des Tiſches nach dem Gaſt hinüber. „Und die Details?“ fragte

ſie. „Hat Ihr Freund Ihnen nicht auch die Details mitgeteilt?“

„Die Details, meine gnädige Frau, die Details entziehen ſich der Mitteilung. Aber nicht wahr, gnädige Frau, ich habe Ihr Ehrenwort, daß Sie gegen niemand davon ſprechen?“

„Ich bin verſchwiegen wie das Grab. Die arme, arme Gräfin,“ erwiderte die Baronin.

Elftes Kapitel.

Als der Graf nach dem Ritt in das Boudoir ſeiner Frau trat, ſaß ſie am Schreibtiſch und ſchrieb an einem Brief. Der Graf beugte ſich zu ihr herab und küßte ſie auf die Stirn. Als er das that, empfand er zu ſeinem höchſten Schrecken, daß ſeine Frau ihm nicht nur nicht mehr lieb war, nein, daß ſie ihm Widerwillen einflößte. Auf das äußerſte beunruhigt, ſuchte er ſein Zimmer auf. Seine Frau hatte ihn in der erſten Zeit nur durch ihre Schönheit und ihre edle Haltung gefeſſelt, er hatte dann lange geglaubt, ſie zu lieben. In der letzten Zeit hatte er ſich davon überzeugt, daß dieſe Annahme eine irrige geweſen war; aber ſo wie heute hatte er es nie empfunden. Was ſollte daraus werden?

Von verzehrender Unruhe erfüllt, ging Georg mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Er hielt ſich immer und immer wieder vor, wieviel er ſeiner Frau Dank ſchuldig war, wie treu ſie ihm ergeben war, wie ſchöne Stunden er mit ihr verlebt hatte. Er ſagte ſich, daß ſie ihm nie auch nur den leiſeſten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte;

daß er ſie nicht nur achten, nein, daß er ſie auch lieben mußte; daß das ſeine Pflicht war; daß er ein undankbarer Schurke war, wenn er ſie nicht liebte. Dieſe Stimmung mußte vorübergehen. Die Ehe iſt keine flüchtige Liebſchaft, ſondern ein ſittliches Verhältnis. Es gilt eben nur, ſie als ſolches aufzufaſſen, um auch die Kraft zu finden, die Verſuchung niederzuwerfen. In der Ehe kommt es nicht auf die willkürlich kommende und gehende Geſchlechtsliebe an, ſondern auf die Achtung, aus der dann ſchon die Liebe erwächſt.

Der Graf wandte ſich jäh um, als ob er ein unbändiges Roß mit Zügel und Schenkel herumwarf, und begab ſich wieder zu ſeiner Frau. Frau Ina hatte einen Brief von ihrer Mutter erhalten und las ihn ihrem Manne vor. Georg ſaß neben ihr, hielt ihre Rechte in beiden Händen und blickte ihr aufmerkſam ins Geſicht.

„Vorgeſtern kam die Kaiſerin Eugenie," las Frau Ina. „Sie iſt, ſeit ich ſie nicht geſehen habe, viel voller geworden, was ihr außerordentlich gut ſteht. Der junge Prinz gleicht ihr wenig, er gleicht aber auch dem Vater nicht. Er erinnert ein wenig an Max Belchersheim, iſt aber weniger hübſch.

„Wir leben hier ſehr angenehm. Es ſind viele Landsleute hier und einige ſehr liebenswürdige öſterreichiſche Familien. Du kennſt meine Schwäche für Alt-Öſterreich. In unſerem Kreiſe verkehrt auch ein Jeſuit, ein Graf Marlow, ein liebenswürdiger Mann aus guter alter Familie. Er ſchien es eine Zeitlang

auf mich abgeſehen zu haben; ich ging ihm aber mit der Bibel ſo energiſch zu Leibe, daß er auf den Sand geriet, wie ein Floß bei fallendem Waſſerſtande. Ich that nur — Was haſt du, Georg?“

Georg hatte die Hand ſeiner Frau fallen laſſen und war aufgeſprungen. „Wie edel,“ hatte er, während Ina las, gedacht, „wie edel iſt dieſes Antlitz! Wie ſchön iſt dieſes Weib und wie — und wie — unerträglich!“

„Was haſt du, Georg?“ wiederholte die Gräfin, indem ſie ſich erhob und beunruhigt an ihn herantrat.

„Nichts, Ina, nichts. Es iſt ſo heiß hier. Amalie, bringen Sie mir einen Syphon, aber er muß ganz kalt ſein.“

Ina war zärtlich um ihn beſorgt; ſie ahnte nicht, daß jede Berührung ihrem Manne weh that, daß er hätte aufſchreien mögen.

Der Graf wurde ſeiner wieder Herr, hörte den Brief zu Ende und unterhielt ſich dann, ſo gut er konnte.

Als er gegangen war, wandte ſich Ina zu Amalie. „Was der Herr nur haben mochte?“ fragte ſie.

Über Amaliens Geſicht flog ein ſpöttiſches Lächeln. „Der gnädige Herr war mit ihr ausgeritten. Da wird er ſich zu ſehr erhitzt haben.“

Die Gräfin erwiderte kein Wort, aber ſie wurde ſehr bleich. Es war zweifellos das Gewiſſen, das den Grafen aufgeſchreckt hatte. Sie nahm ſich vor, ihren Mann künftig noch ſorgfältiger zu beobachten, und ſie führte ihren Vorſatz mit der ganzen Selbſt-

quälerei der Eiferſucht aus. Und doch konnte ſie zu keiner Gewißheit gelangen.

Der Graf war zwar wie verwandelt. Er, der ſonſt ſtets ſo heiter und gleichmäßig Geſtimmte, war jetzt vielfach zerſtreut, oft niedergeſchlagen, immer unruhig. Die Leute hatten ihn nie ſo reizbar und jähzornig geſehen, wie in dieſen Tagen. Er behauptete zwar, die Hitze und Hallermünde trügen die Schuld daran; aber das war wenig glaubhaft. Auf der anderen Seite war das Weſen der Gouvernante ſo unbefangen, daß es Ina immer wieder ſtutzig machte.

Auch Alice litt unter der Veränderung, die mit dem Grafen vor ſich gegangen war. „Unſer Graf iſt in den letzten beiden Wochen ganz verändert," klagte ſie ihrer Freundin. „Die Kinder und ich müſſen bei Tag und Nacht daran denken, was er nur haben mag. Ich ſage Dir, es ſind vierzehn Tage her, ſeit wir zum letztenmal ſein uns ſo herzig klingendes Lachen hörten. Er behauptet, das neue Gut mache ihm übermäßig viel zu ſchaffen, und ich will das wohl glauben, wenigſtens reitet er jetzt auch am Nachmittag noch aus und nimmt mich nur mit, wenn ich ihn ausdrücklich darum bitte; es ſcheint mir aber, als ob die eigentliche Urſache ſeiner Verſtimmung die Launen der Gräfin ſind, er ſieht wenigſtens immer finſter drein, wenn er von ihr kommt. Was für eine Gemütsbeſchaffenheit gehört dazu, einem ſolchen Manne das Leben zu verbittern! Die Gräfin hat ihn wahrhaftig in keiner Weiſe verdient. Da

verſtehen die Leute ihn beſſer. Er iſt jetzt manchmal wirklich recht ungerecht; aber keine Klage wird laut. ‚Wenn unſer Graf nur nicht krank iſt!‘ ſagen ſie mit beſorgten Geſichtern — das iſt alles.“

Ein ſehr heißer Tag neigte ſich ſeinem Ende zu. Der warme Abendwind fuhr zum Teil ſchon über die Stoppeln hin, und wo er noch auf aufrechte Halme ſtieß, da neigten ſich die korngefüllten Ähren ſchwer dem Boden zu. Der Graf hatte nach Tiſch noch einen weiten Gang um die Felder gemacht und wandte ſich jetzt müde und matt dem Burgberge zu. Seit jenem Abend, an dem er mit Alice hier geſeſſen hatte, ſuchte er dieſes Plätzchen oft auf, um hier — von ihr zu träumen. Er hatte ſich eingeredet, daß er das ja dürfe, und daß er, wenn er ihre Gegenwart mied, alles that, was er und andere irgend von ihm verlangen konnten. So ließ er denn auch heute, als er oben auf der Bank Platz genommen hatte, ſeine Phantaſie frei gewähren. Ach, unter ihrem Pinſel entſtanden ja ſo köſtliche Bilder, Bilder, deren Anblick berauſchte und die Gegenwart vergeſſen ließ, wie das Opium der Orientalen.

Ein leiſes Geräuſch ließ ihn ſich umwenden. Da ſtand ſie, von der er ſoeben geträumt hatte, und blickte ihn an, heute zum erſtenmale nicht wie ein Kind, ſondern verlegen, errötend, verwirrt. Der Graf erhob ſich, ſchritt auf ſie zu und umarmte ſie. Er fand keinen Widerſtand.

Man ſagt, daß die Ertrinkenden, wenn der Schreck und der Erſtickungskrampf überwunden ſind, ein

wundervolles Gefühl von völliger wonniger Hingabe überkommen ſoll.

Die beiden waren wie zwei Ertrinkende.

Aber nur für einen Augenblick; dann wurden ſie wieder ins Leben zurückgerufen. „Fräulein," rief eine Kinderſtimme aus dem Dickicht, „Fräulein, ich habe einen wunderſchönen, ganz runden Stein."

Der Graf fuhr zurück, und Alice flog den Hügel hinab, dem Dickicht zu, wie ein Reh, das der Morgen auf freiem Felde überraſcht hat.

Der Graf blickte ihr einen Augenblick nach, ſchlug ſich dann mit der Hand vor die Stirn und wendete ſich dem nach dem Schloſſe führenden Fußpfade zu. Er verfolgte ihn ſo eilig und mit ſo feſten Schritten, als ob im Schloſſe ein dringendes Geſchäft Erledigung heiſchte. Die tollſten Vorſätze und Pläne durchkreuzten ſein Hirn. Auf dem letzten Baume des Wäldchens ſaß ein rieſiger Kolkrabe und krächzte laut nach dem Grafen hinüber. Dieſer blieb ſtehen und that, als ob er eine Flinte anbackte; aber der Vogel ließ ſich nicht verſcheuchen. Die Kolkraben ſollen ja uralt werden — vielleicht hatte dieſer es ſchon mit angeſehen, wie während des nordiſchen Krieges das Feuer — nicht jenes Feuer der Sonnenſtrahlen, das jetzt aus allen Fenſtern des Schloſſes hervorſchlug, nein, wirkliches Feuer — den Edelhof, der damals am Fuße des Burgberges ſtand, bis auf den Grund verzehrte, und freute ſich nun des neuen Unglücks.

„Ich habe mein Weib unglücklich gemacht," dachte der Graf, „meine Kinder unglücklich gemacht, ich

habe in die Adern eines unſchuldigen Kindes verzehrendes Feuer gegoſſen. Was nun? Zunächſt müſſen ſie alle fort von hier — es wird ſich ſchon ein Vorwand finden — und müſſen getrennt werden. Und dann will ich an Ina ſchreiben und ihr ſagen, wie es gekommen iſt, und ihr die Freiheit wiedergeben. Ich werde dann auch frei werden und an Alice, ſo viel ich kann, gut machen, was ich ihr angethan."

Und doch — was hieß in dieſem Falle „frei geben", „frei werden"? Konnte ſein Weib, ſo lange er lebte, je wirklich frei werden? Konnte er mit Alice je eine wirkliche Ehe führen?

Georg blieb ſtehen. Ein Feldrain führte rechts zwiſchen den Kornbreiten hin. Georg betrat ihn und ging langſam zwiſchen den faſt mannshohen Halmen weiter. Dann warf er ſich nieder in das Gras, verhüllte ſein Geſicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Wie glücklich war er bisher geweſen, wie rein — und nun!

Auch Alice hatte ſich in tiefſter Erregung auf ihr Zimmer geflüchtet. Wie hatte ſie nur bisher ſo blind ſein können, wie war ſie nicht ſchon längſt zum Bewußtſein gekommen, daß ſie den Grafen liebte, daß er ſie liebte? Aber was nun weiter? Er, der Edle, würde von ihr nimmermehr verlangen, daß ſie ſeine Geliebte würde, und wenn er es verlangte, ſo gab es für eine Heinersdorf nur eine Antwort. Aber daran war ja gar nicht zu denken. „Der Graf liebt die Gräfin nicht, und ſie hat ſeine Liebe nicht verdient.

Er wird ſich von ihr ſcheiden laſſen, und dann — dann —" Alice ſchloß die Augen.

So dachte ſie anfangs, dann aber kamen ihr andere Gedanken. Der Graf liebte die Gräfin nicht, und dieſe kalte launenhafte Frau hatte ſeine Liebe in keiner Weiſe verdient. Aber war ſie nicht trotzdem ſein Weib? Die Mutter ſeiner Kinder? Und dann — das Schloß und alles Land umher, ſo weit das Auge blickte, gehörte ihr; würde der Graf um Alicens willen auf das alles verzichten? Durfte ſie die Veranlaſſung ſein, daß eine Ehe gelöſt wurde, durfte ſie ein ſolches Opfer von dem Grafen annehmen, ja ihm nur zumuten? Nein, nimmermehr. Sie wollte entſagen, wollte fort, fort ohne Abſchied, noch heute fort. Aber wie ſollte ſie ihr plötzliches Scheiden der Gräfin gegenüber begründen? Wie ihrem Vater, den Freundinnen gegenüber? Und doch, was ſollte daraus werden, wenn ſie blieb?

Alice fiel nieder auf ihre Knie und erflehte in heißem Gebet von Gott Rat, Schutz, Hilfe.

Als Amalie durch den Diener erfuhr, daß weder der Graf noch die Gouvernante beim Abendeſſen erſcheinen würden, weil beide Kopfweh hätten, zuckte es ſeltſam in ihrem Geſicht.

„Gnädige Frau," ſagte ſie, „können die kleinen Kontteßchen nicht heute bei Ihnen eſſen? Der gnädige Herr und ſie kommen nicht zum Abendeſſen, weil beide Kopfſchmerzen haben."

Die Gräfin fuhr erſchreckt auf, faßte ſich aber raſch und erwiderte: „Natürlich."

„Mama, das war ein ſchöner Abend," hieß es.

„Wo ſeid ihr denn geweſen?"

„Auf dem Burgberge. Wir haben die ſchönſten Steine gefunden, zwei Kugeln."

„War — war Fräulein Heinersdorf mit euch?"

„Jawohl, Mama. Die große Kugel hat Fräulein Heinersdorf gefunden. Sie hat uns auch eine wunderhübſche Geſchichte erzählt vom treuen Johannes."

Die Gräfin fuhr mit der Hand langſam über das weiche Haar der neben ihr knienden Erna. Auf ihren Wangen kam und ging das Rot in raſchem Wechſel.

Amalie warf einen prüfenden Blick auf ihre Herrin und kam ihr zu Hilfe. „War der gnädige Herr Graf auch da?" fragte ſie.

„Papa? Nein, Papa war nicht da."

Die Gräfin atmete auf.

Aber Amalie war noch nicht befriedigt. „Kamen die Komteßchen mit ihr zurück?" fragte ſie.

Eleonore, die am Fenſter ſaß, wandte ſich um und lachte. „Ja, Amalie, wir kamen mit ihr zurück. Warum fragſt du danach?"

„Nun, fragen koſtet kein Geld. Warum ſoll ich nicht danach fragen?"

Zwölftes Kapitel.

Der Graf reiſte am folgenden Morgen mit dem Frühzuge in die Reſidenz. Er hatte in der Nacht eine Depeſche erhalten, in der er aufgefordert wurde, perſönlich mit dem betreffenden Departementschef der Domänenverwaltung zu verhandeln. Die Mißverſtändniſſe, die in Bezug auf Hallermünde entſtanden waren, würden ſich, ſo hieß es, dann raſch beſeitigen laſſen.

Dieſer Anlaß, ſein Haus für einige Zeit zu verlaſſen, war dem Grafen in hohem Grade willkommen. Er hoffte nun in Ruhe über ſeine Lage nachdenken und ſeinen Entſchluß faſſen zu können, und er vergaß, daß er ja die Unruhe mit ſich nahm.

Als er nach vierzehntägiger Abweſenheit nach Hauſe zurückkehrte, war er indeſſen zu einem Entſchluß gelangt. Dieſer ging dahin — nichts zu thun. Er wollte Alice noch mehr meiden als bisher und ſich ſo allmählich auf die Trennung von ihr vorbereiten. Es war doch im Grunde bisher nichts geſchehen, was einen ſo radikalen Bruch mit der Vergangenheit, wie er ihn anfangs beabſichtigt hatte,

hätte rechtfertigen können. Pflicht und Ehre geboten ihm, wie er meinte, gleich sehr an der Seite seiner Frau auszuharren und seine Leidenschaft niederzuhalten. Das mußte ihm überdies künftig leichter fallen als bisher. Alice war jetzt gewarnt, sie wußte jetzt, wessen sie sich von ihm zu versehen hatte, sie mußte ihm daher künftig behülflich sein, jedem Zusammensein aus dem Wege zu gehen. Seine Frau war ahnungslos, niemand wußte um das Vorgefallene, noch konnte für die beiden Frauen alles gut enden, und er — nun er büßte eben für die eigne Schuld.

Der Abend, an dem sich der Graf von Campbellshof aus seinem Schlosse näherte, war feucht und kalt. Es hatte den Tag über geregnet, und auch jetzt trieben noch schwarze, dickbäuchige Wolkenmassen schwer vor dem kalten Nordwinde her. Auf dem schwarzen Wasser des Stromes tanzten weiße Wellenzacken und schlugen klatschend an den Wänden der auf- und niederschwankenden Fähre empor. Als die Fähre nach langem Kampf endlich das andere Ufer erreicht hatte, flogen die Rappen dahin wie ein Pfeil, und doch mahnte der Graf den Kutscher immer noch zu größerer Eile. Es war ihm, als ob seinem Hause ein Unglück drohe, das er noch abwenden könne, und doch fürchtete er sich auch wieder vor seinem eignen Hause.

Er fand die Gräfin mit den Kindern im Speisezimmer; Alice war nicht zugegen. Sie war doch nicht etwa fort? Der Graf küßte die jubelnden Kinder und umarmte seine Frau. Diese war so

freundlich und ruhig wie immer, aber es schien ihm doch, als ob eine Veränderung mit ihr vorgegangen war, eine Veränderung, deren Wesen er freilich nicht hätte angeben können. Oder erschien es nur seinem bösen Gewissen so?

„Ich freue mich, dich hier zu sehen," sagte der Graf. „Ich schließe daraus, daß du dich wohler fühlst." „Ina wird doch nicht hier sein, weil Alice fort ist," dachte er. Das Herz stand ihm still bei diesem Gedanken.

Die Gräfin lächelte, wich aber einer Antwort aus und bemerkte: „Es ist häßliches Wetter draußen."

„Ja, abscheuliches. Kalt und naß."

„Was suchst du?"

„Ich? Nichts, oder doch — ich sehe keinen Portwein auf dem Tisch. Eleonore, sage dem Diener, daß er welchen bringen soll; ich möchte mich erwärmen. Und Sardinen, hörst du, nicht Sardellen — Sardinen."

Der Graf wandte sich wieder seiner Frau zu. „Nun, wie habt ihr die Wochen verbracht?"

Die Gräfin lächelte wieder. „Ich danke dir, still und ruhig wie gewöhnlich. Ahlbach war hier und fragte, wann du kämest. Er wollte dich, wie es schien, in einer dringenden Angelegenheit sprechen. — Friedrich, fragen Sie Ernst, ob er meinen Brief rekommandiert hat. — Dann waren noch die Roisitenschen hier und die Berghöffschen. Letzterer läßt dir sagen, daß seine Diana jetzt Welpen hat und bittet dich, ihn davon zu benachrichtigen, ob du einen

Hund oder eine Hündin haben willſt. Braun gebrannt ſoll nur eine Hündin ſein."

„Danke. Das iſt mir auch ganz recht. Iſt ſonſt nichts paſſiert?"

„Nein."

„Nun, und ihr?" wandte ſich der Graf an die Kinder.

„Wir haben die ganze Zeit über auf dich gewartet," erwiderte Erna raſch.

Der Graf umfaßte die beiden und zog ſie ſtürmiſch an ſich. Und er hatte einmal daran denken können, ſich von ihnen zu trennen! Nein, die ehelichen Bande waren doch unlösbar, unzerreißbar.

„Wir lieben dich über alles in der Welt, Papa!" hieß es, während ſie an ihm hingen und ſich an ihn drückten, als ob ſie ihm dadurch beweiſen könnten, wie ſehr ſie ihn liebten.

Frau Ina erhob ſich raſch und verließ das Zimmer.

Der Diener brachte den Portwein, ſchenkte ihn ein und ſuchte dann die Gräfin auf. Der Graf trank das Glas in einem Zuge leer.

„Du biſt durſtig, Papa."

„Ja, mein Kind. Ihr habt ſchon gegeſſen, nicht?"

„Jawohl, Papa."

„Alle vier?"

„Nein. Fräulein Heinersdorf iſt unwohl; ſie iſt auf ihrem Zimmer geblieben und hat nur Thee getrunken."

„Iſt Fräulein Heinersdorf ſchon lange unwohl?"

„Seit du fort biſt, Papa. Wir necken ſie immer

damit, daß ſie aus Sehnſucht nach dir krank geworden ſei."

„Immer? Das iſt gar nicht wahr. Wir haben ſie einmal damit geneckt, aber Mama hat es verboten, und wir haben es nachher nicht wieder gethan."

„Bleibt das Fräulein ganz zu Bett?"

„O nein, wir haben auch alle Tage Stunden. Sie hat nur am Abend immer Kopfweh und geht deshalb früh ſchlafen."

„Ich werde dir ſagen, Papa, was es iſt. Ich kenne die ganze Geſchichte. An dem Morgen, an dem du fortfuhrſt, bekam ſie einen Brief, und in dem muß etwas ſehr Trauriges geſtanden haben, denn als ſie ihn bekam, weinte ſie bitterlich und nachher hat ſie oft weinen müſſen und am Morgen iſt ſie ganz verweint. Das iſt die ganze Geſchichte."

„Ja, Eleonore hat recht. Und dann ſieht ſie immer ſo traurig aus. Ich fragte ſie, ob ihr Vater geſtorben wäre, aber ſie ſagte nein. Weißt du, was du thun könnteſt?"

„Nun — nun?"

„Du könnteſt uns ſagen, was du uns mitgebracht haſt."

Die Gräfin trat wieder ein und nahm neben ihrem Gemahl Platz.

„Wie geht es Paul?" fragte ſie.

Der Graf erzählte nun von dem Schwager, von den wenigen Bekannten, die er aufgeſucht hatte, von dem Verlauf ſeiner Geſchäfte. Der letztere war ein überaus glücklicher geweſen. „Durch das neue Arran-

gement," schloß er, „sind wir so günstig gestellt, daß wir, auch wenn wir nur Hallermünde hätten, für die nächsten vierundzwanzig Jahre ein sehr reichliches Auskommen haben würden."

„Das freut mich aus tiefster Seele," bemerkte Frau Ina.

Der Graf blickte erstaunt auf. Was wollte seine Frau damit sagen? Er sah sie fragend an, aber aus ihrem Gesicht sprach nichts als die gewöhnliche gleichmäßige Freundlichkeit. Die Bemerkung Frau Inas beunruhigte ihn, er wußte selbst nicht warum, aber er scheute sich, sie nach der Ursache derselben zu fragen, ohne doch zu wissen weshalb.

Der folgende Vormittag verging dem Grafen wie jeder Vormittag nach einer längeren Reise unter einer Fülle von Arbeit. Ein Schwarm von Menschen drängte sich von Sonnenaufgang bis kurz vor der Mittagsstunde in seinem Vorzimmer, brachte Berichte und Mitteilungen, verlangte Auskünfte, bot ihm allerlei an und richtete Bitten an ihn. Da kamen die Inspektoren der Güter, der Schreiber, der Förster und dieser- und jener Buschwächter; da kamen der Chemiker, der Bierbrauer, der Müller und der Branntweinbrenner; da kamen russische Getreidehändler, jüdische Roßkämme, deutsche Handwerker, lettische Bauern, Ziegelstreicher aus dem Fürstentum Lippe-Detmold. Der Bierbrauer klagte, daß die fünf Wagenladungen Gerste, die Schmier & Bergmann zum 15. zu liefern hatten, noch immer nicht eingetroffen seien; der Schulmeister klagte, daß es in seine Vorratskammer

einregne; eine alte Arme klagte, daß der Wirt, bei dem ſie einquartiert war, ihr nicht erlauben wolle, auch nur eine einzige Henne zu halten. Der Förſter führte Klage über den Verwalter der Glashütte, und dieſer erhob Beſchwerden wider den Förſter. Ein Mann mit auf den Rücken gebundenen Händen erſchien auf der Bildfläche, und ein anderer, der Handſchellen trug. Sie hatten ſich Verbrechen zu ſchulden kommen laſſen, waren eingefangen worden und wurden nun an das Kreisgericht abgefertigt.

Jetzt ertönten nur ein paar Worte; dann entſpann ſich eine längere Unterhaltung; endlich entlud ſich ein Donnerwetter.

Der Graf und die Gräfin befanden ſich bereits in dem kleinen Zimmer, in dem die Familie ſich unmittelbar vor Tiſch zu verſammeln pflegte, als Alice eintrat. Als der Graf auf ſie zuging und ihr die Hand reichte, errötete ſie bis an die Haarwurzeln. Der Graf fühlte, wie die Blicke ſeiner Frau auf ihnen weilten, und das Blut ſtieg auch ihm heiß zu Kopf. Er blickte zornig zu ihr hinüber. Sie lehnte an der Fenſterbrüſtung, hatte den Kopf weit zurückgelegt, daß die reichen blonden Haarflechten zu beiden Seiten hervorquollen, und ſah ihn mit funkelnden Augen an, obgleich ein Lächeln um ihre Lippen ſpielte. Der Graf ſchritt, indem er ſie unverwandt anblickte, langſam auf ſie zu. Er wußte ſelbſt nicht, was er eigentlich wollte, aber es trieb ihn vorwärts. Als er dicht vor ihr ſtand, fragte ſie,

ohne ihre Stellung zu verändern oder eine Miene zu verziehen: „Nun?“

So fragt eine Mutter einen trotzigen Jungen, der zornig auf sie zutritt: „Nun?“

Der Graf wandte sich um und verließ das Zimmer.

Jetzt trat auch Alice auf die Gräfin zu, um sie zu begrüßen. Die Gräfin fühlte in diesem Augenblick den lebhaften Antrieb, ihr aus voller Kraft ins Gesicht zu schlagen. Sie hatte nie vorher eine ähnliche Anwandlung gehabt und sie hatte nachher nie wieder eine, aber in diesem Augenblick kostete es ihr die größte Anstrengung, der wilden Regung Herr zu werden und ihre Hand für einen Augenblick in Alicens Hand zu legen.

Bei Tisch ging es still her, es sprachen fast nur die Kinder. Alice blickte auf ihren Teller und kämpfte offenbar die ganze Zeit über mit ihren Thränen; der Graf ärgerte sich über sie, weil sie sich und ihn in unnützer Weise kompromittierte, und sah doch wieder voll Mitleid auf ihr tieftrauriges Gesichtchen; die Gräfin schämte sich des Triebes, den sie vorhin empfunden hatte. „Dieser Kampf demoralisiert mich,“ dachte sie; „gottlob, daß er bald ein Ende nehmen wird.“

Als die Gräfin die Tafel aufgehoben hatte, eilte Alice auf ihr Zimmer, der Graf ritt aus und Frau Ina blieb allein. Sie begab sich in ihr Boudoir, entnahm ihrem Schreibtisch einen Brief und las ihn — ach — zum wievieltenmale! Der mit verstellter Damenhand geschriebene Brief, der ihr vor

drei Tagen aus der Kreisstadt zugegangen war, hatte folgenden Wortlaut:

„Gnädige Frau!

Man hintergeht Sie in Ihrem eignen Hause in empörender Weise. Achten Sie auf die Spazierritte und achten Sie sich selbst.

Eine Freundin."

Ina hatte nicht einen Augenblick an der Wahrheit dieser Mitteilung gezweifelt. Alicens verändertes Wesen war ja der beste Kommentar dazu. So sangen schon die Spatzen auf den Dächern von dem, was ihr angethan war. Es gab für sie kein Zögern mehr, sie mußte eben „sich selbst achten". Sie wollte fort, fort ohne Abschied, den sie nicht ertragen konnte. In dem herzzerreißenden Jammer über ihr zertrümmertes Glück, über ihre betrogene Liebe hielt sie nur der eine Gedanke aufrecht: seiner würdig zu bleiben, auch wenn er selbst seiner unwürdig wurde.

Ina trat ans Fenster, öffnete es und lauschte. Dann blickte sie auf die Uhr, erst auf ihre, dann auf die auf dem Kaminsims. Beide zeigten übereinstimmend die sechste Stunde an.

„Er könnte schon da sein," sagte sie und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann trat sie abermals an das Fenster und lauschte wieder.

Der kalte Wind, der zum Fenster hineinfuhr, hatte die Wolken vertrieben, der Himmel war klar und blau und versprach auch am folgenden Tage so zu bleiben. Am Rande des Gartens lockten die

Rebhühner, der grüne Rasen kontrastierte hübsch mit dem zum Teil schon gelb gefärbten Laube und den Asterbeeten, die Natur empfand nach dem heißen Sommer den Frühherbst, wie wir Menschen nach einem heißen Tage die Abendkühle.

Aus der Ferne ertönte Wagengerassel. „Das sind zwei Wagen," dachte Ina, „es wird doch nicht Besuch kommen?"

Es waren zwei Wagen. In dem einen saßen der Doktor, Herr von Ahlbach und der Hauptmann Bärwald, in dem anderen der Wallernsche Bärwald und die Barone Schotthof, Stockkirch und Grünhof.

Frau Ina schwankte einen Augenblick, ob sie die Herren überhaupt empfangen sollte, entschied sich aber schließlich doch dafür. „Sie werden eine Partie machen, und wir werden dann noch ungestörter sein als sonst," dachte sie. Sie gab Auftrag, daß der Reitknecht den Grafen aufsuchen möge, und empfing die Herren.

Der Graf trat bald darauf ein. Man begrüßte sich und sprach von der Ernte, von den Feldhühnern und den Hühnerhunden. Dann setzte man sich zur Partie Préference. Die beiden Bärwald und Grünhof spielten an einem, die Herren Schotthof, Ahlbach, Stockkirch und der Doktor am anderen Tisch. Da die letzteren zu vieren waren, so trat abwechselnd einer von ihnen aus. Der Graf, der nicht spielte, aber, wie man wußte, gern zusah, setzte sich bald zu dem einen, bald zu dem anderen.

Nach einer Weile wurde der Doktor frei. „Herr

Graf," ſagte er, „ich begebe mich auf einen Augenblick zu Ihrer Frau Gemahlin. Sollte ich, wenn ich wieder eintreten muß, noch nicht zurück ſein, ſo ſpielen Sie wohl für mich."

„Bitte, ſehr gern, lieber Doktor."

Der Doktor erhob ſich, zog ſich die Weſte herunter — eine weiße Weſte mit Knöpfen aus weißem Horn — und ging langſam durch die Zimmerreihe in das Boudoir der Gräfin. Der eine Flügel der Thür war ſchon geſchloſſen, der Doktor zog auch den anderen hinter ſich zu. Die Gräfin winkte ihm, neben ihr Platz zu nehmen. Er that es und blickte ſie dann geſpannt an.

Frau Ina errötete für einen Augenblick, wurde aber dann ſehr bleich. „Herr Doktor," ſagte ſie, indem ſie zum Fenſter hinausblickte und ſchwer atmete, „ich weiß, daß Sie ein treuer Freund unſeres Hauſes ſind."

„Natürlich, Inachen, natürlich. Wie ſollten Sie das nicht wiſſen."

Es trat eine Pauſe ein. Endlich wandte Ina ſich wieder dem Doktor zu. Ihre Zähne ſchimmerten weiß auf ihrer Unterlippe. „Herr Doktor," ſagte ſie, „ich habe außer Ihnen keinen Freund — keinen — denn meine Eltern und mein Bruder ſind in der Fremde. Darum wende ich mich an Sie mit einer Bitte. Die Erfüllung dieſer Bitte wird Ihnen Unannehmlichkeiten machen, aber ich kann nicht anders."

Der Doktor beugte ſich vor, wie ein Mann, der nach Barſchen angelt und plötzlich aus der Schwärze

des Waſſers die ſchwankenden Umriſſe eines rieſigen Hechtes hervordämmern ſieht. „Was meinen Sie, Inachen?“ fragte er beklommen.

„Sie ſollen mir für mich, meine Kinder und Amalie einen Paß ins Ausland beſorgen. Ich will zu meinen Eltern, die jetzt in Vevey ſind. Mein Mann darf aber nichts davon erfahren.“

Der Doktor fuhr erſchreckt zurück. „Um Gotteswillen, was iſt geſchehen?“ rief er.

„St!“ wehrte Ina. „Verlangen Sie, daß ich Ihnen das ſage? Können Sie mir das nicht erſparen?“

„Nein, Ina, das verlange ich durchaus. Das kann ich Ihnen nicht erſparen. Es muß ſich ja zwiſchen Ihnen um ein Mißverſtändnis handeln, und um eines ſolchen willen geht Ihresgleichen doch nicht gleich fort. Sie wollen Ihren Mann verlaſſen? Sie — Ina Polderkamp — da kann man ja verrückt darüber werden, rein verrückt.“

„Doktor,“ bat Ina, indem ſie ihre Hand auf ſeinen Arm legte, „quälen Sie mich nicht. Warum verlangen Sie, daß ich Ihnen die Beleidigung, die mir angethan iſt, ſelbſt mitteile?“

Der Doktor wollte aufſpringen, aber Ina hielt ihn zurück. „Das iſt ja eitel Thorheit!“ rief er laut, mäßigte aber auf Inas Mahnung ſeine Stimme und flüſterte: „Nehmen Sie mir das übel oder nicht, Inachen, aber das iſt ja reine Tollheit! Na ja, reiner Unſinn. Wer hat Sie beleidigt? Doch nicht etwa Ihr Mann? ‚Unſer Graf‘ ſeine eigne Frau

beleidigen! Na ja, Inachen. Sie ſehen ſelbſt, der Gedanke iſt doch albern. Sie ſind krank, Inachen, na ja, Sie ſind krank. Geben Sie mir Ihren Puls."

Ina erhob ſich raſch, trat an den Schreibtiſch und reichte dem Doktor mit abgewandtem Geſicht den Brief der anonymen Freundin.

Der Doktor überflog ihn, einmal, noch einmal. „Ich verſtehe nicht, was das heißen ſoll," ſagte er.

Ina hatte die zuſammengeballte Hand auf den Tiſch gelegt und ihren Kopf darauf gelehnt, ſo daß der Doktor nur ihren Scheitel und ihr goldblondes Haar ſah. „Es geht auf meinen Mann und die Heinersdorf," ſagte ſie dumpf.

Der Doktor ſprang auf. „Das iſt eine nichtswürdige Verleumdung," rief er, „eine ſchnöde Lüge, die das Hirn irgend eines Schurken, den Ihres Mannes Ehrenhaftigkeit beleidigte, ausgebrütet hat. Wahrhaftig, Ina, wenn jemand mir geſagt hätte, daß meine Ina Polderkamp einem ſo wüſten Gerede ihr Ohr leihen würde, er hätte blaue Bohnen ſchlucken müſſen. Ich bin ein alter Kerl, aber bei Gott, ich hätte ſie ihm durch die Gurgel gejagt! Schämen Sie ſich, Ina, ſchämen Sie ſich!"

Ina richtete ihr Haupt empor, und der Doktor erſchrak über ihre verſtörten Züge. „Doktor," ſagte ſie heiſer, „was in dem Briefe ſteht, iſt wahr."

Der Doktor ſtützte ſich mit beiden Händen auf den Tiſch. „Und ich wiederhole, daß es nicht wahr iſt, daß es eine verdammte Lüge iſt. Wenn Sie Ihren Mann nicht kennen, ſo kenne ich ihn wenigſtens;

wenn Sie ſich nicht ſcheuen, eine wider den tadelloſeſten Ehrenmann des Landes ausgeſprochene Verleumdung nachzuſprechen, ſo thue ich es wenigſtens; wenn Sie, von kindiſcher Eiferſucht getrieben, das Bild unſeres Grafen beflecken, ſo halte ich es wenigſtens rein. Ich bin als Ihr Freund hier und ich würde meine Pflicht ſchlecht erfüllen, wenn ich dieſen Ausgeburten überreizter Nerven nicht mit aller Energie gegenübertreten wollte. Sie ſprechen von Ihrem Manne, der Sie zehn Jahre lang auf den Händen getragen hat; Sie ſprechen von dem Vater Ihrer Kinder, der Ihnen immer treu zur Seite ſtand. Sie wiſſen ſehr wohl, Ina, daß ich Sie viel, viel mehr liebe als ihn, aber Ina, ſo unſinnigen Vorwürfen gegenüber muß ich auf ſeine Seite treten. Dieſe kleine Heinersdorf iſt ein Kindchen, ein hübſches liebreizendes Kindchen, und ſie lebt in ſehr unglücklichen Verhältniſſen. Der Graf iſt ein Kinderfreund und er iſt mitleidig wie ein gutmütiges junges Mädchen. Er wird gütig gegen ſie geweſen ſein, vielleicht ein wenig gütiger, wie er es ohnehin gegen jedermann iſt; und darüber laſſen Sie ein ſo nichtsnutziges Gefühl wie die Eiferſucht in ſich aufkommen."

Ina erhob ſich. „Herr Doktor," ſagte ſie, „ich habe Sie um eine Gefälligkeit gebeten. Daraus läßt ſich denn doch nicht das Recht ableiten, mich in meinem — mich zu beleidigen."

Der Doktor trat auf ſie zu und ergriff ihre Hand. „Liebſte Ina," ſagte er, „haben Sie denn wirklich eine ernſte Veranlaſſung zu Eiferſucht?

Kommen Sie, ſetzen Sie ſich, erzählen Sie. Stützen Sie wieder einmal Ihren Kopf an meinen Arm — wiſſen Sie, wie damals, wenn Sie ſich als Kind in unſerem Garten müde gelaufen hatten — und erzählen Sie.“

„Doktor,“ erwiderte Ina, „von ſolchen Dingen kann man nicht erzählen, denn da iſt nichts zu erzählen. Es muß Ihnen genügen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich die unumſtößliche Überzeugung gewonnen habe, daß zwiſchen meinem Manne und ihr ein Liebesverhältnis beſteht. Können Sie unter ſolchen Umſtänden verlangen, daß ich noch länger in ſeinem Hauſe bleibe?“

Der Doktor fuhr ſich mit der Hand über die Stirn. „Nein, Inachen, nein, das verlange ich bei Gott nicht; aber was ich verlange, iſt, daß Sie ſich nicht wie ein Dieb aus dem Hauſe ſtehlen, ſondern offen mit ihm ſprechen. Das hat er für zehn Jahre glücklicher Ehe verdient, das ſind Sie dem Vater Ihrer Kinder ſchuldig. Daß Georg Polderkamp in einer ſchwachen Stunde zu Fall kam, mag möglich ſein, wenn ich es auch nimmermehr glaube; daß er aber nicht im ſtande iſt, ſein Weib dauernd zu hintergehen, es, wenn es ihn zur Rede ſtellt, zu belügen, dafür will ich meine eigne Ehre einſetzen. Nein, Ina, man kann uns vieles vorwerfen, ſehr vieles, und ſo lange wir jung ſind und ledig, treiben wir es in der Regel wüſt genug, aber ſoweit man überhaupt von uns weiß: für offen und gerade heraus ſind wir überall bekannt. Es gibt natürlich auch

unter uns im Dunkeln ſchleichende Kerle, aber die ſind aus der Art geſchlagene Kinder dieſes Landes, während Georg Polderkamp ein echter Sohn des Gottesländchens iſt. Na ja, bei uns geht auch die Sünde nackt einher. Na ja, glauben Sie mir, Inachen, wenn der einmal eine Freundin hätte — er führe mit ihr um die Mittagsſtunde im offenen Wagen, vier Pferde lang, durch die Kalkſtraße in Riga und er würde — wenn erſt ſein Gewiſſen ſchwiege — den Teufel danach fragen, was die Leute dazu ſagen. Nein, Inachen, bei uns thut man am beſten: heraus mit der Klinge und dem Wort. Sie ſind Ihrer Mutter Kind, Sie müſſen das von ihr her verſtehen. Faſſen Sie Ihren Mann an die Bruſt — ſo und drücken Sie ihn an die Wand — ſo und nun gefragt: ‚Was iſt's damit? Heraus mit der Wahrheit!' Bei Gott, Ina, er lügt nicht. Iſt er ſchuldig — was ich nimmermehr glaube — ſo fällt er vor Ihnen in die Knie und ſagt: ‚Verzeih!' oder er wendet ſich ab, nimmt das Mädchen und geht mit ihr fort dreimal neun Meilen weit, und dann ſind Sie frei. Unter Eheleuten ſoll Wahrheit herrſchen, Inachen. Wird es einmal um ſie dunkel, ſo ſoll jedes rufen: ‚Wo biſt du?' und nicht nachlaſſen, bis es das andere an der Hand hat."

Es wurde ein paarmal raſch an die Thür geklopft, und der Graf trat ein. „Störe ich?" fragte er.

„Nein, Herr Graf, bitte, wir ſind fertig," erwiderte der Doktor, ſich erhebend. Ina war ſchon vorher aufgeſprungen und hatte ſich an das Fenſter geſtellt.

„Dann kommen Sie, Doktor, und vertreten Sie wieder Ahlbach. Ich will für einen Augenblick mit ihm beiseite gehen; es handelt sich um Geschäftliches.“

Der Graf nahm den Arm des Doktors, und beide schritten rasch dem Spielzimmer zu. Herr von Ahlbach kam ihnen bereits entgegen. Er ergriff seinerseits den Arm des Grafen, und beide begaben sich auf die Veranda. Draußen war es schon dunkel und kalt, aber die Sterne funkelten in wunderbarem Glanze.

„Georg,“ begann Ahlbach, nachdem sie Platz genommen hatten, „ich bin zu dir gekommen wie ein Freund zum anderen. Ich weiß, daß du meine Worte nicht mißdeuten wirst. Ich möchte dich bitten, in deinem Verkehr mit Fräulein Heinersdorf ein wenig vorsichtiger zu sein.“

Ahlbach hielt einen Augenblick inne. Er hätte gern auf des Freundes Gesicht gelesen, wie derselbe diese Bemerkung aufnahm; aber es war so dunkel, daß das unmöglich war, und der Graf rührte sich nicht.

„Ich weiß ja sehr wohl,“ fuhr Ahlbach fort, „daß du nichts gethan hast, was auch nur als eigentliche Unvorsichtigkeit bezeichnet werden darf, aber du kannst unwillkürlich deine großstädtischen Begriffe nicht los werden und vergißt, daß wir an unsere Frauen und Mädchen kleinbürgerlichere Anforderungen stellen als ihr. Du hast dadurch, daß du mit dem jungen Mädchen Tag für Tag allein den Wald

durchſtreifteſt, ein gewiß ſehr unerwartetes Ärgernis gegeben."

„Wer ſagt das?"

„Aber, lieber Georg, fahre nicht auf! Mit zornigem Dreinfahren kann man ſolch ein ungreifbares Gerede nicht bekämpfen. Mir gegenüber kommt natürlich niemand mit der Sprache heraus, aber ich weiß, daß man ſich vielfach darüber ſkandaliſiert hat. Es glaubt ja auch kein Menſch etwas Schlimmes, aber man findet dein Verfahren nicht ganz ſo korrekt, wie man es von dir gewohnt iſt. Die Koſten davon trägt natürlich das junge Mädchen, und da dieſe als eine Heinersdorf ſich doppelt hüten muß, Aufſehen zu erregen, ſo hielt ich es für angemeſſen, dich von dem Geklätſch zu unterrichten."

„Du thateſt ganz recht, ganz recht."

„Nicht wahr? Man kann in ſolchen Dingen bei uns nicht vorſichtig genug ſein. So nachſichtig man auch gegen junge Männer iſt, ſo ſtreng werden junge Mädchen beurteilt, wenn ſie ſich auch nur ein wenig über die Sitte hinwegſetzen. Und dieſe junge Dame hat ja nichts als ihren guten Ruf."

„Nein, nichts als ihren guten Ruf."

„Alſo — du biſt mir nicht böſe?"

„Nein, ich bin dir nicht böſe."

Ahlbach ging zu einem anderen Geſprächsthema über. „Du warſt in der Reſidenz," ſagte er, „haſt du deine Abſicht erreicht?"

Während ſie miteinander ſprachen, hatte Alice das an das Spielzimmer ſtoßende Gemach betreten.

Sie hatte dort eine Arbeit vergeſſen und war heruntergeeilt, um ſie zu holen. Sie wollte eben wieder forthuſchen, als ſie einen der Herren fragen hörte: „Aber warum nannte man die alte Heinersdorf den Kuckuck? Sieben Pique!“

Alice blieb wie angewurzelt ſtehen.

„Hab ich ſelbſt,“ antwortete eine andere Stimme. „Das kann ich dir ſagen. Als er noch Friedensrichter war, ließ er ſich in der Weiſe beſtechen, daß die Bauern ſeiner Frau — ſieben Grandiſſim? — warte einmal — ſieben Grandiſſim — hab ich ſelbſt — allerlei Geſchenke brachten. Verſah ſich dann einmal einer und kam damit zu ihm, ſo rief er: ‚Geh zum Kuckuck!‘ womit er ſeine Frau meinte.“

Die Herren lachten. „Er wurde ſchließlich abgewählt?“ fragte Herr von Grünhof.

„Jawohl. Donnerwetter — jetzt heißt es aber: Friß, Vogel oder ſtirb! Sie haben bis Coeur gekauft, Grünhof? Na, los mit der Laura, was kann da ſein — petite misère ouverte. Es war ein Mißgriff, daß er überhaupt gewählt wurde, denn er war, wie die alten Herren verſichern, ſchon in der Schule ein Schubiak und trieb einen unſaubern Handel mit Weichſelrohren und Pfeifenköpfen.“

„Der Vater ſoll ſchon nicht weit her geweſen ſein.“

„Da haſt du ganz recht, und der Großvater auch nicht. Donnerwetter, wer konnte das annehmen, Aß quatrième mit Sieben und Neun. Daß euch das Mäuslein beißt. — Die Heinersdorfs haben nie etwas getaugt. Weder die Männer, noch die Weiber.

Begreife einer, wie dieſes niedliche Mädchen hat als des Kuckucks und des Dorndrehers Tochter geboren werden können. Bruderherz, ſchämſt du dich nicht, mich ſo hereinfallen zu laſſen?"

„Warum heißt er eigentlich der Dorndreher?"

„Sehen Sie, es gibt einen Piepmatz dieſes Namens — bitte, reiche mir die Kreide — der die Gewohnheit hat, ſich, ehe er frühſtückt, eine ganze Anzahl Inſekten zu fangen und an einer Stelle auf Dornen aufzuſpießen. Nun fängt ſich der Alte bekanntlich auch ſeine Inſekten zu Johannis ein, ſammelt ſie an und ſpeiſt dann ein Jahr lang von ihnen. Da er nun um der Frau willen doch einen Vogelnamen haben mußte, ſo hat man ihn den Dorndreher genannt."

„Aber er muß doch eine kleine Rente haben. Die Tochter ſprach einmal von derſelben."

„Dieſe Rente beſteht in den Zinſen der durch ihn durchgebrachten Kapitalien, die er nicht bezahlt. Er hat nichts Kleines, als eine kleine Jüdin, die er mit Schokolade fütterte, während ſeine Tochter am Abend mit Brot und Wurſt vorlieb nahm. Ich paſſe — Dieſe ganze Familie iſt eine wahre Schande für uns, und man freut ſich ordentlich, daß einmal ein anſtändiges Mädchen aus ihr hervorgegangen iſt. Na, wir ſind im großen und ganzen gottlob angeſehen genug, um auch die Heinersdorfs und Roggenfelds mitlaufen laſſen zu können. Nach außen wahrt ja übrigens der Dorndreher den Anſtand. Sagen Sie, Grünhof, wann kommt denn der neue Acciſeverwalter?"

In der Enfilade erklang der Schritt des Grafen. Alice floh aus dem Zimmer wie ein gehetztes Reh.

Als die Gäste nach Mitternacht aufbrachen, begleitete der Graf sie bis an die Wagen und lehnte sich, als sie fortfuhren, schwer auf die Brüstung der Rampe. Der Wind hatte sich gelegt, aber es war eine kalte Nacht, und die Sterne blitzten so frostig wie Diamanten. Der Graf lauschte dem Rollen der Wagen, bis es in der Ferne verklang. Als er nichts mehr hörte als das Schweigen der Nacht, richtete er sich auf und wandte sich der Hausthür zu. So blieb er eine Weile stehen. Dann eilte er auf den Spitzen der Füße die Treppe hinauf und hielt erst an Alicens Thür still.

Er war sehr leise gegangen, aber er war doch gehört und sein Schritt erkannt worden. Die Thür ging auf, und Alice lag an seiner Brust. „Nimm mich, du Einziger, schütze mich, rette mich, thu mit mir, was du willst."

Der Graf hörte unten die mit dem Abräumen der Spieltische fertig gewordenen Diener. „Morgen — nach Tisch — auf dem Burgberg," flüsterte er, riß sich los und eilte hinab.

Am Morgen lag dichter Nebel über der Landschaft, so daß man kaum ein halbes Dutzend Pferdelängen weit sehen konnte. Als der Graf zu Pferde stieg, blickte die Gräfin, die die ganze Nacht schlaflos verbracht hatte, zu ihm nieder. „Ja, der alte Freund hat recht," sagte sie halblaut, „es wäre unrecht von

mir, ihn zu verurteilen, ehe ich ihn gehört habe. Sobald er zurückkehrt, will ich mit ihm sprechen."

Der Graf verbrachte den Tag in Hallermünde. Um die zehnte Stunde sanken die Nebel und ein herrlicher windstiller Herbsttag breitete sich über den Strom, die Felder und die Waldungen aus. Als der Graf sich an der südlichsten Grenzmark der Felder befand, hörte er aus weiter Ferne Hundegebell, Hörnerklang und hin wieder einen Schuß. Dort sauste eine fliegende Jagd in ausgelassener Weidmannsfreude durch Busch und Brache; von Stoppel zu Stoppel zogen sich Spinngewebe, die in allen Farben des Regenbogens glänzten; aus dem erntereifen Haferfelde schlüpfte ein Hase und äugte, die Löffel hin- und herbewegend, nach der Gabelweihe hinauf, die im blauen Äther ihre Kreise zog. Georg stieg vom Pferde, warf sich die Zügel über den Arm und ging langsam weiter. „Wie ist die Welt so frisch und schön," dachte er, „für den, der schuldlos durch sie schreitet!"

Als er unmittelbar vor Tisch zu Hause eintraf, fand er den alten Boniteur vor, der wieder auf ein paar Tage gekommen war. Der Alte erzählte während der Mahlzeit mancherlei, so daß der Graf nur seine Unruhe zu bezähmen hatte. Alice war nicht erschienen, sie hatte sagen lassen, sie habe Kopfweh.

„Ich werde Sie noch ein wenig allein lassen," sagte der Graf, als sie den Kaffee eingenommen hatten. „Ich habe mir den Förster mit einem Hunde,

den er dreſſiert hat, an den Waldrand beſtellt und will ſehen, ob ich ein paar Hühner ſchießen kann.“

Gleich darauf ſah die Gräfin, die auf der Veranda geblieben war, ihn mit der Flinte in der Hand durch den Park gehen. „Ich werde heute abend mit ihm ſprechen,“ dachte ſie.

Der Graf durchſchritt raſch den Park und hatte bald das Pförtchen erreicht, das in der Richtung nach dem Burgberge auf das Feld führte. Hier blieb er ſtehen, ließ die Flinte ſinken, lehnte ſich über die niedrige Umzäunung und blickte hinüber nach dem Burgberge. Pflicht, Ehre, Vernunft, Mitleid liefen noch einmal Sturm auf ſeine Leidenſchaft. Wenn er jetzt noch umkehrte, jetzt in der letzten Stunde umkehrte, konnte noch alles gut werden. Noch war nichts geſchehen, was die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft rettungslos zertrümmerte; wenn er aber dieſe Thür durchſchritt, war alles verloren. Und doch — und doch! Es überkam ihn das Gefühl, das er ſonſt gehabt hatte, wenn er beim Rennen das ſchwerſte Hindernis nahm. Eine falſche Bewegung und er konnte den Hals brechen; aber fort mit dem Gedanken, nur an das Ziel, an das Ziel.

Georg ſtieß die Pforte auf und erhob das Gewehr. Die Bewegung war ſo jäh, daß der Hahn der Flinte von dem Strauchwerk, aus dem der Zaun geflochten war, aufgeriſſen wurde und klappernd gegen die Verſicherung ſchlug.

„Das hätte leicht aller Unſicherheit ein Ende machen

können," dachte der Graf und betrat das Brett, das hier über den Umwallungsgraben führte. Er schritt aber nicht hinüber, er blieb stehen und blickte zurück auf den Zaun. Wäre die Versicherung nicht gewesen, so wäre er jetzt tot — verunglückt. Es wäre kein Selbstmord gewesen — niemand hätte das geglaubt — nein, er wäre verunglückt. Sein Weib hätte ihn als einen Verunglückten betrauern können; seine Kinder hätten einmal davon gesprochen, daß ihr Vater durch einen unglücklichen Zufall ums Leben gekommen sei, und Alice — nun, Alice wäre so rein geblieben, wie sie war.

Ein Feuerstrahl blitzte auf, ein Rauchwölkchen stieg rasch zwischen den Bäumen empor und verflüchtete sich zwischen den Zweigen, ein Knall rollte durch die klare Herbstluft und mischte sich mit dem Ton eines schweren Falles. Von der Eiche, die ihr Laubdach über das Pförtchen ausbreitete, sanken langsam einige welke Blätter herab, und ein paar Vögelchen flüchteten ängstlich auf die nächsten Bäume.

Die Tonwelle, die der Schuß hervorgerufen hatte, eilte weiter und weiter. Sie rollte an Ina vorüber, die mit den Kindern auf der Veranda saß, und rief dort die Bemerkung hervor: „Papa hat heute Glück"; sie fuhr so unerwartet in das Stübchen des alten Herrn Schwäberle, daß dieser sich erhob und ausrief: „Wie unvorsichtig"; sie traf unterwegs auf dem Burgberge ein weinendes Mädchen, das Leidenschaft und Verzweiflung zu einem verzweifelten Entschluß getrieben hatten, und das nun auffuhr und voll Angst und

Hoffnung nach dem Park hinüberblickte; sie verlor sich endlich am Rande des Waldes, wo der alte Förster mit dem neuen Hunde hielt und jetzt vor sich hinmurmelte: „Der traf. Der Graf fehlt nie."

Die Sonne sank tiefer und tiefer und ihre letzten Strahlen fielen rot auf das Schloß und den Park und das schöne friedliche Antlitz des Mannes, der am Rande desselben im Rasen lag und schlief. Ein paar Eichelhäher flatterten auf den Zweigen der Eiche neugierig hin und her; ein naseweises Eichkätzchen kletterte an ihrem Stamme nieder, eilte, dazwischen einhaltend und auf den Hinterbeinen sitzend, auf ihn zu; eine Goldammer saß in der Spitze des kleinen Tannenbaumes am Wege und sang ihm ihr einfaches Schlaflied. Dann wurde alles still und die Sterne traten nach und nach hervor, bis der dunkle Himmel sich wie eine mit Diamanten besetzte Decke über die Felder, den Park und den Schläfer breitete.

Der Förster war längst wieder nach Hause gegangen; Alice war in das Schloß zurückgekehrt, war niedergefallen auf ihre Knie und hatte Gott in heißem Gebete dafür gedankt, daß der Graf nicht gekommen war; die übrigen hatten zu Abend gegessen und sich dann auf ihre Zimmer zurückgezogen. Daß der Graf noch nicht zurück war, fiel niemand auf. Er war schon oft auf eine Stunde fortgegangen und erst nach zwölf nach Hause zurückgekehrt; er hatte sich dann eben von einem Geschäft zum anderen begeben oder er hatte die Nacht beim Förster geschlafen, um am

anderen Morgen weiter zu jagen. Letzteres zumal geſchah in der Jagdzeit nicht ſelten.

Und doch litt Ina gerade heute ſchwer darunter, daß er nicht heimkehrte. Eine unerträgliche Sehnſucht nach ihm zerriß ihr Herz. Was hätte ſie darum gegeben, wenn ſie jetzt gleich mit ihm hätte ſprechen können! Ja, es war ſehr unrecht, daß ſie es nicht ſchon früher gethan hatte. War es nicht ihre Pflicht geweſen, als ſie die Gefahr bemerkte, ihn vor ſich ſelbſt zu warnen? Wenn er gefallen war — trug ſie dann nicht die Schuld an ſeinem Fall? Ach, wenn er nur käme, wenn er nur endlich käme!

Der Reitknecht des Grafen, ein flotter junger Burſche, kehrte im erſten Morgengrauen von ſeinem Schatz nach Hauſe zurück. Es fröſtelte ihn in der kalten Luft und er ſchritt tüchtig aus. „Dieſe Herren — jene Herren — meinem Herrn kommt keiner gleich!“ ſang er mit heller Stimme durch die Stille um ihn her.

Als er an das Pförtchen kam, ſtockte er. Da lag der Graf und ſchlief. Der Reitknecht beugte ſich zu ihm nieder, fuhr entſetzt zurück und flog wie ein Pfeil durch das Gebüſch dem Schloſſe zu. Amalie hörte ihn unter den Fenſtern vorüberlaufen. „Wer läuft da?“ ſagte ſie, zur Gräfin gewendet, und ſtieß das Fenſter auf. Sie hörten, wie das Fenſter des Dienerzimmers klirrend eingeſchlagen wurde. „Raſch, raſch,“ rief die Stimme des Reitknechts, „kommt — helft — dem Grafen iſt die Flinte losgegangen — er liegt erſchoſſen im Park!“

Dreizehntes Kapitel.

An einem Sommerabend klopfte ein junger Kurländer spät abends an die Thür des Hotels in einem vielbesuchten Tiroler Dorf. Er hatte einen zehnstündigen Marsch über die Berge gemacht und war todmüde. Als ihm die Thür geöffnet wurde, hörte er in der dunkeln Vorhalle jemand im ausgesprochensten Dialekt seiner Heimat ausrufen: „Erbarme dich, ist das ein Schweinehund!" Froh, so unerwartet einen Landsmann gefunden zu haben, und durch die charakteristische Ausdrucksweise desselben höchlichst ergötzt, trat der Fremde näher. „Ich will Hans heißen, wenn Sie nicht der Doktor Berg sind!" rief er lachend. Der Angeredete, der bisher mit dem in demütiger Haltung vor ihm stehenden Wirt verhandelt hatte, wandte sich rasch um. „Guten Tag," sagte er, „sind Sie ein Landsmann?"

„Jawohl. Erkennen Sie mich nicht?"

„Pfui, nicht die Spur. Es ist ja stockrabenfinster. Wer sind Sie?"

Der Fremde nannte seinen Namen.

„Na ja, wir kennen uns. Schön. Können Sie mir bis morgen abend fünfhundert Gulden geben?"

„Das nicht, aber dreihundert."

„Danke. Hören Sie, Herr Mayr oder wie Sie Schwindler sonst heißen, ich lege noch bare dreihundert Gulden zu."

„Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, daß ich Ihnen die Erlaubnis nicht geben könnte, und wenn Sie mir dreitausend Gulden gäben. Ich habe schon sehr viele Engländer im Hotel und ich erwarte noch mehr. Ich würde sie alle verlieren."

„Hol Sie der Teufel! Kommen Sie." Der Doktor nahm den Arm des Fremden und stieg mit ihm die Treppe hinan. „Was haben Sie nur?" fragte dieser oben und blieb auf dem nur durch eine Öllampe spärlich erhellten Korridor stehen.

„Haben Sie schon Ihr Zimmer?" fragte der Doktor.

„Zwei Stiegen höher," erwiderte der Wirt, der ihnen gefolgt war.

„Schön, kommen Sie."

Sie stiegen noch zwei Treppen hinauf und betraten ein kleines Zimmerchen. Der Wirt steckte eine Kerze in Brand und fragte, ob die Herrschaften noch etwas wünschten. Der Fremde verlangte eine Flasche Wein. „Sie trinken doch mit?" fragte er.

„Na ja, meinetwegen."

Als der Wirt das Zimmer verlassen hatte, fragte der Fremde wieder: „Was haben Sie nur, Doktor?"

Der Doktor ging mit schweren Schritten ein

paarmal auf und ab, ſchneuzte ſich und fuhr ſich mit ſeinem rotſeidenen Taſchentuch über die Augen.

„Kennen Sie die Rotenhöffſche Frau?“ fragte er und blieb vor dem Fremden ſtehen. Das Licht der Kerze ſchien ihm hell ins Geſicht, das rot und entſtellt ausſah.

„Beſter Doktor,“ erwiderte der Gefragte, „es gab eine Zeit, in der ich von jeder —ſchen Frau wußte, wer ſie war; aber ich bin ſo lange aus der Heimat fort, es ſind mittlerweile ſo viele Rotenhöffſche Frauen Schwarzenhöffſche geworden und umgekehrt, und ſo viele junge Frauen an die Stelle ihrer Mütter oder Schwiegermütter gerückt, daß ich nicht mehr Beſcheid weiß. Soviel mir erinnerlich iſt, gehörte Rotenhof früher einem Polderkamp, der auf der Jagd verunglückte, und dieſer hatte es von einem Fremden gekauft, Hamilton oder Douglas, was weiß ich.“

„Na ja, Campbell hieß er, und er hat es nicht verkauft, ſondern ſeiner Tochter mitgegeben. Aber einerlei.“

Der Doktor machte wieder ein paar Schritte, ſetzte ſich dann auf das Bett, ſtützte den Arm auf das Knie und legte den Kopf auf die Hand. „Die Sache iſt die,“ erzählte er. „Wir waren mit den alten Campbells, der Gräfin Polderkamp und den jungen Gräfinnen in Innsbruck. Von dort aus machten die Gräfin und ich einen Ausflug in die Berge hierher. Vor zwei Stunden ungefähr ſtarb die Gräfin. Ich habe einen Boten auf die Telegraphenſtation geſchickt, aber ſie können trotzdem nicht vor morgen

mittag hier ſein. Nun verlangt dieſer Hundeſohn von einem Wirt, daß die Tote aus dem Hotel geſchafft wird. Ich war ſo wütend, daß ich noch nicht begreife, wo ich die Selbſtbeherrſchung herbekam, ihn nicht zu Boden zu ſchlagen. Na ja! Wer will aber auch an einer Leiche Streit haben!"

Der Doktor warf ſich auf das Kiſſen und ſchluchzte laut.

Der Fremde war tief erſchüttert. „Aber, beſter Doktor," ſagte er, „der Mann wird doch nicht verlangen, daß Sie die Tote ins Freie ſchaffen?"

Es währte eine Weile, bis der Doktor ſich ſoweit gefaßt hatte, daß er antworten konnte. „Nein," ſagte er, „er will ſie in eine Scheune bringen — mein Jnachen in eine Scheune! Daß Gott erbarm — als ob ſie in ihrem Leben nicht ſchon genug gelitten hätte!"

Der Fremde erbot ſich, mit dem Doktor bei der Toten zu wachen. Der Doktor erhob ſich, wiſchte ſich mit dem Tuch die Thränen aus den Augen und ſagte: „Kommen Sie, Sie ſind ja ein Landsmann; gegen Sie wird auch Amalie nichts haben." Sie ſtiegen langſam die knarrenden ächzenden Treppen hinab. Der Doktor öffnete in der erſten Etage eine Thür, und beide traten ein.

Eine große, finſter blickende Frau trat ihnen entgegen.

„Der Herr iſt ein Landsmann, Amalie," ſagte der Doktor lettiſch, „und er wird uns helfen, der gnädigen Frau die letzte Ehre zu erweiſen." Der Name

des Fremden war Amalie bekannt. „Gottlob, endlich einmal einer von uns unter dieſen Deutſchen und Heiden!“ rief ſie ebenfalls lettiſch.

Sie befanden ſich in einem großen dreifenſtrigen Zimmer. In der Mitte desſelben ſtand ein Bett, und auf dieſem lag, ganz in weiße Tücher gehüllt, die Tote. Rechts und links vom Kopfende des Bettes brannten auf kleinen Nachttiſchchen ein paar Kerzen. Das Geſicht der Toten trug einen unendlich vornehmen, edlen Ausdruck; der Fremde hatte nie ein ſchöneres Antlitz geſehen.

Es wurde leiſe an die Thür geklopft. Der Doktor öffnete, und der Wirt und ſechs Kellner traten mit einer Tragbahre ein. Sie waren alle im Frack, aber ſie hatten die Stiefel abgelegt.

Die Matratze wurde nun vorſichtig aus dem Bett gehoben und auf die Tragbahre gelegt. Amalie ſprach ein kurzes lettiſches Gebet, dann ging der Wirt mit zwei Lichtern voran, die Kellner hoben die Leiche auf, und der Zug bewegte ſich langſam und unhörbar über den Korridor und die Treppe hinab über den Hof in einen ſcheunenartigen Raum, der im Winter, wenn das Hotel geſchloſſen war, als Tanzſaal diente. Der Wirt hatte das für die Muſikanten beſtimmte Podium in die Mitte des Saales rücken laſſen, man holte auch das Bett herunter und ſtellte es auf die Erhöhung. Dann legte man die Tote auf das Bett und ſtellte kleine Tiſchchen, auf denen Kerzen brannten, rings um ſie her.

Als alles fertig war, wollte der Wirt die Fenſter

verhängen, aber Amalie ſtieß ihn zurück. „Die gnädige Frau ſchläft nicht bei verhängten Fenſtern." Der Wirt zuckte die Achſeln und entfernte ſich. Amalie verſchloß hinter ihm die Thür, ſtellte eine Bank neben das Fußende des Bettes und ſetzte ſich darauf. Dann öffnete ſie das mitgebrachte Geſangbuch und ſang langſam ein Totenlied nach dem anderen. Mitunter zitterte ihre Stimme, und manche Thräne rollte über ihre Wangen, aber ſie hielt keinen Augenblick inne. Der Doktor und der Fremde hatten ſich auf die Bank geſetzt, die an der Wand entlang lief, und flüſterten leiſe miteinander. „Weß das Herz voll iſt, läuft der Mund über." Der Doktor erzählte in jener Nacht dem Landsmann die Geſchichte der Gräfin und ihres Gemahls.

„Und was wurde aus der Gouvernante?"

„Mein Gott, die arme Kleine war ja noch ſo blutjung. Sie hat nachher einen benachbarten Gutsbeſitzer geheiratet, ſeinen Freund, und ſie lebt glücklich mit ihm; aber ich glaube nicht, daß ſie unſeren Grafen vergeſſen hat. Mein Gott! Wer könnte das auch?"

Als die Sonne aufging, wurde an die Thür geklopft. Es war ein Telegramm aus Innsbruck eingetroffen. „Sie ſind ſchon unterwegs, Amalie," ſagte der Doktor.

Der Fremde erhob ſich. „Leben Sie wohl, Doktor." Der Doktor umarmte ihn. „Leben Sie wohl," erwiderte er und wandte ſich ab. Amalie ergriff die Hand des Fremden und führte ſie an ihre Lippen. „Mit Gott, Herr," ſagte ſie, mit ihren Thränen

kämpfend. „Gott vergelte es Ihnen, daß Sie unſerer gnädigen Frau die letzte Ehre erwieſen haben."

Draußen glühten die Gletſcher und der Schnee auf den Bergſpitzen ſchon in rotem Licht, während über den Bergwäldern an den Halden und über dem Thal noch die Schatten der Nacht lagen. Der Fremde ſtieg lange bergauf. Da, wo der Pfad, den er verfolgte, das Thal verließ, blieb er ſtehen, wandte ſich um und blickte nieder auf das Dorf tief unter ihm. Dort — dort unter den roten Stämmen der Kiefern neben dem weißen Hotel das dunkle Gebäude, das enthielt den Raum, in dem der Doktor und Amalie bei der Leiche der Gräfin wachten.

Rings um ihn blühten rote Alpenroſen und blauer Enzian, und dort an jenem Stein breitete auch ein Edelweiß die ſammetweichen Zweiglein aus. Aus dem Thal erhob ſich eine Lerche und flatterte ſingend höher und höher, bis ſie hoch über dem Dorfe gleichſam ſtill hielt.

Der Fremde hob ſeinen Stock, der ihm entfallen war, auf und wanderte weiter. Noch ein paar Schritte, und ein anderes Thal öffnete ſich ſeinen Blicken; aber er hat jenes erſte ebenſowenig je vergeſſen wie die Geſchichte von „unſerem Grafen".

Druck von Velhagen & Klaſing in Bielefeld.

Princeton University Library
32101 068985678